ERINNERUNGEN UND LEBEN DER MALERIN LOUIS SEIDLER

Louise Seidler, Hermann Uhde-Bernays

From the
Fine Arts Library
Fogg Art Museum
Harvard University

Digitized by Google

Louise Seidler.

Digitized by Google

Erinnerungen und Leben

der Malerin

Louise Seidler

(geboren zu Jena 1786, gestorben zu Weimar 1866).

Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet

von

Hermann Uhde.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

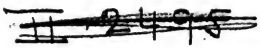
Berlin, 1875.

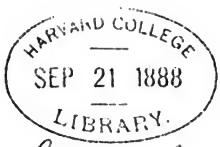
Verlag von Wilhelm Hertz.

(Besser'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

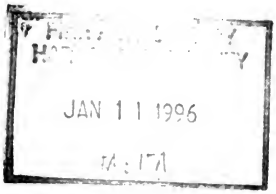
FA 4632.2





Sever fund.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Digitized by Google

Ihrer Majestät

der

Deutschen Kaiserin

Augusta

Königin von Preußen, Herzogin zu Sachsen

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Digitized by Google

Einleitung.

Vom Herausgeber.

„Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle!"
(Goethe.)

Als ich im Juni des Jahres 1870 in Weimar liebe Freunde besuchte, wurde mir ein Paket loser Blätter zur Durchsicht übergeben, welches lange vergeblich der ordnenden Hand geharrt hatte. Es waren die Papiere der 1866 gestorbenen Sachsen-Weimarischen Hofmalerin Fräulein Louise Seidler; den Inhalt bildeten Jugenderinnerungen aus Jenas und Weimars klassischer Zeit, unbekannte Briefe Goethes, Mittheilungen über des Dichters Häuslichkeit, über das Frommannsche Haus und seine Freunde, über Philipp Veits, Overbecks, Thorwaldsens und anderer Meister Leben in Rom, über eine ganze Reihe merkwürdiger Menschen aus Künstler-, Gelehrten- und staatsmännischen Kreisen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Sehr vieles darunter war völlig neu, anderes erschien eigenthümlich durch die Auffassung der Erzählerin, das Ganze war unzweifelhaft der Sichtung und alsdann der Veröffentlichung werth.

Man vertraute mir die Blätter zur Herausgabe an, ich konnte diese jedoch, da ich als Berichterstatter auf den Schauplatz des

Digitized by Google

französisch-deutschen Krieges entsendet wurde, erst im März 1872 beginnen. Damals ließ ich in den „Hamburger Nachrichten" Bruchstücke der Handschrift erscheinen, welche trotz starker Lücken nicht ohne Anklang blieben. Nachdem so die Theilnahme für die verstorbene Künstlerin wieder angeregt worden, gelang es, von den verschiedensten Seiten her Material zur Ergänzung des Mangelnden herbeizuschaffen*). Nun wurde eine abermalige Bearbeitung unternommen, deren Hauptschwierigkeit darin lag, daß sich im Original beständig Urtheile, Wahrnehmungen und Thatsachen zusammengestellt fanden, welche nach Zeit und Raum durchaus unvereinbar waren. Einzelnheiten aufzählend, deren Erwähnung sie unvermerkt an die Schwelle des eigenen Greisenalters führte, hatte Louise Seidler den lang ausgesponnenen Faden ihres Berichtes selten wieder mit dem Ausgangspunkte verknüpft, und so reihte sich Episode an Episode, Skizze an Skizze: der sprechende Beweis, daß die Erinnerungen, wie sie grade farbenfrisch vor dem Geiste der fast blinden Erzählerin heraufzogen, dritten Personen dictirt worden waren.

Zur Verbindung des Unvermittelten erschienen Auszüge aus Briefen Louise Seidlers am meisten geeignet; wo diese fehlten, mußten Akten, Notizbücher und Tagesheste zu Rathe gezogen werden, so daß — durch Gruppirung unter Einen Gesichtspunkt und planmäßig innegehaltene Reihenfolge der Einzelnheiten — jenes Ganze, welches der Leser im ersten und zweiten Theile des Werk-

*) Dieses Material ist für die zweite Auflage des vorliegenden Buches noch wesentlich vermehrt worden. Außer den werthvollsten eigenen Aufzeichnungen und Briefen Louise Seidlers, welche zu Berichtigungen und Ergänzungen verwendet werden konnten, sind namentlich die Tagebücher des Malers J. C. Schinz von Wichtigkeit gewesen. Erfreulich ist auch der Zuwachs an vier bisher ungedruckten Briefen Goethes.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Jugendzeit.

Jena. Gotha. Dresden. München.

(1786—1818.)

„Und wäre dir auch was verloren,
Erweise dich wie neugeboren;
— — — — — — —
Mußt dich an eignem Thun ergetzen,
Was Andre thun, das wirst du schätzen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und das Uebrige Gott überlassen."
(Goethe.)

Digitized by Google

chens vor sich hat, oft Zeile um Zeile, mosaikartig, zusammengestellt wurde. Alles vorhandene Material ward gewissenhaft benutzt; sollten sich Nachträge finden, wenn diese Blätter in weitere Kreise dringen, so würde der Herausgeber für deren Mittheilung aufrichtig dankbar sein.

Das Leben der Malerin von 1823 bis zu ihrem Tode schildert der dritte Theil des Buches, der jedoch um so weniger auf breite Ausführlichkeit Anspruch macht, als alle Quellen, welche über Louise Seidlers fernere Erlebnisse Aufschluß geben könnten, nur spärlich fließen. Indessen mag das Gesagte genügen, denn wie Louise Seidler selbst ihre Persönlichkeit voll seltener Bescheidenheit stets im Hintergrunde gehalten hat, so würde ihr ein schlimmer Dienst erwiesen werden, wollte man sie nach irgend einer Seite hin bedeutender zeichnen, als sie war. Die alte Erzählerin will und kann nur als Spiegel gelten, der, was in seinem Bereiche liegt, wiederstrahlt; aber dieses ist ebenso denkwürdig, wie bedeutend, und der Spiegel ist von seltener Güte und Reinheit.

Ueber diese Eigenschaften — die Treue und Zuverlässigkeit der Entschlafenen — herrschte unter deren Freunden vollste Einstimmigkeit; die Beschäftigung mit den Papieren Louise Seidlers konnte dies Urtheil lediglich bestätigen. Wenn Demuth, tiefe Religiosität und sittlicher Adel Bürgschaften geben können für unbedingte Liebe zur Wahrheit, so dürfen wir an dieser in Louise Seidlers Berichten keinen Augenblick zweifeln. Wer aber am schönen Ziele kühnster Wünsche, wie unsere Künstlerin, als sie am Morgen des 29. October 1818 zu Rom erwachte, im schriftlichen Selbstgespräche ausrufen kann: „Heiliger Gott, wie ist deine Güte groß, mir dieses Glück zu gewähren! Werde ich auch dankbar genug sein für so viel

Digitized by Google

Gutes?“ —; wer am Vorabend seines ersten Geburtstages in Rom betet: „Allgütiger, darf ich noch auf mehrere so herrliche Jahre hoffen? Möchtest du mich immer besser machen, sie zu verdienen!“ —; wer endlich bei der herben Kritik, welche eine freudigen Muthes begonnene Kunstschöpfung aus berufenem Munde erfährt, gefaßt zu sagen vermag: „Ich fiel mit Einem Male aus einem weiten Himmel von Hoffnungen. Indeß — Gott lenkt Alles zum Besten; diese Demüthigung ist gewiß noch zu meinem Heile!“ —; wer solche und ähnliche Bemerkungen in seine geheimsten, für kein fremdes Auge bestimmten Aufzeichnungen verwebt: dessen Charakter muß so gediegen, so achtunggebietend und würdig erscheinen, daß über seine Aufrichtigkeit kein Zweifel entstehen wird.

Möge nunmehr die Künstlerin das Wort ergreifen.

Digitized by Google

Ein ſchöner junger Mann hatte durch ſeine ſtattliche Geſtalt die Aufmerkſamkeit König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, welcher bekanntlich für hochgewachſene Leute eine ausgeſprochene Liebhaberei beſaß, auf ſich gezogen und ſollte auf Befehl dieſes Monarchen zum Soldaten gepreßt werden. Mit Lebensgefahr entfloh er auf ungebahnten Wegen über Gräben und Hecken, bis er endlich Braunſchweig erreichte, wo er ſich vor den Werbern ſicher fühlte. Er haßte den Soldatenſtand; ſein Sinn war den Beſchäftigungen des Friedens, den Künſten und Wiſſenſchaften zugeneigt. Um dieſen ungeſtört nachleben zu können, entſagte er ſeinem Adel, ſeinen Familienverbindungen in Preußen, ſeinem Vermögen (welches der König confiscirte) und nahm, um allen Nachforſchungen zu entgehen, den Namen Seidler an. Dieſer Mann war mein Großvater.

Er blieb in Braunſchweig, wurde vermöge ſeines reichen Wiſſens 1745 Profeſſor an dem damals neu begründeten, ſogleich einen großen Aufſchwung nehmenden Collegium Carolinum und heirathete einige Jahre ſpäter ein Mädchen von guter, wenn auch nicht begüterter Familie aus Wolfenbüttel. Als nun die Herzogin Anna Amalie von Weimar, eine geborene Prinzeſſin von Braunſchweig, für ihre Söhne Carl Auguſt und Conſtantin paſſende Lehrer ſuchte, fiel ihr Augenmerk auch auf den Braunſchweiger Profeſſor, und ſo ward Johann Wilhelm Seidler Oſtern 1761 mit dem Titel eines „Fürſtlich Eiſenach- und Weimariſchen Oberconſiſtorialraths" nach Weimar berufen und blieb „Inſtructor beider Prinzen", bis dieſe erwachſen waren; 1772 trat ihm Wieland, 1775 der Hauptmann von Knebel als „Aufſeher des Prinzen Conſtantin" zur Seite; die Oberaufſicht der Erziehung beider

Digitized by Google

Prinzen war seit 1762 dem Geheimrath Johann Eustachius Grafen von Schlitz, genannt Görtz (dem späteren preußischen Staatsminister) anvertraut. Von den zahlreichen Kindern des Oberconsistorialraths Seidler war mein Vater, welcher, wie die Mehrzahl seiner Geschwister, noch zu Braunschweig geboren wurde, das vierte.

Da ich im Laufe meiner Erzählung noch oft auf meine Familienverhältnisse zurückkommen muß, so will ich gleich hier eine Uebersicht meiner Blutsverwandten geben. Die Großeltern *) wohnten im s. g. „gelben Schlößchen" zu Weimar, Wand an Wand mit der Familie von Kotzebue; dort wurden ihnen noch vier Kinder geboren; sechs hatten sie schon aus Braunschweig mitgebracht. Meine älteste Tante heirathete den Hofprediger Basch zu Weimar; sie gehörte dem auserwählten Cirkel der Frau von Stein, Goethes Freundin, an. Basch starb früh; die kinderlose Wittwe vermählte sich mit dem Buchhändler Ettinger in Gotha, und ihr Haus spielte dort etwa die Rolle, wie in Jena das Frommannsche. Sie ward Mutter dreier Kinder, von denen mein zweiter Cousin, Eduard, mir in Italien ein hilfreicher Freund geworden. — Die zweite Tante trat als Kammerfrau in den Dienst einer Prinzessin von Meiningen und wurde dort die Gattin eines Musikers; die dritte, Amalie, heirathete kurz vor meiner Geburt den begüterten Bibliothekar, späteren Kriegsrath Reichard in Gotha, bekannt als Mitdirector der Hofbühne neben Eckhof, als Herausgeber der „Theaterkalender" aus dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts, des „genealogischen Taschenbuchs", u. s. w. Sie war so schön,

*) Louise Seidler hat sie in Oel gemalt, den Großvater nach vorhandenen Bildern, die Großmutter aus dem Gedächtniß. Großherzog Carl Alexander von Weimar kaufte 1874 diese Gemälde, deren Erlös der „Louise Seidler-Stiftung" zufiel, aus dem Nachlasse der Künstlerin an, um ihnen im Großh. Witthums-Palais unter den dort befindlichen Erinnerungen an die Herzogin Anna Amalie einen Platz anzuweisen. Gewiß verdient Joh. Wilh. Seidler dieses ehrende Andenken, denn wen eine Anna Amalie aus Braunschweig beruft, wem Jahre lang der Unterricht zweier Prinzen anvertraut wird, wer endlich dem Unglück des Schloßbrandes mit Aufopferung seiner Gesundheit, ja, seines Lebens zu wehren bestrebt ist, der kann kein unbedeutender Mensch gewesen sein.

Digitized by Google

daß ihre Erscheinung überall das größte Aufsehen erregte. — Meine vierte Tante ward die Frau des berühmten Philologen Jacobs, welcher sich nach ihrem Tode mit seiner Schwägerin Dorette, des Oberconsistorialraths Seidler fünfter Tochter, verband. Diese Tante Dorette war der Schutzengel meines Lebens; ich komme auf sie zurück. Hier erwähne ich nur noch, daß mein guter Onkel Jacobs, durch doppelte Ehebande an unsere Familie gekettet, 1803 Vater eines Sohnes geworden ist, mit dem mich gleiches künstlerisches Streben verbunden hat: der berühmte Historienmaler Paul Emil Jacobs, der in zwei Hemisphären auf großen Ausstellungen die ersten Preise erhielt, ist mein Vetter.

Mein ältester Oheim, Heinrich Seidler, ward Herzogl. Weimarischer Oberconsistorialsecretär und gleichzeitig, seiner wohlklingenden Stimme wegen, mit kleiner Zulage als Tenorist bei der Oper angestellt. In letzterer Eigenschaft mußte er bei den Hofconcerten und Aufführungen des Herzoglichen Liebhabertheaters*) in Weimar, Tiefurt und Ettersburg mitwirken; Goethe theilte ihm manche ehrenvolle Aufgabe zu, so z. B. war er Niclas in der „Fischerin", Zigeunerbursch im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", der erste Arkas in der damals (1779) nur in Prosa vorhandenen „Iphigenie" u. s. w.

Zwei jüngere Söhne meines Großvaters von denen der eine Theologie studirte, traten in russische Dienste und bekleideten ehrenvolle Aemter in Livland; sie sind jetzt verschollen. Der dritte wurde akademischer Buchhändler in Jena und endete durch Selbstmord; sein ältester Sohn ward Gouverneur der jungen Fürsten Schwarzenberg zu Wien, seine älteste Tochter, meine Cousine, die Frau des späteren Consistorialraths Gensler in Coburg.

Meinen Vater machte Carl August zum Universitätsstallmeister zu Jena; in dieser Stellung heirathete er nach achtjährigem Verlöbniß ein schönes, wackeres Mädchen, Sophie Kretschmar aus Sulza, meine Mutter, die außer mir nur noch einem todtgeborenen Sohne und einer

*) Vergl. über dieses Peuers Schilderung in „Weimars Album", S. 55 fg. Ueber Heinrich Seidler: Pasqué, Goethes Theaterleitung II, 263.

Tochter, Namens Wilhelmine, das Leben gab. Ich, die Aelteſte, bin am 15. Mai 1786 geboren.

Häusliche Zerwürfniſſe, die ſich leider von Jahr zu Jahr ſteigerten, warfen ſchon früh einen Schatten auf meine Jugend; um mich ſo üblen Eindrücken zu entziehen, gab mich die Mutter in meinem fünften Jahre gänzlich in das Haus meiner Großmutter, der Oberconſiſtorialräthin, welche — nachdem ſie durch den Tod ihres Mannes zur Wittwe geworden — mit ihrer Familie nach Jena übergeſiedelt war. Dort gerieth die alte Dame anfangs in die drückendſte Lage; Vermögen hatte ſie ja nicht geerbt und mußte doch für eine Reihe von Kindern ſorgen, von denen erſt die wenigſten ſelbſtändig waren. Die tüchtige Frau zeigte ſich jedoch ihrer ſchweren Pflicht gewachſen und erlebte noch die Freude, alle ihre Kinder, außer der guten Tante Dorette, von welcher ſie bis an den Tod treulich gepflegt ward, ganz vortrefflich verſorgt zu ſehen. Auch wurden die erſten ſchweren Jahre nach dem Hinſcheiden des Großvaters der Wittwe deſſelben bald durch fürſtliche Gnade erleichtert, denn da der Verſtorbene ſich ſeine tödtliche Krankheit bei dem Schloßbrande zu Weimar, 1774, zugezogen hatte, ſo genügte dies dem Edelſinne der Herzogin Anna Amalie, ſich ſeiner Hinterbliebenen fürſorglich anzunehmen; auf ihre Veranlaſſung erhielt meine Großmutter Wohnung in einem ehemaligen Kloſter.

An dieſes Gebäude knüpfen ſich meine früheſten Jugenderinnerungen; als es mir zur Heimath wurde, waren mit Ausnahme der erwähnten Tante ſchon ſämmtliche Kinder der Großmama in alle Welt zerſtreut. Von jenen zwei edlen Frauen wurde durch eine ſehr ſorgfältige Erziehung der Grundſtein meines ſpäteren Lebensglückes gelegt; ich verdanke daſſelbe namentlich meiner Tante Dorette, welche Herz und Geiſt mit feſtem Willen und großer Thatkraft vereinigte*). Durch

*) Dorette Seidler (und nicht Louiſe, wie K. Goedeke laut II, 503 ſeiner Ausg. d.s betr. Briefwechſels geglaubt) hat nach Schillers Brief an Körner vom 28. Mai 1789 lebhaften Eindruck auf den Dichter gemacht. „Ein einziges Mädchen iſt hier," ſchreibt er, „das mir nicht übel gefällt; es iſt die jüngſte Schweſter der Reichard und Ettinger in Gotha, eine Seidler. Ohne viel Geiſt,

Digitized by Google

diese Eigenschaften hat sie im höchsten Maße vortheilhaft auf mich gewirkt, und da sie außerdem über ein reiches Wissen gebot, so leitete sie in Gemeinschaft mit der Großmutter meinen ersten Unterricht, den später auch meine Schwester Wilhelmine mit mir theilte, welche übrigens im elterlichen Hause belassen wurde.

Das düstere, geheimnißvolle Aeußere unseres alterthümlichen Klosters zog mich stets besonders an; nicht minder merkwürdig für meinen Kinderſinn war sein Inneres. Lange Corridore verbanden die Zimmer; zu denen der Großmutter führte gar eine steinerne Wendeltreppe! Im Aufgange zum ersten Stockwerk hing (und hing noch viele Jahre später) das lebensgroße Bild der Erbauerin des Klosters, einer Frau in schwarzem Kleide mit großem Stehkragen, die Züge ernst und finster. Da die Sage behauptete, die schwarze Frau spuke, sobald das Bild herabgenommen würde, so ging ich an diesem nie ohne geheimes Grauen vorüber. Allein es gab keinen andern Weg zu Großmamas Zimmern.

Aus der Putzstube dieser ernsten, überaus würdevollen und förmlichen Frau hatte ich mittels eines Schiebfensterchens den Blick in einen weiten Saal, der den Studenten zum Fechtboden diente. Die Wände desselben waren geschmückt mit großen Portraits alter, längst vermoderter Herren in verschollener Tracht; es waren die Bildnisse ehemaliger akademischer Fechtmeister. Steif schauten sie herab auf das lärmende Treiben einer jüngeren Generation zu ihren Füßen, welche munter Terzen und Quarten stieß oder über ein hölzernes Pferd voltigirte, das in der Mitte des Saales stand. Noch wohnte mit uns in dem Kloster die Wittwe des letzten Fechtmeisters, eine mürrische, wegen der Tyrannei gegen ihre Mägde berüchtigte Frau, welche von Jedermann gemieden wurde, da sie in ihrer düstern, einem Laboratorium ähnlichen

---

hat sie viel Gefälliges und viel Güte des Charakters, und ohne grade hübsch zu sein, gefällt mir ihr Aeußerliches auch nicht übel. Sie lebt hier mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, der Stallmeister bei der Universität ist. Sie hat eine gute Erziehung und auch einige Feinheit des Umganges, die man hier selten findet." Eine Charakteristik, die im Wesentlichen auch auf Louise paßt.

Digitized by Google

Küche allerlei Eſſenzen braute, von denen man nichts Gutes munkelte. Eines Tages bewog mich dieſe wunderliche Alte, indem ſie mir einen Apfel verſprach, in ihre Stube zu kommen; als ich aber über die Schwelle ſchreitend der Thür gegenüber einen bluttriefenden Ecce homo mit der Dornenkrone auf dem Haupte erblickte, während zugleich zwei ſchwarze Katzen auf mich zuſprangen, erſchrak ich ſo heftig, daß ich laut ſchreiend davon lief. Nichts in der Welt hätte mich vermocht, die Alte ein zweites Mal zu beſuchen.

Uebrigens ſtarb ſie bald darauf; ihre Leiche wurde im Fechtſaale ausgeſtellt. Die Neugierde trieb mich noch Abends ſpät an der Großmutter Guckfenſterchen, um die Todte zu betrachten, doch wer beſchreibt mein Entſetzen, als ich eine Schaar wilder Frauengeſtalten erblicke, die lachend und ſchreiend den von brennenden Candelabern umſtellten Sarg umtanzen! Es waren die vormaligen Dienſtmägde der Verſtorbenen, welche — von dieſer oft mit rückſichtsloſer Strenge behandelt — ſich aus Rachgier zu ſo grauſer Orgie zuſammengefunden hatten.

Noch eine, aber freundlichere Erinnerung an dieſen Fechtboden iſt mir geblieben: ich ſah nämlich auf demſelben Schillers „Räuber" von Studenten aufführen. Heute noch ſchwebt mir die Geſtalt eines blonden Jünglings vor Augen, der, als Mädchen gekleidet, vollſtändig coſtümirt und friſirt in einer Portechaiſe herbeigetragen wurde, um die Rolle der Amalie zu geben. Alle die jungen Männer ſpielten feurig und ſangen das Räuberlied mit größter Begeiſterung. Es ging überhaupt ein romantiſcher Zug durch die damalige Zeit; die Alten laſen Spießſche Ritterromane, und wir Kinder, Knaben wie Mädchen, waren glücklich, wenn wir „Burggrafen und Edelfräulein" vorſtellen konnten. Am Fuße des Hausberges, dicht bei Jena, hatten wir in einem Grasgarten ein felſiges Terrain entdeckt, welches ſich zu einer kleinen Burg vortrefflich eignete, ſogar eine Warte fehlte nicht. Hier ſpielten die Knaben Turniere abſonderlicher Art; wir Mädchen waren dabei die Burgfräulein, welche dem Sieger ein Kränzlein reichten. Dieſe Spiele nahmen meine Seele ſo ſehr ein, daß ich ſie auch zu Hauſe fortſetzte und dort einſt mit der als Schwert verwendeten Elle die Talglichter vom Tiſche

Digitized by Google

herunter agirte — worauf ich denn in einer dunkeln Kammer die Freuden des Burgverließes zu kosten bekam. Nichtsdestoweniger fingen am folgenden Tage die Turniere und Ritterspiele wieder an; ich rüstete eine ganze Armee muntrer Knaben mit bunt bemalten Helmen und Harnischen oder blutig gefärbten Schwertern aus. Denn schon war ich so weit herangewachsen, daß ich Elementarunterricht, daneben aber auch Unterweisung im Zeichnen erhielt; lebhaft erinnere ich mich des Ergötzens, welches das Portrait unserer Köchin, sowie dasjenige unseres häßlichen, struppigen alten Hundes, den ich lebensgroß malte, Allen bereitete, denen diese kindlichen Erzeugnisse zu Gesicht kamen.

Dieser Hund, Dacke mit Namen, war ein unausstehlicher Beller und Kläffer; eine Eigenschaft, durch welche er sich den ernsten Unwillen Goethes zuzog. Der Dichter brachte in jenen Jahren oft ganze Monate in dem Hauptflügel des alterthümlichen Jenaischen Schlosses zu, dessen Querbau meinem Vater als Dienstwohnung angewiesen war; die beiderseitigen Fenster — jene Goethes und die meiner Eltern — lagen einander grade gegenüber; beide gingen auf den inneren Schloßhof. Ich bemerkte nun, wenn ich bei den Eltern war, mit nicht geringem Verdrusse, daß Goethe, dem alles Hundegebell in den Tod zuwider war, häufig nach Dacke, meinem beständigen treuen Begleiter, erklärten Lieblinge und Spielkameraden, warf, um ihn unter seinem Fenster fortzujagen; ja, endlich gab er den gemessenen Befehl, das Thier solle eingesperrt oder ganz weggeschafft werden. Als dasselbe nun bald darauf starb, welcher Todesfall mir bittere Thränen entlockte, warf ich einen großen Haß auf Goethe, denn ich ließ mir nicht ausreden, daß er meinen Dacke habe umbringen lassen *). Solcher Haß auf den Dichter hielt mich jedoch nicht ab, unter den Fenstern seiner Zimmer mit seinem damals etwa siebenjährigen Sohne, der den Vater häufig besuchte, recht

*) In den „Römischen Elegieen", welche um 1790 entstanden, singt Goethe:

„Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am meisten
Hundegebell mir verhaßt, — kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen: den Hund, den sich der Nachbar erzog" u. s. w.

Digitized by Google

nach Herzenslust vergnügt zu spielen. August (geboren am 25. Decbr. 1789) war ein wunderschöner Knabe und sah in der schwarzen idealen Bergmannstracht, die ihm sein Vater hatte anfertigen lassen, besonders reizend aus. Goethe hing mit unendlicher Liebe an ihm; oft fütterten Beide mit einander die Tauben; noch öfter versüßte der Dichter, des Götz und Werther unsere Kinderspiele dadurch, daß er Stückchen Torte, an einem Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.

Außer Dacke hatte ich noch zwei andere vierbeinige Lieblinge: ein grade an einem 15. Mai, meinem Geburtstage, zur Welt gekommenes Pferdchen, das ich stolz Bucephalus getauft hatte, und ein kleines Lamm, welches ich zu meinem neunten oder zehnten Geburtstage geschenkt bekam. Die Freude über dieses letztere war so groß, daß ich einen sehr schönen Hut mit rothen Schleifen, von dem sich die Geberin, Tante Dorette, große Wirkung versprochen hatte, mit keinem Blicke ansah — zum tiefsten Kummer der guten Tante. Sie bekam indessen Revanche, denn als das Lämmchen zum fetten Hammel herangewachsen und bereits geschlachtet war, zierte mein Haupt noch der Hut mit den rothen Schleifen, deren Werth ich nun erst zu würdigen wußte.

So wurde ich allmählich ein großes Mädchen, und nach und nach trat der Ernst des Lebens an mich heran. Besonders war es die umsichtige Tante Dorette, die mir schon früh einschärfte: daß ich wegen Mangels an Vermögen danach streben müsse, durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse mir ein unabhängiges Dasein zu gründen. Als daher ihr eigener Unterricht nicht mehr ausreichte, sorgte sie für die tüchtigsten Lehrer; namentlich wußte sie mich zu anhaltendem Fleiße im Zeichnen aufzumuntern, indem sie für meine Erstlingsversuche beständig das lebhafteste Interesse kundgab. Ebenso erhielt ich gründliche Unterweisung in der Musik; beliebte Weisen von Dittersdorf, Schweitzer, Hiller, Sonaten von Haydn und Clementi gab ich bald geläufig wieder. Oft mußte ich meiner Großmama vorspielen — so auch in deren letzter

Digitized by Google

Krankheit. Als sie ihr Ende nahen fühlte, verlangte sie ihre Lieblingsstücke auf dem Piano zu hören; unter den Klängen der Melodieen, welche ich weinenden Auges den Tasten entlockte, hauchte die theure Greisin ihren Geist aus.

Ihr Tod brachte insofern eine Aenderung in den für mich entworfenen Lebensplan, als auf dringende Verwendung der Tante Dorette beschlossen wurde, mich behufs meiner Ausbildung zur Erzieherin nach Gotha in das als vortrefflich bekannte Pensionat der Doctorin Stieler (Gattin des berühmten Kartographen) zu schicken. Ich wurde daher während des Winters 1799 auf 1800 im Christenthum unterwiesen und dann, noch nicht vierzehn Jahre alt, confirmirt, und zwar zusammen mit der lieblichen Auguste Böhmer*), deren früher, durch die Pflege der erkrankten Mutter herbeigeführter Tod im Bade Bocklet (12. Juli 1800) so rührend durch eine Reihe von Sonetten ihres Stiefvaters A. W. Schlegel besungen wurde**), während gleichzeitig durch ihr Ableben der Philosoph Schelling, damals Professor in Jena, in Folge thörichter Gerüchte über eine Opiumeur, welche er mit ihr angestellt hatte, in sehr üble Nachrede kommen sollte.

Aus meiner Confirmationszeit erinnere ich mich übrigens lebhaft eines tragikomischen Ereignisses. Die Wohnung des ehrwürdigen Superintendenten, welcher uns zum heiligen Abendmahl vorbereiten sollte, lag dem Stadtgraben gegenüber, wo die liebe Straßenjugend ihre fröhlichen Spiele zu treiben pflegte. Besonders in dieser Winterszeit, da der Graben tüchtig gefroren war, hatte das Glitschen kein Ende. Mit heimlichem Neide schaute ich diesen von der ernsten Großmutter mir bisher streng verboten gewesenen Belustigungen zu; für mein Leben gern hätte auch ich meine Geschicklichkeit auf dem blanken Eise erprobt.

---

*) „Ich bin stark willens, dich hier confirmiren zu lassen mit der Louise Seidler" schreibt am 28. October 1799 Frau Caroline Schlegel an ihre Tochter. Und Friedrich Schlegel erkundigt sich in dem nämlichen Jahre bei Auguste: „Wie befindet sich Louise Seidler? Spielt Ihr noch Maskerade zusammen? Oder bist Du auch dazu zu groß geworden?" („Caroline", I, 275, 373.)

**) „Todtenopfer für Augusta Böhmer"; A. W. Schlegels Werke I, 127.

Digitized by Google

Aber ich ſchämte mich doch zu ſehr — bis eines Tages Auguſte Böhmer, der ich mein tiefes Sehnen zugleich mit meinen Bedenken mittheilte, letztere leicht hinwegzuſcherzen wußte. Ich unternahm das nie Gewagte und eilte auf die glatte Eisbahn, jedoch ungeübt wie ich war, fiel ich Hochaufgeſchoſſene der Länge nach zu Boden, Bibel, Geſangbuch und Katechismus flogen umher. Als ich, dunkelroth vor Scham, mich wieder aufgerafft hatte, ſah ich zu meinem Schrecken den ernſten Lehrer am Fenſter ſtehen, der in ſtarrer Verwunderung beide Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug.

Nachdem ich confirmirt worden war, verließ ich meine Vaterſtadt und ging nach Gotha in die Penſion. Ein guter Geiſt herrſchte in der Stielerſchen Anſtalt; kindliche Genügſamkeit und Frohſinn machten uns alle Pflichten leicht. Während mein Verſtand hier in allem Wiſſenswerthen reiche Nahrung fand, ſchloß mein Herz ſich einigen Gefährtinnen in warmer Jugendfreundſchaft an. Die Tochter des Dichters Gotter, Pauline, ein anmuthiges feines Mädchen, welches man ſeines aparten Weſens halber „das Prinzeßchen“ nannte, zog mich beſonders an; noch inniger vertraut wurde ich mit Lottchen Stieler, der jugendlichen Schwägerin der Penſionsvorſteherin, welche mir in der Muſik Vorbild und Lehrerin wurde, und zu der ſich bis in die ſpäteſte Zeit ein dauerndes, herzliches Verhältniß geſtaltete. Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in der Anſtalt feſſelte mich — wie gewiß Jeden, mit dem ſie in Berührung kam — eine neue Penſionärin: die bildſchöne Fanny Caspers *). Dieſe wurde von ihrem reichen Bräutigam der Inſtitutsvorſteherin Oſtern 1802 auf ein Jahr übergeben, damit ſie ſich an ein geregeltes Leben gewöhnen und wirthſchaftliche Kenntniſſe erwerben ſollte. Nach Ablauf dieſer Friſt wollte er Fanny zum Altar führen.

Fanny gewann durch ihr drolliges, munteres, hinreißend liebenswürdiges Weſen ſogleich Aller Herzen; was ſie auch anſtellte: man konnte ihr nicht gram ſein. Sie hatte die letztverfloſſenen zwei Jahre ihres Lebens mit ihrer Schweſter Manon in Weimar zugebracht, wo

*) Ueber ſie Ferd. Raab in Nr. 3650 u. 3662 der „Neuen freien Preſſe“ (24. Oct. u. 5. Novbr. 1874).

Digitized by Google

die beiden Mädchen am Hoftheater Schauspielerinnen und Sängerinnen geworden waren, um die gedrückte Lage ihrer verwittweten Mutter zu erleichtern. Nach dem ungebundenen Theaterleben mußte der sprudelnden Fanny unsere strenge Hausordnung doppelt beengend sein; sie machte denn auch alsbald allerhand Reformversuche. Als wir, um unsern regelmäßigen Spaziergang anzutreten, zu den grauen Gamaschen griffen, mittels deren wir dem Schnee Trotz boten, rief Fanny mit komischem Entsetzen: „Wie! Seid Ihr Bärenführerinnen, daß Ihr Euch so plumpe Füße machen wollt?" Ihre Worte fielen auf fruchtbaren Boden: wir leisteten von nun an hartnäckigen Widerstand gegen die allerdings den Fuß entstellenden Gamaschen.

Als wir Abends in der Freistunde unsere gewöhnlichen Spiele begonnen hatten, rief Fanny bald: „Ach wie langweilig!" und gähnte laut. „Laßt uns Comödie spielen!" sagte sie dann; „ich bin die Jungfrau von Orleans. Dieses Stück ist ganz neu," (es war 1801 erschienen) „Ihr kennt es gewiß noch nicht!" Und nun rückte sie eine Anzahl Tische zusammen, kletterte wie ein Eichkätzchen auf diese improvisirte Bühne und begann zu declamiren: „Lebt wohl, ihr Berge!" welchem Monologe wir Schülerinnen sammt der entzückten Aufseherin athemlos lauschten.

Nur ein einziger Zug mißfiel mir an Fanny: ich konnte ihr den Kaltsinn gegen ihren, sie wahrhaft vergötternden Bräutigam, einen jungen Arzt und Besitzer einer Apotheke in Zittau, Namens Knispel, nicht verzeihen. So forderte sie mich eines Sonntags in der zum Correspondiren bestimmten Stunde allen Ernstes auf, an ihrer Statt ihrem Bräutigam zu schreiben, da sie auf seine langweiligen Liebesklagen durchaus nichts zu erwidern wisse. „Es sei denn" setzte sie hinzu, „ich hätte für mich, oder auch für Dich, herzlich geliebte Louise, um etwas zu bitten. Ganz recht! Ich will ihn um rosa Atlas zu zwei Kleidern nebst Blumen zum Ausputz ersuchen!" Gedacht, gethan; und wirklich erfüllte der schwache Narr diesen unsinnigen und verschwenderischen Wunsch seiner Braut, welcher er überhaupt in jedem thörichten Verlangen nachgab, um ihr Herz zu gewinnen, denn wohl fühlte er, daß er es nicht besaß. Monate waren vergangen, als der Bräutigam einst mit ver-

Digitized by Google

bundenem Arme unerwartet eintrat; er erzählte, er habe um Fannys willen ein Duell gehabt. Dieſe war anfangs betroffen, dann aber ſtellte ſie mit dem angeblichen Duellanten ein ſolches Kreuzverhör von allerlei Fragen an, daß ſich bald zeigte, wie er Comödie geſpielt hatte, um ſeiner Braut mehr Liebe zu ſich einzuflößen. Dieſer Unfug war der Directorin Stieler denn doch zu arg; ſie legte ſich in's Mittel, worauf ihr Fanny weinend geſtand, nur ihre bittere Armuth habe ſie veranlaßt, ſich mit Kniſpel, den ſie nicht leiden könne, zu verloben. Frau Stieler, die uns Allen eine edle, mütterliche Freundin war, bot ihr darauf an, ihr ein Jahr lang freien Unterricht und freie Station in dem Inſtitute zu gewähren; in dieſer Zeit könne ſie ſich zur Erzieherin ausbilden. Fanny war hierüber aus Herzensgrunde froh; die Vorſteherin übernahm das heikle Amt, den Dr. Kniſpel zu benachrichtigen, daß ſeine Braut die Löſung des Verhältniſſes wünſche, worauf der arme Menſch ſchwermüthig abreiſte — und ſomit war die Sache beigelegt. Fanny lebte ſichtlich auf; ſie entfaltete raſtloſen Fleiß und machte gute Fortſchritte. Leichten Sinnes blieb ſie freilich immer, ſo daß die Vorſteherin ganz zufrieden war, als ſich nach Jahresfriſt eine gute Stelle als Erzieherin für meine Freundin fand. Dieſe ſchied von mir tiefbewegten Herzens, nicht ahnend, daß wir uns viele Jahre ſpäter unter ganz veränderten Verhältniſſen wiederſehen ſollten.

Noch muß ich aus meiner Penſionszeit eines Zwiſchenfalls gedenken, welcher eine hübſche kleine Reiſe im Gefolge hatte. Eines Tages erſchien nämlich eine reiche Engländerin in der Anſtalt, um dieſe zu beſichtigen, da ſie eine Tochter in Deutſchland erziehen laſſen wollte. Sie hatte ſchon eine ganze Reihe von Inſtituten geſehen, keines hatte ihren Anſprüchen an Eleganz und Comfort genügt. Auch das unſere war ihr zu einfach. Sie machte ſich deshalb auf den Weg nach Schnepfenthal, wo ſie zu finden hoffte, was ſie bei uns vermißte. Auf ihre Bitte durfte ich ſie begleiten.

An der Spitze der Schnepfenthaler Anſtalt ſtand damals noch der Gründer derſelben, Salzmann; ſeine Söhne und Töchter bildeten einen Theil des Lehrperſonals. Madame Salzmann fiel mir auf durch ihr

Digitized by Google

über den Rücken lang herabhängendes graues Haar, welches ihren einzigen Kopfschmuck ausmachte; sämmtliche Lehrerinnen waren ebenso frisirt; ihre Kleidung bestand aus kurzen, engen Gewändern von Drillich, derben Schuhen und Küchenschürzen. Die Lehrer gingen einher in bloßem Halse, ohne Halsbinden; einen gewinnenden Eindruck dagegen machten die sehr sauber gehaltenen Zöglinge in ihren scharlachrothen Tuchjäckchen, der Institutstracht. Ueberall herrschte Munterkeit und Frische, zugleich aber eine wahrhaft spartanische Einfachheit. Der Brunnen im Hofe bildete für Lehrer und Schüler das einzige Waschbecken; der Speisesaal hatte vier weißgetünchte Wände, an denen die Silhouetten der abgegangenen Zöglinge hingen; man saß auf Holzschemeln. Die Kost war wohlschmeckend und reichlich, aber ohne allen Aufwand; vor und nach dem Essen wurde ein Gebet gesprochen. Alles dieses behagte der Engländerin so wenig, daß sie sich schleunig wieder aus Schnepfenthal entfernte, um das Ziel ihrer Wünsche, ein elegantes Pensionat, anderswo zu suchen.

Im Stielerschen Institute wurde, wie in allen Fächern, so auch im Zeichnen von gediegenen Lehrern und Lehrerinnen gründlicher Unterricht gegeben; was mich aber besonders förderte, waren Privatlectionen, welche mir der nach elfjährigem Aufenthalte in Rom unlängst nach Gotha zurückgekehrte Bildhauer Professor Döll aus besonderer Freundlichkeit umsonst ertheilte. Pauline Gotters ältere Schwester nämlich wollte sich zur Künstlerin ausbilden, und Döll, ein ebenso tüchtiger, wie durch seine Jovialität und seinen graden Biedersinn schätzenswerther Mann, ward ihr Lehrer. An diesem Unterrichte durfte ich auf Bitten meiner Tante Dorette, der meine Ausbildung nach wie vor sehr am Herzen lag, Theil nehmen, und Döll fuhr mit demselben, ohne Entgelt zu fordern, auch dann noch fort, als die Gotter, die Schwierigkeiten einer Künstlerlaufbahn erwägend, diesen Pfad bald wieder verließ. Ohne weiter nachzudenken, ob meine Studien einen Zweck hätten und wozu sie führen sollten, setzte ich sie unverdrossen fort; Döll arbeitete in seinem Atelier, während ich in einem Nebensaale nach Mengsschen Gypsabgüssen zeichnete. Dann und wann erschien der Meister und

Digitized by Google

deutete mit derben Kohlenſtrichen ſeine Verbeſſerungen an. Sein Unterricht, ſo wenig ſyſtematiſch er auch war, weckte doch zuerſt große Liebe zur Kunſt in meiner Bruſt.

Unter den fremden Sprachen, welche im Stielerſchen Penſionate gelehrt wurden, ſtand das Franzöſiſche oben an. Wir wurden darin von einem alten ehrwürdigen Abbé Ozanne unterrichtet, der während der Revolution ausgewandert war und in Gotha eine Freiſtatt gefunden hatte; er bewohnte ein ärmliches, zellenartiges Stübchen, aß mit uns zu Mittag und nahm häufig an unſern Spaziergängen Theil, wo ich mich gern an ſeinen Arm hing, um ungeſtört mit ihm zu plaudern. Es wimmelte damals in Deutſchland von franzöſiſchen Emigranten, welche beſſere Tage ihres Vaterlandes herbeiſehnten, um alsdann dorthin zurückzukehren; auch unſern greiſen Ozanne beherrſchte das heißeſte Verlangen, Frankreich wiederzuſehen. Als endlich die Amneſtie erlaſſen war, begab er ſich daher ſofort — und zwar aus Mangel an Geldmitteln zu Fuß — auf den Heimweg. Aber ach! Seine Kräfte reichten nicht aus; er ſtarb unterwegs, ohne ſein Heimathland erreicht zu haben. Wir hatten ihn von Herzen lieb gewonnen und bedauerten ſein Geſchick aufrichtig.

Drei Jahre war ich in dem Penſionate zu Gotha geweſen; zur Jungfrau gereift, kehrte ich nach Jena zurück. Anfangs fühlte ich mich dort nicht gleich wieder heimiſch; erſt nach und nach gewann ich dem ſtilleren Leben des elterlichen Hauſes Reiz ab. Meine Mutter, eine ſinnige, poetiſche Frau, erfreute ſich mit mir und meiner jüngeren Schweſter Wilhelmine hauptſächlich des Abendbeſuches dreier junger Leute, deren einer, Namens Schröder aus Coburg, anregend auf meine muſikaliſchen Beſtrebungen, der andere durch Vorleſen bildend auf mich wirkte, während der dritte durch ſeinen regen Geiſt und ſeine treue Anhänglichkeit unſern kleinen Kreis verſchönte. Er wollte ſich der Medicin widmen. Mein Vater hatte vor Jahren während ſeiner Lehrzeit bei den Eltern dieſes Letzteren — der auch aus Coburg ſtammte — gewohnt und war von denſelben wie ein Sohn geliebt worden; die alte Zuneigung hatte ſich auf die Kinder übertragen, und wir Schweſtern

Digitized by Google

ſtanden mit dem Studioſus in kindlich-inniger Verbindung, welche bis in die ſpäteſten Jahre fortdauerte und auch dann ſich nicht lockerte, als unſer Jugendfreund ein berühmter Diplomat und endlich gar geadelt wurde. Es iſt Chriſtian Friedrich Stockmar, von dem ich rede. Seine Statur war klein und mager, ſeine Geſichtsfarbe blaß, beinahe todt, aber durchdringende ſchwarze Augen belebten ſeine Züge. Er ſprach wenig, allein was er ſagte, war ſchon damals gediegen und voll Gewicht; man erkannte ſofort den geiſtig hochbegabten Menſchen. Zu Zeiten konnte er auch ausgelaſſen luſtig ſein: ich hatte Gelegenheit, dies auf einer Fahrt nach Coburg zu beobachten, welche mein Vater — der mir ſeinen früheren Aufenthaltsort zeigen wollte — mit Stockmar, Schröder und mir unternahm, als die beiden Studenten einſt in den Ferien nach Hauſe reiſten. Die Fahrt war ſehr beſchwerlich; es ging über Gräfenthal, bewaldete Berge ſteil hinauf nach dem Sattelpaß, auf deſſen höchſter Spitze ein wachthabender Invalide mit wichtiger Amtsmiene herriſch unſere Namen zu wiſſen verlangte, um ſie in ſeinen Folianten einzutragen. Nichts konnte uns willkommener ſein: Stockmar, Schröder und ich, wir gaben uns die fabelhafteſten Namen, die der Invalide gar nicht buchſtabiren konnte. Ich war ausgelaſſen genug, mich für die wunderſchöne, damals dem Namen nach von Jedermann gekannte Madame Récamier auszugeben.

Auf meine Begegnung mit Stockmar in Italien komme ich zurück. Zum letzten Male ſah ich ihn im April 1850, als zu Erfurt das Parlament tagte; er ſuchte mich von der Nachbarſtadt aus in meiner Weimariſchen Künſtlerzelle auf. Erſt der Tod des Trefflichen löſte die herzlichen Beziehungen, welche ſich vor langen Jahren in Jena geknüpft hatten.

Zu meinen liebſten Jugendfreundinnen in der Heimathsſtadt zählten Louiſe und Julie Marezoll, die älteſten Töchter des Superintendenten von Jena. Dieſer, ein ebenſo gelehrter als würdiger Geiſtlicher und hinreißender Kanzelredner, hatte im Jahre 1803 die bedeutende Stellung eines Hauptpredigers an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen aufgegeben, da er hoffte, in dem milden Klima unſeres

Digitized by Google

ganz von Bergen eingeschlossenen Ortes Heilung von seiner Gicht zu finden *). Er hatte einen Sohn, der bald ein tüchtiger Lehrer der Jurisprudenz in Gießen wurde, und vier Töchter, von denen die genannten Beiden die hervorragendsten waren. Louise Marezoll hat sich als gediegene Ueberſetzerin aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen vortheilhaft bekannt gemacht; Muſik verſtand ſie aus dem Grunde und dirigirte in muſikaliſchen Vereinen häufig genug ein ganzes Orcheſter. Eine Zeit lang gab ſie auch die „Zeitung von und für Frauen“ heraus, deren Redaktion ſie mit großer Umſicht leitete. Es war eben damals eine Zeit, in welcher die Frau ſich wohl ihren Wirkungskreis zu ſchaffen wußte, ohne die ihr naturgemäß gezogenen Schranken zu überſpringen.

Einflüſſe wie die geſchilderten hatten für mich die gute Folge, daß meine geiſtige Entwickelung auch nach meinem Scheiden aus dem Inſtitute nicht ſtillſtand; namentlich in der Muſik machte ich tüchtige Fortſchritte. Von dieſen eine Probe abzulegen, bat man mich einſt in einer Soirée, welche unſer Hausgenoß, Major Hendrich, Commandant von Jena, zu Ehren Goethes veranſtaltet hatte. Namenloſe Befangenheit ergriff mich; unter dem Banne derſelben haſpelte ich eine Sonate von Clementi ab — der Erfolg war ſehr dürftig; Goethe, damals gegen mich noch ganz „Geheimrath“, ſagte mir in herablaſſender Weiſe einige freundliche Worte, gab mir aber nie wieder Gelegenheit, ihm einen ähnlichen „Kunſtgenuß“ zu bereiten.

Die geſellſchaftlichen Kreiſe meiner Vaterſtadt, in denen ich nun nach und nach Zutritt fand, waren von höchſtem Intereſſe; das kleine Jena vereinigte zu jener Zeit viele bedeutende Männer und Frauen in ſeinen Mauern. Beide Schlegel, Tieck, Schelling, beide Hufeland, Loder, Gries und viele Andere verbreiteten eine geiſtige Atmoſphäre, deren Einfluß ſich auch auf die weibliche Jugend erſtreckte. Beſonders intereſſant war der geſellige Verkehr im Hauſe des Buchhändlers From-

*) Als Marezoll im Jahre 1828 geſtorben war, beſtellte die Bürgerſchaft der Stadt Jena ſein lebensgroßes Bildniß bei Louiſe Seidler. Das wohlgelungene Kunſtwerk erhielt einen Ehrenplatz in der Stadtkirche zu Jena.

Digitized by Google

mann*), deſſen Gattin eine Zierde ihres Geſchlechtes und ein Muſter edelſter Weiblichkeit war. Um ihren Theetiſch verſammelten ſich viele der ausgezeichnetſten Geiſter; die gehaltvollſten Geſpräche über die Zeitgeſchichte, Kunſt und Literatur wurden geführt. Hervorragende Neuſchöpfungen der letzteren pflegte Vater Frommann vorzuleſen; er that es mit Geiſt und Geſchmack. Ueberſetzungen ſpaniſcher, namentlich Calderonſcher Dramen wurden uns ſo vermittelt, ebenſo Taſſos „befreites Jeruſalem" und Arioſts „raſender Roland", beide nach der Verdeutſchung von Gries, welcher mit dieſen Arbeiten den Grund legte zu ſeinem Ruhm als meiſterlicher Ueberſetzer ausländiſcher Dichter.

Nicht ſelten verherrlichte auch Goethe, der ſich oft mit ſeinem Secretair und Freunde Riemer von Weimar nach Jena zurückzog, um dort ungeſtörter zu arbeiten, einen Abend bei Frommanns durch ſeine Gegenwart, ja, bisweilen ſogar durch ſeine Kunſt im Vorleſen. So erinnere ich mich, daß er — es war dies aber erſt 1808 — das Nibelungenlied, mit dem er ſich eben damals viel beſchäftigte, theilweiſe vortrug und erläuternde Bemerkungen ſcharfſinnigſter Art dazu gab.

Andere Abende waren wohl dem Scherze und der frohen Laune gewidmet; Frommanns ſahen junge Seelen gern bei ſich, um ihren Cirkel gehörig zu beleben. Einſt war als Weihnachtsgeſchenk der Kinder eine laterna magica ins Haus gekommen; dieſe ergriff Goethe, ließ die bunten Bilder auf der weißen Fläche der Stubenthür ſich abſchildern und trug improviſirte Knittelverſe des witzigſten Inhalts dazu vor. Ein andermal hatten wir uns damit unterhalten, aus einzelnen großen Buchſtaben Namen zuſammenzulegen; am nächſten Tage ſchickte Goethe ein mit einer Anzahl ſolcher Buchſtaben angefülltes Couvert, welches die Aufſchrift trug: „Drey Namen, davon der erſte mit einem M anfängt, der letzte mit einem A endigt". Das Verlangen, die geheimnißvollen Namen zu kennen, ruhte nicht eher, als bis dieſelben entdeckt waren, ſie hießen: »Minchen, Anmuth, Alwina« — nämlich Minchen Herzlieb und Alwina Frommann, die Tochter vom Hauſe.

*) Ueber denſelben: „Das Frommannſche Haus und ſeine Freunde" von F. J. Frommann, 2. Aufl. Jena, 1872.

Digitized by Google

Das ſchöne und anmuthreiche Minchen Herzlieb — mit einem artigen Wortſpiel meiſtens „Minne Herzlieb“ (Minne, Herz, Lieb') genannt — war Frau Frommanns Pflegetochter; dieſelbe, welche Goethe ſpäterhin als Urbild zu ſeiner Ottilie in den Wahlverwandtſchaften vorſchwebte. Minne war die lieblichſte aller jungfräulichen Roſen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die — mehr ſanft und freundlich als feurig — Jeden herzig unſchuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenſchwarz, das anmuthige Geſicht vom warmen Hauche eines friſchen Colorits belebt, die Geſtalt ſchlank und biegſam, vom ſchönſten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen: ſo ſteht Minne Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war ſtets einfach, aber geſchmackvoll; ſie liebte ſchlichte weiße Kleider; in einem ſolchen habe ich ſie lebensgroß in Oel gemalt. Gewöhnlich trug ſie auch beim Ausgehen keinen Hut, ſondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden.

Und wie herzgewinnend war ſie mit der Muſik ihre Stimme, dem melodiſchen Organ! Wie völlig die Goetheſche Ottilie! Ihr Geſang war nicht bedeutend, aber im Einklang mit ihrer ganzen Erſcheinung, einfach-anmuthig. Sie ſang Goethes von Reichardt componirte Lieder zum Clavier oder zur Guitarre, oft zweiſtimmig mit Frau Frommann. Dieſe — eine geborene Weſſelhöft aus Hamburg — war eine vielſeitig gebildete, geiſtvolle und gemüthreiche Dame, ſprachkundig, von gründlichem muſikaliſchem Verſtändniß und ſehr geſchickt in der Miniaturmalerei; dabei eine treffliche Hausfrau. Unter ihrer wahrhaft mütterlichen Leitung und Obhut war Minchen Herzlieb zur blühenden Jungfrau herangewachſen; ſie war noch ein Kind, als ſie nach dem Tode ihrer Eltern (der Vater war Superintendent in Züllichau geweſen) Aufnahme bei dem vormals ſelbſt in Züllichau anſäſſigen Buchhändler Frommann gefunden hatte. Als dieſer im Frühjahr 1798 ſeine Handlung nach Jena verlegte, nahm er die einſam ſtehende Waiſe als Pflegetochter mit ſich, ſo ſeine wahre Freundſchaft für deren verſtorbenen Vater beweiſend, welcher ihm im Leben innig verbunden geweſen.

Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte

Digitized by Google

Minna im Frommannſchen Kreiſe bald der Gegenſtand vielfacher Huldigungen war. Bei aller Aufmerkſamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anſpruchslos, beſcheiden, natürlich, heiter, oft neckiſch. Alles Hervortreten war ihr zuwider; ſie war eine innerliche Natur, und ſtets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie ſie ſich durch Schönes und Edles, das in ihren Geſichtskreis trat, weiter fortbilden könnte. Bei aller Unbefangenheit indeſſen, mit der ſie ſich Andern mittheilte, verſchloß ſie dennoch ihr tiefſtes Innere; ganz in daſſelbe einzublicken mochte kaum irgend Jemand gelingen. Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der ſie der freundlichſten und zarteſten Aufmerkſamkeiten würdigte, empfand ſie eine tiefe Verehrung, allein daß dieſe ſich zur Leidenſchaft geſteigert habe, wie Einige nach dem Erſcheinen der „Sonette", namentlich der vielberufenen „Charade" muthmaßen wollten, wurde von Allen, welche Minchen näher kannten, entſchieden in Abrede geſtellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn"*).

Wenn ich ſagte, Minna Herzlieb habe Goethe als Urbild zu ſeiner Ottilie in den Wahlverwandtſchaften vorgeſchwebt, ſo ſoll das nicht etwa heißen, der Dichter habe wie ein mittelmäßiger Maler lediglich nach dem Modell gearbeitet. Minna Herzlieb und Goethes Ottilie haben wohl viele Züge mit einander gemein, allein der Dichter hat an frei erfundenen Verhältniſſen und Situationen den Charakter der Ottilie weiter entwickelt. Der weiblich-weiche, hingebende Grundzug dieſer Geſtalt, deren wohlthuendes, aufopferungsvolles Walten für Andere jeglicher Selbſtſucht entkleidet iſt, war auch Minchen Herzlieb eigen. Ottilie geht grade durch dieſe halb bewußte, halb unbewußte Richtung ihres Weſens dem tragiſchen Geſchicke entgegen; ehe ſie ſich ſelbſt darüber klar wird, iſt ſie zur Friedens- und Eheſtörerin in dem Hauſe ihrer Wohlthäterin Charlotte geworden. Minna Herzliebs fernere Lebensſchickſale führten zu keiner ſo gewaltſamen Kataſtrophe, tragiſch ſind ſie

*) Auch Louiſe Seidler, in ihren Briefen an Pauline Gotter, welche dem Herausgeber vorgelegen haben, nennt Goethe oft den „alten Herrn".

Digitized by Google

jedoch ebenfalls zu nennen; an einem verfehlten Leben iſt auch ſie zu Grunde gegangen.

Dies gute Geſchöpf, welches geboren ſchien, Andere zu beglücken, fand doch kein Glück in der Ehe. Mehrmals hatte ſie heftige Leidenſchaften eingeflößt; zweimal war ſie Braut, ohne daß die Verlobung zu einer ehelichen Verbindung führte. Ob ſich die Verlöbniſſe mit oder ohne ihre Schuld wieder auflöſten, vermag ich nicht zu ſagen. Dann lebte ſie eine Zeit lang abwechſelnd in Jena bei Frommanns und in Züllichau, im Hauſe weitläufiger Verwandten. Erſt ſpät, im Jahre 1821, als ſie bereits zweiunddreißig Jahre alt, aber noch immer ſchön und herzgewinnend war, entſchloß ſie ſich, einem älteren Manne, einem angeſehenen Gelehrten in Jena, dem Oberappellationsrath Profeſſor Walch, ihre Hand zu reichen. Mehrmals hatte ſie ſeine ſtets wiederholten, dringenden Bewerbungen abgewieſen; ſelbſt ihre Pflegeeltern widerriethen ihr, als ſie endlich ihr Jawort gab, mit richtiger Erkenntniß von Minchens Charakter eine Verbindung, zu der ſie keine Neigung mitbrachte. Walch hatte jedoch ſo viele gute Eigenſchaften, daß Minna Herzlieb ſich dem Wahne hingab, die Achtung, welche ſie empfand, könne ſich ſpäter in Liebe umwandeln. Allein ſie hatte ſich getäuſcht — zu ihrem und des Gatten Unglück. Nachdem der Bund geſchloſſen war, kam ihr die Einſicht ihrer innern Abneigung — zu ſpät! Sie kämpfte dagegen an — vergeblich! Nach zeitweiligen Entfernungen von Jena kehrte ſie zwar einige Male auf kurze Zeit zu ihrem Gatten zurück, doch endlich wurde die Trennung eine dauernde. Walch benahm ſich ſtets großmüthig gegen Minchen, deren Loos traurig genug war. Das einſt ſo gefeierte Mädchen rang eine Reihe von Jahren hindurch erfolglos gegen die beklagenswertheſten Anfälle von Tiefſinn, welche dunkle Schatten auf ihren Lebensweg warfen. Den einzigen Troſt gewährte ihr der Aufenthalt in der Frommannſchen Familie, welcher ſie bis an ihren Tod mit unwandelbarer Liebe anhing. Sie fand ſtets gaſtliche Aufnahme, auch als ihre Pflegeeltern heimgegangen waren und der Sohn derſelben, Fr. J. Frommann, eine junge liebenswerthe Frau (eine Tochter des Weimariſchen Oberconſiſtorialraths Günther, der

Digitized by Google

Goethes Trauung vollzog) in das alte Hausweſen eingeführt hatte. Hier habe ich München in meinen vorgerückten Jahren noch oft geſehen. Ihr letzter Lebensabſchnitt war durch eine Herzkrankheit getrübt, unter deren beängſtigendem Druck ſie viel zu leiden hatte. Sie ſuchte Heilung in Görlitz, wo ſie im Jahre 1865 zur ewigen Ruhe einging. Bei der Section ergab ſich die Verhärtung einiger zum Herzen führenden Adern. Sie iſt aufrichtig betrauert worden von den überlebenden Gliedern der Familie Frommann, und unvergeſſen lebt ihr Andenken im Herzen Aller, welche ihr im Leben nahe ſtanden.

Von andern zu meiner Jugendzeit in Jena lebenden merkwürdigen Perſonen erwähne ich zuerſt Ludwig Tieck. Ich ſehe ihn noch vor mir mit den edlen, lebendigen Geſichtszügen! Wie ſchlank war der ſpäter zu üppiger Körperfülle Neigende damals, als er das lieblichſte der Kinder, ſeine kleine Dorothea, auf dem Arme trug — jene Tochter, die dem Vater ſo geiſtesverwandt war, daß ſie ſogar ſeine Mitarbeiterin bei den Ueberſetzungen des Shakeſpeare wurde!

Noch einer andern Dorothea erinnere ich mich: der 1803 mit ihren Söhnen zur katholiſchen Kirche übergetretenen Dorothea Schlegel, geborenen Mendelsſohn, geſchiedenen Veit. Sie war häßlich, aber doch anziehend durch die ſchwarzen Feueraugen, welche ihre unſchönen Züge belebten und durchgeiſtigten. Das Bild ihres jüngſten Knaben aus erſter Ehe, Philipp Veit, mit den orientaliſchen, regelmäßig feinen Zügen, mit dem ſchwarzen Lockenkopfe, taucht neben demjenigen ſeiner Mutter lebhaft in meiner Erinnerung auf; er wurde ſpäter bekanntlich einer der Koryphäen der neu erblühenden deutſchen Malerkunſt.

Auch Knebel, den geiſtreichen Alten, lernte ich perſönlich kennen. Sechszig Jahre alt, ſchlug er 1805 dauernd ſeinen Wohnſitz in Jena auf (bis dahin hatte er abwechſelnd in Weimar und Ilmenau gelebt), indem er ſich in einem anmuthig belegenen Gartenhauſe am ſogenannten „Paradieſe", einem ſchönen, mit alten Bäumen beſetzten Platze an der Saale, zu behaglich philoſophiſcher und dichteriſcher Lebensweiſe einrichtete. Noch dreißig Jahre lang ſollte er dieſelbe in jenem ſtillen

Digitized by Google

Thale genießen; er ſtarb ſpäter als Goethe, am 18. Februar 1834 in ſeinem einundneunzigſten Jahre.

Knebel war von athletiſchem Wuchs, ſchön und ausdrucksvoll ſein Kopf. Den Hals trug er entblößt, ohne Halsbinde; zu Hauſe war er ſtets mit einem fliegenden Schlafrock bekleidet; ſo empfing er alle ſeine Beſuche. „Jo! jo!“ „Ho! ho!“ waren Ausrufe, die er ſeinen Geſprächen immer beimiſchte, wie er z. B. bei meinem Eintritte allemal auszurufen pflegte: „Ho! ho! Kommt das liebe Kind auch einmal? Jo! jo! Schöne Sachen hab' ich zu zeigen — ho!“ Und nun brachte er allerlei Raritäten aus ſeinen Schubkäſten hervor. Da gab es Paſten, Verſteinerungen, Münzen, kleine Bilder, Muſcheln und ähnliche Gegenſtände, deren jeder eine eigene Geſchichte hatte. Bald unterrichtete Herr von Knebel mich über die Blumen ſeines Gartens, bald über das Innere der Berge, welche Jena maleriſch umgeben; bald machte er mich auf ſchöne Baumgruppen, bald auf merkwürdige Wolkenformationen aufmerkſam; dann wieder führte er mich im Geiſte hin zum Pic von Teneriffa, der in Oel gemalt an der Wand ſeines Stübchens hing. Stets kam ich angeregt oder belehrt aus ſeinem Zimmer, in welchem Sauberkeit und peinliche Ordnung herrſchte — ganz im Gegenſatze zu den Gemächern ſeiner Frau. Dieſe, eine ehemalige Hofſängerin der Herzogin Amalie, war ſtets von einem wahren Chaos umgeben; die von ihr bewohnten Räume glichen der Arche Noah, wo Gethier aller Art heimiſch war, welches jede Reinlichkeit illuſoriſch machte. Das hinderte Frau von Knebel aber nicht, in dieſen Räumen Geſellſchaften zu geben; ein buntes Foulardtuch phantaſtiſch um den Kopf gewickelt, machte ſie dann gewandt die Wirthin, bewährte ſich als treffliche Kochkünſtlerin, ja, gab auch wohl bisweilen, wenn ſie bei recht guter Laune war, eine Arie mit wohl erhaltener Stimme zum Beſten.

In ihrer Art war ſie nicht minder originell als ihr Gatte, und gewiß ebenſo überfließend herzlich. Als ſechszehnjähriges ſehr ſchönes Fräulein von Rudorff — die Jahre drückten ſpäter ihren Zügen das Gepräge der Leidenſchaftlichkeit auf — war ſie aus Berlin an den Hof der Herzogin Anna Amalie gekommen, von Empfehlungen des Kapell-

Digitized by Google

meiſters Benda vortheilhaft eingeführt. Der rührende Zauber ihres Geſanges wie ihre unverwüſtliche, ſtets zu Neckereien und Scherz aufgelegte Laune hatte ihr bald jedes Herz gewonnen; ſie wurde der beſondere Günſtling der Herzogin, welche ſich perſönlich für die Heirath mit Knebel intereſſirte. Dieſe erfolgte 1798. Noch im höchſten Alter war Frau von Knebel die Güte und Aufopferung ſelbſt; ſie half willig Jedermann, oft ſogar mit Hintanſetzung aller Klugheitsrückſichten. Geſellſchaften zu geben, war ihr ein Lebensbedürfniß; flog ein ſeltener Biſſen in's Haus, ſo theilte ſie denſelben zuverläſſig mit lieben Freunden, was ihr Gatte auch ganz in der Ordnung fand. Sein Wahlſpruch war: „Feine Geiſter verlangen auch feine Speiſen.“ Uebrigens ſtand Herr von Knebel ſeiner Frau an Eigenſchaften des Herzens nicht nach; trotz aller aufbrauſenden Heftigkeit, die ihm innewohnte, war er im Grunde von wahrhaft kindlicher Gutmüthigkeit. Einſt hatte ihm der Schneider ſoeben einen neuen Anzug gebracht, als ein armer Handwerksburſch an ſeine Thüre klopfte und um ein Kleidungsſtück bat; Knebel ſchenkte dem Hilfsbedürftigen ohne Zaudern das im Augenblicke zuvor erſt abgegebene Gewand. Der Handwerksburſch eilt vergnügt die Treppe hinunter — da begegnet ihm Frau von Knebel, welche kaum ihren Augen traut, als ſie den neuen Rock ihres Mannes in des Fremden Händen ſieht. Laut macht ſie ihrer Verwunderung Luft, als plötzlich der Herr vom Hauſe erſcheint, den Handwerksburſchen in Schutz nimmt und bekennt, daß er ſelbſt Jenem den neuen Anzug geſchenkt habe: „denn einen alten hat er ja ſchon!“

In dieſem freigebigen, gaſtlichen, durch und durch originellen Hauſe ging Goethe, wenn er in Jena war, beinahe täglich aus und ein. Die Freunde ſaßen dann meiſtens, heiter plaudernd, gemüthlich bei einem Glaſe guten Burgunders beiſammen, Geſpräche führend, welche von Witz, Humor und allerlei Schelmereien überſprudelten*).

*) Von einem Abend bei Frommanns, an welchem Goethe und Knebel Theil nahmen, ſchreibt Louiſe Seidler an Pauline Gotter, 6. Juni 1809: „Wir arrangirten das Souper; da ging Goethe ein wenig aus, ſchickte ein herrliches Blumenbouquet auf den Tiſch und kam bald wieder, wo dann nach Tiſch das

Digitized by Google

Noch erwähne ich das Haus des geiſtvollen Phyſikers Dr. Seebeck; auch bei dieſem war Goethe, der ihn beſonders hochſchätzte, häufig zu Gaſt. Dem liebenswürdigen, edelherzigen Gelehrten und deſſen trefflicher Gattin verdanke ich manche glückliche Stunde. Nicht minder wurde mir ſpäter der Umgang mit dem Hofrath Voigtſchen Ehepaare erſprießlich. Der Hausherr, ein gelehrter Botaniker, verſtand es auf die liebenswürdigſte Weiſe, Andern von ſeinem Wiſſen mitzutheilen, was mir den Zutritt zu ſeinem Hauſe höchſt werthvoll machte. Seine Frau, Suſette geb. von Loewenich aus Frankfurt a. M., vereinigte mit großem Verſtande und raſtloſem Streben nach allſeitiger Ausbildung das edelſte, treueſte Herz. Sie iſt mir zeitlebens eine liebe Freundin geblieben.

Zu den mir unvergeßlichen Erſcheinungen zähle ich auch die mir ebenfalls ſpäter eng befreundet gewordene Silvia von Ziegeſar, eine liebliche, ſchlanke (und durch keine Crinoline entſtellte!) Geſtalt, die ich zum erſten Male auf einem Balle bei Profeſſor Loder ſah. Sie trug ein weißes, eng anliegendes, mit Vergißmeinnichtblümchen umſäumtes Gewand und einen Vergißmeinnichtkranz in dem vollen blonden Haar; ein Bild, welches mir immer wieder in den Sinn kam, wenn ich las, wie dies poetiſche Weſen ſpäter in Goethes Gedichten verherrlicht worden iſt.

Wiederholt kam auch Zacharias Werner nach Jena; einmal hörte ich ihn bei Frommanns eine ſeiner neueſten Dichtungen vorleſen*).

Geſpräch durch den alten Knebel ſehr luſtig geführt und mit Repliken von Goethe gewürzt wurde. Dieſe Beiden waren allerliebſt; wir Andern Alle hörten zu und lachten und freuten uns." Am 4. März 1813 meldet Louiſe der Freundin: „Knebel ſei immer noch beinahe Goethes einziger Ausgang", und ſetzt hinzu: daß der Letztere „ſich ein Fläſchchen Punſch in der Taſche mit hinaus nimmt und es dort im weißen Nachtjäckchen behaglich einnimmt."

*) Schütz, der Biograph Werners, theilt (I, 68, 75, 153) mit, daß der Dichter zwei Mal in Jena war; im December 1807 etwa drei Wochen, und am 4. und 5. Juni 1809. Ueber letzteren Beſuch liegt (a. a. O.) Werners Tagebuchnotiz: „Abſteigen bei Frommann. Frühſtück daſelbſt. Mamſell König. Mamſell Seidler. Frommanns Frau" u. ſ. w., ſowie nachſtehender Brief

Digitized by Google

Der Eindruck, den er machte, war eigenthümlich genug: klein und erloſchen die grauen Augen, die Geſtalt lang, ſchlotternd, die Toilette ſchmutzig und vernachläſſigt. Ueberdies ſchnupfte er unaufhörlich.

Bei einem ſo vielſeitig angeregten Leben, wie ich es zu ſchildern verſucht habe, wurde mir der Gedanke: Erzieherin zu werden, je länger je mehr zuwider. Mein Vater war wohlwollend genug, mich nicht zu zwingen; er ließ mich leben, wie ich mochte. Meine liebſte Zerſtreuung bildeten kleine Reiſen nach Gotha zu Ettingers, Reichards und der guten Tante Dorette, die ich nun als Frau des Philologen Jacobs wiederfand, deſſen fünf Kinder aus erſter Ehe ſie muſterhaft erzog. In allen drei gaſtfreien Häuſern ging es ſtets ſehr vergnüglich

---

L. Seidlers an P. Gotter aus Drackendorf vom 6. Juni 1809 vor: „Am Sonntag wurde ich von Frommanns zu Tiſch gebeten, wo ich Werner, aus Weimar kommend und nach Aſchaffenburg zum Fürſten Primas" (Dalberg), „von dem er eine Penſion von 1000 Gulden erhält, gehend, fand. Er war dieſen Tag ganz umgeſchaffen; ſchon ſein Aeußeres hatte ſich ſehr verändert. Er ſah wohl, und daher viel beſſer aus, und er war nicht läppiſch, ſondern nur launig, witzig, ſo daß ich um Vieles mit ihm ausgeſöhnt bin, und an ſeiner und Herrn Frommanns Seite einen intereſſanten Mittag verlebte, der mir einen Vorgeſchmack des Herrlichen gab. Schon halb ſechs kam Riemer, als Apoſtel den Herrn zu verkündigen, und dieſer folgte auch nicht viel ſpäter mit Knebel. Im Anfang zwar Geheimrath, aber immer mehr aufthauend als großer, einziger Goethe. Indem er mit Herrn Frommann den Saal abwanderte, ſang Werner närriſche Liedchen. Bald nachher kam der Geheimrath wieder in's Theezimmer, und da las Werner ein neues, komiſches Geiſtesproduct, eine Ballade vor" (es war das „Eheſtandslied: Die drei Reiter," Werke II, 102 fg.), „die beſonders dem Geheimrath ſo wohl gefiel, daß er ſich nicht nur vor Lachen darüber ausſchüttete, ſondern ſie hernach über eine Stunde zu zergliedern würdigte, und noch das Einzelne beſonders hervorzog und ſehr lobte. Das Sujet war: es ritten drei Reiter zum Thore hinein, die wollten ſich drei Mädchen frei'n. Es waren alſo ſechs Portraits, worunter ein Topfgucker, der am Ende ſeine dumme Frau doch zu Tode quält, und eine empfindſame Lina, die ihr Cypriänlein zum Erhängen bringt und hernach den Strick zart weinend mit Vergißmeinnicht umflicht, die Hauptperſonen, über die Goethe beſonders lachte und ſie pries, noch dazu, da ihm die Secte der Topfgucker ganz fremd wäre und ſie ſo ein gutes Bild abgäben. Nach Dieſem wurde das Geſpräch allgemeiner."

Digitized by Google

her; beſonders belebt und anregend wußte meine Tante Ettinger*) ihre geſelligen Vereinigungen zu geſtalten, welchen oft der phantaſtiſche Erbprinz Auguſt von Gotha (der auch nicht fortblieb, als er den Thron beſtieg) und ſein Bruder Friedrich angehörten. Bisweilen wurden wir ſogar zu kleinen Hoffeſten eingeladen; die einfache Mouſſelinblouſe, mit roſafarbenen Bandſchleifen verziert, war eine für die Hofbälle vollſtändig genügende Toilette; das weiße Taffetkleid einer Hofdame machte als unerhörter Luxus großes Aufſehen. Um ſo lebhafter war meine Freude, als einſt am Tage nach einem Hofballe Prinz Auguſt ſeine ſämmtlichen Tänzerinnen, zu denen auch ich gehört hatte, mit Pariſer Blumen beſchenkte. Nicht ohne Stolz zeigte ich die fürſtliche Gabe meinen ſtaunenden Freundinnen in Gotha und in meiner Vaterſtadt.

Nach Jena, ſeinem Geburtsorte, war eben damals der Maler Roux von Dresden zurückgekehrt und hatte viele Copien in Paſtellfarben mitgebracht, die er in der Dresdener Gallerie angefertigt hatte. Dieſe machten auf mein empfängliches Gemüth den lebhafteſten Eindruck; ſo malen zu lernen, bei dieſem Künſtler Unterricht zu haben — das war ſogleich mein Gedanke. Der Vater, in dem Glauben, mein Eifer ſei nur ein vorübergehender, war nicht geneigt, die theuern Lectionen zu bezahlen; ich beſchloß daher, durch eigene Kraft das nöthige

*) Mehr als funfzig Jahre ſpäter ſchreibt eine nahe Verwandte Louiſe Seidlers an dieſe: „Geſtern Abend habe ich meinem Ernſt viel von Deinem Aufenthalte bei Tante Ettinger erzählt, von Deinen vielen Eroberungen, die Du machteſt, wie Du Alt und Jung, Männer und Frauen und ſelbſt ſo kindiſche Mädchen wie ich damals war, durch Deine hinreißende Liebenswürdigkeit entzückteſt. Ich ſehe Dich noch lebhaft vor mir: Du verſtandeſt ſo gut, Dich anzuziehen und kleidſam zu friſiren; Alles war maleriſch und doch nicht geſucht; kurz, Du warſt (wie auch noch jetzt) unendlich, unbeſchreiblich liebenswürdig. Weißt Du noch, wie Du wegen der Anfangsbuchſtaben Deines Namens von Deinen Verehrern genannt wurdeſt? Loco Sigilli! — Aber ich muß aufhören; Du lachſt gewiß darüber, daß die alte Couſine ſo in Enthuſiasmus kommt, während ſie der nun auch alten Couſine Erinnerungen aus vergangenen Zeiten vorführt!“

Digitized by Google

Geld zu erwerben. Obgleich ich in Handarbeiten bei Weitem nicht so geschickt war, wie meine Schwester Wilhelmine, welche später ihre ganze Aussteuer allein besorgte, so suchte ich doch durch Fleiß zu ersetzen, was mir fehlte. Ich nähte, strickte und stickte heimlich, oft bei Nacht, zu jämmerlichen Preisen, und wirklich erwarb ich mir auf diese Weise Geld genug, um den Unterricht bei Roux zu bezahlen. Ich copirte so emsig, daß mein Lehrer bald keine Vorbilder mehr für mich hatte; nun begann ich, Portraitstudien nach der Natur zu machen, und nicht ohne Glück. Roux's Frau aber, welche in mir vielleicht eine künftige Nebenbuhlerin ihres Mannes auf dem Gebiete der Portraitmalerei argwöhnte, bewog denselben, mir den Unterricht aufzukündigen. Ich war nun wieder in der Kunst mir selbst überlassen und auf meinen eigenen Instinct angewiesen.

Dies etwa waren die Eindrücke, unter denen ich zwanzig Jahre alt wurde; es war in dem verhängnißvollen Jahre 1806. Die Kriegsfurie war los, aber das gute Zutrauen, welches man in Preußen setzte, ließ die Furcht vor Napoleon nicht aufkommen; acht Tage vor der Schlacht bei Jena tanzten wir jungen Mädchen (meine Freundin Lottchen Stieler aus Gotha verweilte zum Besuche bei uns) noch sorglos mit den Offizieren des Regiments Hohenlohe. Das Gespräch kam auch auf die politische Lage. „Laßt die Wälschen nur kommen!" rief der Eine; „bah, wer wird sich vor den Franzosen fürchten!" Ein Anderer fügte hinzu: „Wir wollen sie vor uns hertreiben, daß sie keine Zeit mehr haben sollen, eine Semmel vom Bäckerladen mitzunehmen!" Wer hätte den hübschen Offizieren nicht glauben sollen! Aber ach — nur zu bald änderte sich das Bild; gefangen genommen, theilten die fröhlichen Tänzer den dünnen Kaffee ohne Milch und die gekochten Kartoffeln mit uns, welche als letzter Rest aus den geplünderten Kellern, ausgeschüttet auf den nackten Tisch, unsern Hunger stillten.

Schon am Sonntag-Nachmittage des 12. October brachte ein flüchtiger Husar die Nachricht mit, daß die Schlacht bei Saalfeld verloren und Prinz Louis Ferdinand von Preußen den Heldentod gestorben sei. Auf diese Schreckensbotschaft zog alsbald alles in Jena weilende

Digitized by Google

Militär in der heilloſeſten Verwirrung davon; auch die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunſchweig, deſſen Trainknechte die Pferde von den Kanonen ſchnitten und eiligſt fortjagten, ſetzte ſich in Bewegung. Bald war es todtenſtill in unſerer zuvor ſo bewegten Stadt. Am nächſten Morgen, einem Montage, blickten wir in den Nebel hinaus; wir ſahen die Wache der Stadtſoldaten aufziehen, alles war wie ſonſt. Plötzlich aber ſprengten franzöſiſche Tirailleurs heran; eine Deputation von Univerſitätsprofeſſoren, deren Sprecher die Sieger am Thore anreden wollte, wurde ausgeplündert; die blanke Waffe in der Hand, forderten die Franzoſen gebieteriſch Uhren und Geldbeutel. Aus reinem Uebermuth ſchoſſen dieſe Wüthenden dann auf einen Thorwächter, der blutend davonwankte; darauf ritten ſie nach dem Schloßflügel, deſſen zweiten Stock wir bewohnten, ließen es jedoch zum Glück bei der Plünderung der preisgegebenen Behauſung des im preußiſchen Hauptquartiere weilenden Commandanten von Jena, im erſten Stock, bewenden.

Wenige Stunden ſpäter kamen reguläre franzöſiſche Truppen. Zwei Offiziere nahmen bei uns Quartier; ungebetene Gäſte, die jedoch ſehr freundlich, namentlich gegen mich, waren. Beim Abſchiede bot mir der Eine ſeinen ſchönen Hühnerhund, welchen ich geliebkoſt hatte, zum Geſchenk an; als ich daſſelbe ſchnöde ablehnte, erhielt ich die Warnung: lieber den Franzoſen, als den Preußen den Sieg zu wünſchen, denn würden ſie von den Prussiens geſchlagen, ſo ſei es beſchloſſene Sache, die Stadt Jena an allen vier Ecken in Brand zu ſetzen.

Dieſe Truppen waren die Vorboten unzähliger Regimenter und Colonnen, die fortan unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht, durch die Stadt nach dem Mühlthale zogen. Der nach Apolda führende Hohlweg, welchen ſie paſſiren mußten, um auf die Ebene zu gelangen, wo am nächſten Morgen die große Schlacht ſich entwickelte, war ſo eng, daß die Kanonen nicht von Pferden gezogen werden konnten; es ward daher ausgeſpannt, und Soldaten trugen die Geſchütze. Eine Handvoll Preußen hätte dieſe Züge aufhalten und vernichten können!

Uebrigens will ich nicht unerwähnt laſſen, wie gegen die deutſchen Truppen auch ſchändlicher Verrath im Spiele war. Zu Jena nämlich

Digitized by Google

hatte ein gewiſſer Abbé Henry, welchen die franzöſiſche Revolution aus ſeinem Vaterlande vertrieben, ſeit 1795 gaſtliche Aufnahme gefunden. In ſeiner Eigenſchaft als Seelſorger nahm er ſich der wenigen Katholiken Jenas eifrig an; man überließ ihm einen kleinen Pavillon, in welchem früher ein Theil der anatomiſchen Sammlung aufbewahrt geweſen war, als Kapelle, und er wußte dieſe mit vieler Gewandtheit binnen kurzer Friſt recht hübſch auszuſtatten; er ſelbſt fertigte einen Altar aus Pappe, den er mit marmorirtem Papier beklebte; ich malte ihm in Paſtellfarben auf ſeine Bitte eine Mutter Maria (Copie nach Palma Vecchio) als Altarbild, wofür ich die Ehre haben durfte, ihn zu portraitiren. Die in der Stadt bisher unbekannten Meßopfer und die in gebrochenem Deutſch barock vorgetragenen Predigten des Abbé (in denen er z. B. vom „Schaf Gottes“ ſtatt „Lamm Gottes“ ſprach, u. dergl. m.) verſchafften ihm viele Hörer auch aus proteſtantiſchen Kreiſen, und Henry war bald eine ſtadtbekannte Perſönlichkeit. In keinem Falle konnte er ſich über Intoleranz beklagen. Zum Danke für die Aufnahme, welche er gefunden, machte er 1806 den Wegweiſer für eine Colonne Franzoſen durch das Rauthal auf eine Anhöhe im Rücken eines ſächſiſchen Regimentes, welches in Folge dieſer Hinterliſt die Waffen ſtrecken mußte. Dem Abbé aber bahnte ſeine That 1808 den Weg zu Napoleon; Henry wurde mit einem bedeutenden Gehalte dotirt, erhielt an der Univerſität eine Profeſſur der franzöſiſchen Sprache und Literatur, bekam das Kreuz der Ehrenlegion und wußte es außerdem dahin zu bringen, daß ihm ein verlaſſenes Kirchlein für den katholiſchen Gottesdienſt eingeräumt, ja, daß dieſes außerdem mit Ländereien in der Nähe von Erfurt reich ausgeſtattet wurde. Als 1813 die Ruſſen kamen, ängſtigte den Abbé indeß ſein böſes Gewiſſen; er verſteckte ſich in ſeiner Wohnung, in der die Koſaken zunächſt nur die Haushälterin fanden. Dieſe trug die Papiere des Abbé in ihren Strümpfen verſteckt bei ſich, verrieth aber ſich und ihren Herrn durch ihre auffallende Angſt. Der würdige Mann, in die Mitte genommen von zwei reitenden Koſaken, welche mit geladenem Gewehr ſcharf auf ihn Acht gaben, mußte zum Thore hinaustraben. Er ſollte gehenkt werden, allein ſein Prie-

Digitized by Google

ſteramt rettete ihn; man ſchaffte ihn in die Strafanſtalt nach Silberberg, von wo ihn klerikaler Einfluß indeß wieder zu befreien und in ein einträgliches Amt zu Aſchaffenburg oder Würzburg — genau erinnere ich mich des Ortes nicht mehr — zu bringen wußte*).

Ob der Verrath des Abbé Henry auf den Ausgang der Schlacht von Einfluß war oder nicht, kann ich natürlich nicht beurtheilen; ich erzähle nur, was das hart geprüfte Jena in den damaligen ſchweren Tagen erduldete. Am Dienſtage, dem 14. October 1806, hörte man ſchon in aller Frühe heftigen Kanonendonner und das Knattern von Kleingewehrfeuer; nach wenigen Stunden verkündigten die Verwundeten und Flüchtigen, welche in Schaaren eintrafen und Häuſer, Kirchen, öffentliche Gebäude, Straßen und Plätze überfüllten, daß die Schlacht für die Preußen gänzlich verloren ſei. Neben dieſen Unglücklichen, deren Zahl von Stunde zu Stunde wuchs, zog Colonne auf Colonne der ſiegreichen Feinde mit klingendem Spiel durch die Stadt; auch die berühmten

*) Ein im Staatsarchiv zu Weimar aufbewahrter, unter'm 6. Febr. 1807 dem Landesherren eingereichter »Précis de ma conduite du 13. au 15. Octobre 1806« vom Abbé Henry läßt dieſen in ganz anderm Lichte erſcheinen, als Louiſe Seidler ihn darſtellt. Auch war es der Paſtor Putſche in Wenigenjena, der den Feind das Rauthal hinauf in den Rücken der deutſchen Heere führte (Vergl. Klopfleiſch, die Schlacht bei Jena, 132 fg.). In Betreff des Abbé Henry iſt dem Herausgeber Seitens des Herrn Fr. J. Frommann zu Jena die dankenswerthe Mittheilung zugegangen, daß von den Anſchuldigungen, welche man 1813 gegen den Abbé erhob, ſpäter keine bewieſen werden konnte. „Man war eben damals zum Mißtrauen geneigt, und dem hell entflammten deutſchen Nationalgefühl erſchien jeder Franzoſe leicht verdächtig. Henry hat allerdings die (noch immer) kleine katholiſche Gemeinde zu Jena geſammelt, einen alten Feſtungsthurm zur Kapelle eingerichtet und von Napoleon eine Stiftung für dieſe erlangt, beſtehend aus den Einkünften des früher Erfurt-Kurmainziſchen Gutes Mohrenthal. Sicher iſt aber auch, daß er ſich bei dem Kaiſer warm für die Stadt verwandte und die Abgebrannten es größtentheils ſeiner Fürſprache zu danken hatten, wenn ihnen eine Entſchädigung zugeſichert und ſpäter wirklich in Mainz ausbezahlt wurde. Thatſächlich Belaſtendes konnte gegen Henry niemals feſtgeſtellt werden, jedenfalls war er unſchädlich — wenigſtens hat er es nicht verhindert, daß z. B. Luden in der Franzoſenzeit ſehr deutſch vom Katheder herab ſprach.“

Digitized by Google

Garden Napoleons waren dabei. Diese nahmen sogleich Besitz von dem Schloßhofe; bald loderten Wachtfeuer empor, um welche sich die Krieger kochend, Vieh schlachtend, Geflügel rupfend, singend und musicirend gruppirten. Dazwischen läuteten die Glocken Sturm, tönte schauerlich das Wehegeschrei der hart bedrängten Bewohner von Jena, das Gestöhn Derer, die ihren in der Schlacht erhaltenen Wunden erlagen. Nicht lange dauerte es, so brachte der Vater die Schreckenszeitung mit: die Stadt brenne an allen vier Enden; die Franzosen hätten die Spritzen zerbrochen, auch fehle es an Wasser; es sei nöthig, unsere Habe zu retten. Wir schleppten unter treuer Beihilfe Lottchen Stielers das Werthvollste — Möbeln, Betten, Lebensmittel u. s. w. — nach unserm kleinen Garten nahe vor der Stadt; dort schien es uns sicher zu sein, denn Jena wurde von den raubgierigen Franzosen geplündert. Vor meinen Augen ward ein Kaufmannsladen aufgerissen und der Eigenthümer, ein alter Mann mit kahlem Kopfe, auf das Straßenpflaster geschleudert; eine eben des Weges daherkommende Heerde Ochsen, zu der für die Armee ausgeschriebenen Lieferung gehörig, schritt ungehindert über ihn hinweg. Entsetzt floh ich davon, gleiche Rohheiten für uns befürchtend, vor welchen uns vielleicht nur der Umstand schützte, daß der Marschall Lannes durch seine Dienerschaft unsere Wohnung als Quartier für sich hatte belegen lassen. Der Marschall selbst blieb freilich aus, da er mit der Armee weiter ziehen mußte, aber wir hatten auch an der Dienerschaft genug. Ungestüm stellte diese die weitestgehenden Forderungen, so daß mein Vater sich endlich mit unserm Kutscher auf den Weg machte, um aus unserm Garten mehrere der versteckten Sachen, namentlich den dringend verlangten Wein, wiederzuholen. Die beiden Männer mochten seit einer halben Stunde fortgegangen sein, als plötzlich der Kutscher athemlos und todtenbleich zu mir in's Zimmer stürzt und ausruft: „Um Gotteswillen, kommen Sie schnell mit in den Garten; Ihr Vater wird um's Leben gebracht, weil er sich nicht verständlich machen kann." Stumm vor Entsetzen stürze ich eine Hintertreppe hinunter, die von Franzosen aller Waffengattungen belagert war. Ich musterte diese mit einem Blicke; die edlen Züge

Digitized by Google

eines Sappeurs flößten mir Vertrauen ein, ſo daß ich ſeinen Arm ergriff und ihn ohne Weiteres mit mir fortzog. »Mademoiselle — que voulez Vous?« rief er erſtaunt; ich aber fand keine Worte, erſt auf der Straße gewann ich Athem, Alles zu erklären. Am Arme meines Beſchützers erreichte ich unſern Garten, wo ich meinen Vater von einem Huſaren mit blanker Waffe ſchwer bedroht fand. Schnell führte mein Begleiter eine Verſtändigung herbei: es ſtellte ſich heraus, daß der Huſar geglaubt hatte, mein Vater habe ſelber Beute machen wollen. Nicht weiter behindert, brachten wir nun die geſuchten Sachen unter Beiſtand der Franzoſen ſelbſt in unſere Wohnung; der theilnehmende Ausruf des hilfreichen Sappeurs: »La pauvre malheureuse!« entfeſſelte hier die Thränen, welche die ungeheure Aufregung bisher zurückgedrängt hatte.

Doch nicht genug der Sorge: kaum daß ich ein wenig gefaßter an das Fenſter trat, ſo ſah ich auf dem Schloßhofe eine Ordonnanz in rother Uniform auf einem wunderſchönen Rappen halten. Reiter und Roß zogen meine Aufmerkſamkeit an — „Vater!“ rief ich endlich erſchrocken, „iſt das nicht unſer Bucephalus?“ Er war es in der That! Mein Vater hatte das edle Thier in einer verſteckt gelegenen Scheune hinter Holz und Brettern verborgen, während er ſeine übrigen Pferde im preußiſchen Hauptquartiere wohl bewahrt glaubte. Doch dieſes war verſprengt und unſere Scheune erbrochen und geplündert worden, ebenſo wie unſere Keller! Wie hart dem Vater der Verluſt ſeines letzten Pferdes ſein mußte, läßt ſich denken. Natürlich eilte er, als er Bucephalus erkannte, ſogleich hinunter, um das Thier zurückzufordern, aber eine Fluth derber Schimpfreden war alles, was man ihm zu Theil werden ließ.

So verſtrich der Dienſtag; am Mittwoch Morgen kam Napoleon, welcher ſchon Tags zuvor flüchtig durch den Schloßhof geſprengt war und alsdann in der Nacht vom 14. auf den 15. October unter ſeinen Truppen auf dem Landgrafenberge bivouakirt hatte, mit ſeinem Adjutanten Coulaincourt in die Stadt; er bezog den Hauptflügel des Schloſſes. Durch ein Fenſter unſeres Vorſaals konnte ich ihn beob-

Digitized by Google

achten, wie er lange ſinnend am Fenſter des gegenüberliegenden Zimmers ſtand, in den Händen ſeine Uhr haltend, deren Kette er langſam durch die Finger gleiten ließ. Später ſchritt er in dem Gemache auf und nieder, wahrſcheinlich ſeinem Secretair, welcher eifrig ſchrieb, ein Bülletin dictirend. Im Schloſſe wurde es ſehr lebhaft; in allen Räumlichkeiten deſſelben quartierten ſich hohe Offiziere ein, auch bei uns und in der Wohnung des Stadtcommandanten Hendrich, obwohl die Haushälterin deſſelben, die total den Kopf verlor und aus einer Ohnmacht in die andere fiel, in der Angſt alle Möbeln hatte wegſchaffen laſſen, die nun auf Befehl der Franzoſen wiedergeholt werden mußten.

Es war ein feuchter, naßkalter Tag. Im Hofe ſtanden die Offiziere eines gefangenen ſächſiſchen Regiments, unter ihnen der alte General Nieſemeuſchel, deſſen ſchneeweißer, entblößter Kopf mit einer blutigen Binde umwunden war. Sie erwarteten die Ordre, den Eid zu ſchwören, während des Feldzugs nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Nachdem dieſe Ceremonie beendet war, ſtieg Napoleon, bekleidet mit dem hiſtoriſch gewordenen grauen Oberrocke, in einen kleinen, offenen Wagen und fuhr davon; nach und nach folgten ihm die militäriſchen Würdenträger, welche ſoeben noch unſerer Wohnung ein ſo buntes, bewegtes Anſehen geliehen hatten.

Das Schloß wurde nun zum Lazareth eingerichtet; jeden Morgen um 9 Uhr raſſelte mit grauenvoller Pünktlichkeit der Todtenwagen heran, um bald darauf wieder mit ſeiner ſchauerlichen Fracht — die nur leicht mit Stroh bedeckt war, unter welchem oftmals Köpfe, Arme, Beine hervorſtarrten — durch das Thor zurückzufahren, deſſen Flügel ſich knarrend hinter ihm ſchloſſen. Pechpfannen mit Theer wurden angezündet, um die durch die Ausdünſtungen der Kranken und Geſtorbenen verpeſtete Luft zu reinigen und epidemiſche Krankheiten zu verhüten. Noch viele Tage nach der Schlacht wurden Schwerverwundete in grauenhaftem Zuſtande hereingebracht, welche mit Thau und Gras ihr Leben jammervoll gefriſtet hatten. Sobald ſie in Pflege kamen, ſtarben ſie meiſtens gleich.

Digitized by Google

Auch wir ſollten nicht gänzlich von Einquartierung verſchont bleiben; die Stelle der Offiziere aus Napoleons Gefolge nahm bald ein ſchwer verwundeter Capitän Namens Pomme ein, welchem Frau und Tochter auf dem Fuße folgten, um ihn treu zu pflegen. Aber der Capitän ſtarb nach wenigen Tagen; ſein Leichnam ward einbalſamirt und in eine Kiſte gelegt, welche in unſerer Wohnung ſtehen blieb. Jahre vergingen, ehe die Zeitumſtände die Ueberführung der Leiche nach Frankreich geſtatteten.

An Brunnenwaſſer fehlte es nach der Schlacht in ganz Jena, da das durchraſſelnde Geſchütz den Erdboden ſo erſchüttert hatte, daß die Waſſerröhren geplatzt waren. Man mußte ſich mit Waſſer aus der Saale behelfen, in welchem todte Pferde, menſchliche Gliedmaßen, blutige Fetzen von Kleidungsſtücken u. dergl. nicht ſelten herum ſchwammen. Handel und Wandel ſtockte völlig; die Sieger hatten ſämmtliche Nahrungsmittel ohne Weiteres in Beſchlag genommen. Wir konnten uns nur dadurch vor dem nagendſten Hunger ſchützen, daß wir von großmüthigen Feinden Anweiſungen, Bons genannt, erbettelten, für welche uns die Militärintendantur Fleiſch und Brot lieferte.

Dieſer ſchreckliche Zuſtand hielt verhältnißmäßig lange an; erſt gegen Anfang des neuen Jahres 1807 kam in die traurigen Verhältniſſe der ſchwer heimgeſuchten Stadt wieder einige Ordnung. Kirchen und Privathäuſer wurden nach und nach von Bleſſirten leer; die Pechpfannen, die wochenlang unausgeſetzt auf den Straßen gelodert hatten, erloſchen; überall trat größere Ruhe beſchwichtigend ein.

Eines Abends ſaß ich mit Mutter und Schweſter ſtill in unſerm kleinen Stübchen und arbeitete emſig, als ſich die Thür aufthat und ein ſchöner, ernſter Mann in franzöſiſcher Uniform hereintrat, welcher um die Schlüſſel der Reitbahn bat, wo Verwundete untergebracht werden ſollten. Wir lernten in dem Fremden den neu angekommenen, zu Bernadottes Corps gehörigen Oberarzt der ſämmtlichen Lazarethe von Jena, Namens Geoffroy, kennen.

Digitized by Google

Ein Geſpräch entſpann ſich, nach deſſen Verlauf ihm die Eltern auf ſeine Bitte erlaubten, ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen. Bald ſahen wir ihn täglich. In einem Nebenzimmer las er mir aus ſeinen Lieblingsdichtern Corneille und Racine vor, oder wir muſicirten zuſammen, indem Geoffroy mit dem Violoncell mein Pianofortespiel begleitete. Das gegenſeitige Intereſſe ſteigerte ſich; ich fand ein treues Herz in dem edlen Manne. Die Neigung wuchs — endlich bot er mir ſeine Hand an. Meine Eltern willigten ein; der Vater um ſo rückhaltloſer, als er in dem ernſten, würdigen Geoffroy — welchem auf angeſtellte Erkundigungen auch die Behörden ſeines Heimathortes Liſieux die beſten Zeugniſſe gaben — den zuverläſſigen, redlichen und wohlunterrichteten Mann längſt hatte hochachten müſſen. Auch die politiſchen Anſchauungen Beider ſtimmten im Ganzen überein, denn Geoffroy war ein perſönlicher Freund Bernadottes und, wie dieſer, ein Gegner Bonapartes, dem er nur gezwungen folgte. So ſtand denn unſerm Glücke nichts im Wege, und im traulichen häuslichen Kreiſe ward unſere Verlobung gefeiert; die allgemeine Trauerzeit geſtaltete ſich zum ſchönſten Abſchnitte meines Lebens. Geoffroy verhehlte mir nicht, daß ein Zufall ſeine Aufmerkſamkeit auf mich gelenkt habe. Kurze Zeit vor der Schlacht nämlich hatte ich in übermüthiger Laune unſere berühmteſten Ballherren als Caricaturen gezeichnet, ohne mir etwas Arges dabei zu denken. Das Blatt lag auf meinem Inſtrumente in unſerm Wohnzimmer, wo es unglücklicherweiſe von einigen Studenten entdeckt wurde, welche kamen, uns für den nächſten Ball zu engagiren. Sie erkannten die Portraits und rächten ſich an mir in nicht eben großmüthiger Weiſe dadurch, daß ſie am ſchwarzen Brett anſchlugen: die wohlgetroffenen Portraits berühmter Jünglinge ſeien zu haben bei Louiſe Seidler im Schloſſe zu Jena. Theuer genug mußte ich meinen Muthwillen büßen; ich ward von den Studenten in den Bann gethan, die Portraitirten ſo wenig wie ihre Freunde tanzten mit mir, und die Mütter ſtellten mich ihren Töchtern als warnendes Exempel vor Augen. Aber ritterlich nahmen ſich unſere drei Hausfreunde meiner an; bald hatten ſie alles wieder in's Gleis gebracht. Dies kleine, mir ſo unan-

Digitized by Google

genehme Abenteuer hatte Geoffroy zufällig als Stadtneuigkeit vernommen; der Wunsch war in ihm erwacht, die Caricaturenzeichnerin zu sehen. Nur deshalb war er an jenem Abend persönlich gekommen, die Schlüssel zur Reitbahn zu holen. So sollte, was mir anfangs große Widerwärtigkeiten bereitete, mittelbar der Anlaß zum Glücke meines Herzens werden!

Allein dieses Glück sollte nicht von Dauer sein; die Pflicht rief den theuern Mann von meiner Seite. Ein Briefwechsel folgte — die herzlichen Zeichen treuester Liebe liegen vor mir. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem entschwunden; mein Haar ist gebleicht, mein Gesicht ist gefurcht, mein Auge stumpf. Aber dennoch kann ich nur mit tiefer Bewegung die vergilbten Blätter betrachten, welche seine theuren Schriftzüge tragen, und welche man eines Tages mit mir einsargen wird*).

Die Briefe des Geliebten waren mein Trost, mein Alles. Blutete doch das arme Mädchenherz unter der eisernen Faust des Eroberers, wie das Herz von Königen und Kaisern. Ich litt mit den Franzosen, deren blühendste Söhne fort und fort zur Schlachtbank geführt wurden; ich litt nicht minder schwer mit meinen geknechteten Landsleuten. Doch hoffte ich auch zugleich mit Tausenden. So war mein armes Herz in jeder Hinsicht beständig in Aufregung.

Nur selten traten zerstreuende Lichtpunkte ein, welche den auf meiner Seele lastenden Druck auf kurze Zeit erleichterten. Dahin rechne ich die Erscheinung der Demoiselle Jagemann, nachherigen Frau von Heygendorf. Eines Tages sprengte eine üppig schöne, jugendliche Frauengestalt in grauem, enganliegendem Reitkleide, mit wallendem Federhute, unter dem ein blühendes, frisches Gesicht hervorleuchtete, in den Schloßhof zu Jena. Es war die Jagemann, nur von einem Stallmeister begleitet. Sie fragte nach uns und brachte meiner Schwester Grüße von der ihrigen; diese Beiden waren mit einander befreundet, sie hatten sich im Stielerschen Institute zu Gotha kennen gelernt, wohin meine Schwester mir nachgefolgt war.

*) Dies geschah später wirklich.

Ich hatte die Jagemann ſchon mehrmals auf der Bühne in Weimar bewundert. Sie war eine eben ſo tüchtige Sängerin, wie gute Schauſpielerin, welche ſich tragiſchen und komiſchen Aufgaben mit gleichem Geſchick unterzog. Ihre Sprache klang ſo melodiſch, wie ihr Geſang; ihre Declamation war lebendig und tief empfunden. Ein ähnliches ſchauſpieleriſches Genie mag ſelten geboren werden; Anmuth und Würde vereinigten ſich in ihren Darſtellungen. Ihr Vater, aus Dingelſtädt im Eichsfelde gebürtig, war von ſeinen ſtreng katholiſchen Eltern zum Geiſtlichen beſtimmt und nach Conſtanz in ein Kloſter geſchickt worden, dem er aber entfloh. Später ſuchte und erhielt er Abſolution in Rom, kehrte in ſein Vaterland zurück und ließ ſich als Lehrer des Italieniſchen in Erfurt nieder. Endlich zog er nach Weimar und heirathete eine Weimaranerin; die Ehe wurde indeſſen nicht glücklich und daher bald getrennt. Die älteſte aus ihr hervorgegangene Tochter, Caroline, ward wegen ihrer ſeltenen Begabung, die ſich ſchon früh zeigte, zum Behufe künſtleriſcher Ausbildung nach Mannheim geſendet, wo ſie treffliche Lehrer erhielt und die beſten Vorbilder ſah. Wie kärglich ſie ſich dort oft behelfen mußte, hat ſie in ihren Memoiren — die aber nie veröffentlicht worden ſind — treu geſchildert. Unter guter Leitung entfaltete ſich bald ihr außergewöhnliches Talent; ſie machte das größte Aufſehen in Mannheim. Ein italieniſcher Graf warb um ihre Hand; da aber die Eltern deſſelben ihre Einwilligung zu der Verbindung verſagten, trat Caroline zurück. Um ſich dieſen Mannheimer Verhältniſſen zu entziehen, ging ſie wieder nach Weimar, wo ſie als Sängerin und Schauſpielerin die glänzendſten Triumphe feierte; ihr Vater wurde dort Herzoglicher Bibliothekar und Rath, ihr Bruder Hofmaler.

Der Beſuch, den ſie uns auf die zuvor beſchriebene Weiſe in Jena abſtattete, bahnte eine nähere Bekanntſchaft zwiſchen uns an, welche auf mich von glücklicher, weil zerſtreuender Wirkung war. Aber noch ein anderes Intermezzo von größerer Wichtigkeit ſollte meinen Seelenſchmerz auf Augenblicke in den Hintergrund drängen: das war die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer, des ruſſiſchen und des franzöſiſchen, zu Erfurt, im Jahre 1808 (27. September bis 14. October).

Digitized by Google

Bei einem Bekannten meines Vaters Namens Philipp Seidel, der durch Goethe, deſſen vertrauter Diener und Secretär*) er in des Dichters ſchönſten Jahren geweſen, die Stelle eines Rentamtmanns in Weimar erhalten hatte, erlebte ich daſelbſt den Beſuch der beiden Monarchen gelegentlich der hiſtoriſch denkwürdigen Erfurter Zuſammenkunft. Ich ſah Alexander und Napoleon in einem kleinen, offenen Jagdwagen durch die Straßen Weimars fahren; Napoleon rechts, Alexander links ſitzend. Napoleon hatte die Acteurs der franzöſiſchen Tragödie mitgebracht; aus Galanterie für die Herzogin Louiſe ließ er in Weimar den „Tod Cäſars“ von Racine aufführen (6. October 1808). Die Billets wurden nicht verkauft, ſondern vom Hofe vertheilt; mit andern Staatsdienern erhielt der Rentamtmann Seidel, bei dem ich wohnte, ein Billet zur Gallerie; er hatte zu meiner höchſten Freude die Güte, daſſelbe mir abzutreten.

Eine Muſik fand nicht ſtatt. Wenn einer der Potentaten hereintrat, wurde nach Maßgabe ſeines Ranges die Trommel gerührt. Die Bühne war mit Teppichen belegt; das Stück wurde ohne Zwiſchenacte durchgeſpielt, der Vorhang fiel gar nicht nieder. Auf dem erhöhten Podium des Orcheſters ſaßen in rothſammetnen Lehnſtühlen die beiden Kaiſer; rechts und links die Könige von Würtemberg, Bayern, Weſtfalen, Sachſen und andere Monarchen. Carl Auguſt ſaß nicht, ſondern ging ab und zu, um als guter Wirth die Anordnung des Ganzen ſelbſt zu überwachen. Das Parquet und Parterre war den übrigen Fürſten, Grafen, Marſchällen, Geſandten, Generalen eingeräumt worden; Stern an Stern funkelte hier, Ordensbänder leuchteten auf den geſtickten Uniformen, Alles war glänzend und prächtig. In den fürſtlichen Logen machte die Herzogin Louiſe der Königin von Weſtfalen, der Großherzogin Stephanie von Baden ſowie den übrigen Regentinnen die Honneurs. Der Balkon war mit den vornehmſten Damen beſetzt, welche im höchſten Putze prangten. Diamanten blitzten, Federn ſchwankten — das Ganze

*) Ueber Goethes Verhältniß zu Philipp Seidel vergl. Burkhardt, „Im neuen Reich“, 1871, S. 277 fg.

Digitized by Google

gab das denkbar feſtlichſte Bild, welchem nur die liebliche Geſtalt der jungen Großfürſtin Maria Paulowna fehlte, die zu dieſer Zeit in St. Petersburg verweilte.

Talma in der Rolle des Cäſar entwickelte ſein großartiges Talent; das Feuer ſeiner Declamation, die Plaſtik ſeiner Stellungen verſöhnte mit den ſteifen Alexandrinern Racines. Aber trotz der meiſterhaften Darſtellung ſchlief Napoleon öfters ein; deſto aufmerkſamer war der König von Sachſen neben ihm. Auch die übrigen Fürſtlichkeiten gaben wohl Acht, nicht gegen die Etikette zu verſtoßen; nur Napoleon machte eine Ausnahme.

Nach dem Theater war großer Hofball im Schloſſe. Ich fand auch da ein Plätzchen auf der Gallerie, von wo aus ich eine Unterhaltung Napoleons mit Goethe und eine längere mit Wieland beobachtete; Napoleon lehnte an einer Säule, neben ihm ſtand wieder der König von Sachſen.

Tags zuvor hatte große Jagd auf dem Ettersberge ſtattgefunden, wobei ich ebenfalls zugeſehen hatte. Auf dem Plateau des Berges war nämlich eine Halle errichtet, die man mit Tannenzweigen ausgeſchmückt hatte, deren düſteres Grün durch Feſtons von Vogelbeeren ein freundlicheres Anſehen gewann. An drei Seiten dieſer Halle befanden ſich ſtufenweis erhöhte, mit zahlloſen Zuſchauern beſetzte Gerüſte. An der Bruſtwehr der Halle ſtanden die Monarchen, hinter ihnen die Jäger, welche die Flinten luden. Das Wild wurde hier in Schußweite vorbeigetrieben; den Anfang machte ein wunderſchönes Reh. Als das arme Thier blutend niederſtürzte, wurde mir ſo weh um's Herz, daß ich laut zu weinen begann und eiligſt nach der Stadt zurücklief.

Der Jagd folgte ein nach Napoleons eigener Anordnung eingerichtetes großes Feſtmahl im Weimariſchen Schloſſe; die Tafel bildete ein Halbrund, in deſſen Mitte die Herzogin Louiſe und Napoleon ſaßen. Auf des Letzteren ausdrücklichen Befehl mußte die Prinzeſſin Caroline*),

*) Die Hofdame derſelben, Henriette von Knebel, berichtete über die oben erzählten Ereigniſſe die intereſſanteſten Einzelheiten an ihren Bruder; Briefwechſel 345 fg.

nachmalige Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und Mutter der ſpäteren Herzogin Helene von Orleans, der Herzogin Louiſe zur Seite ſitzen, „weil Mutter und Tochter zuſammengehörten“. Nach der Tafel fand ein kurzes Concert ſtatt, in welchem die Jagemann mit dem Baſſiſten Strohmeier, ſpäter Goethes Nachfolger in der Direktion der Weimariſchen Bühne, Scenen aus Paers „Camilla“ vortrug.

Der 7. October 1808 ſah dann jene berüchtigte Veranſtaltung Napoleons: die Haſenjagd der hohen Potentaten auf dem Schlachtfelde von Jena, dem Landgrafenberge, welcher ſeit dem Tage, wo Napoleon 1806 daſelbſt bivouakirt hatte, ſchnöder Weiſe „Napoleonsberg“ genannt wurde. Die rohe Ironie dieſer Haſenjagd fühlte der edle Carl Auguſt auf's tiefſte; er ſchützte Unwohlſein vor, um ihr nicht beiwohnen zu müſſen.

Doch alle dieſe Zerſtreuungen konnten die düſtern Tage, welche ich fern von dem Geliebten durchlebte, nicht dauernd aufheitern — um ſo weniger, als die Nachrichten, die ich von ihm erhielt, immer betrübender lauteten, bis ſie endlich ganz ausblieben. Trotz angeſtrengter Nachforſchungen konnte ich von meinem Bräutigam nichts mehr erfahren; er war verſchollen.

In dieſer ſchweren Zeit wußte der Rentamtmann Seidel, jener bereits erwähnte Freund meines Vaters, mir gar herzlich Troſt zu ſpenden. Praktiſch und doch mit Sinn für das Höhere begabt, wirkte er bei den häufigen Beſuchen, die wir freundſchaftlich mit einander wechſelten, ſehr wohlthätig auf mich ein, namentlich durch ſeine große Ruhe und gleichmäßig-heitere Lebensanſchauung, welche ſein ehemaliger Gebieter Goethe gewiſſermaßen auf ihn übertragen zu haben ſchien. Ich lernte durch Seidel Flaxmans Umriſſe zur Ilias und Odyſſee kennen; wir beſchäftigten uns damit, uns dieſelben in Farben zu denken, zuweilen auch zu coloriren. Goethes Wort:

„Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da!“

Digitized by Google

ſuchte dieſer wahre Freund in mir lebendig wirkſam zu machen, um meine Unruhe, mein unbeſtimmtes Sehnen zu mäßigen. „Liebes Kind“, ſagte er oft zu mir, „träume Dir nicht zu viel; ſieh alles mit Ruhe an, ohne überſtürzende Leidenſchaft! Die Ehe iſt auch eine Kunſt!“ Dieſe Anſchauungsweiſe ſchien mir damals an das Mephiſtopheliſche ſtreifend; jetzt in meinem hohen Alter ſehe ich nur zu gut ein, wie viel Richtiges ihr zum Grunde liegt!

Neben den angeführten Beſchäftigungen ſuchte ich beſonders mittels Muſik die Zeit zu kürzen, wozu ich durch den Coburger Freund Schröder immerwährende Anregung hatte. Er verſorgte mich mit den neueſten und beſten Muſikalien, z. B. mit der Sinfonia eroica von Beethoven, deſſen Geſtirn damals zu leuchten begann. Mit großem Entzücken ward dies herrliche Werk vierhändig geſpielt; die begeiſternden Töne führten mich über manche gedrückte Gemüthsſtimmung ſanfter hinweg.

Im Sommer 1809 kam auch Goethe wieder nach Jena; ich erinnere mich eines Nachmittags, welchen ich in Geſellſchaft einiger Familien des Ortes, denen ſich auch Silvia von Ziegeſar angeſchloſſen hatte, in ſeiner Gegenwart verlebte. Es war im botaniſchen Garten; Silvia brachte das Geſpräch u. A. auf Mäuſe-Geſchichten und beweg den Dichter, mir ſehr ſcherzhaft zu erzählen, wie er einmal Nachts ein ſolches Thier an ſeinem Herzen gefunden habe. Bei'm Abſchied überreichte er Jeder von uns mit verbindlichen Worten einen Strauß; ich bekam Reſeda und eine Valeriana, die er „Herzenstroſt“ oder „Herzensſtärkung“ nannte. Als Silvia meinte: die brauche ich nicht, entgegnete er: daß man Stärkung immer brauche.

Unter ſolchen Verhältniſſen verſtrich ein Jahr, während deſſen ich mein Talent zum Zeichnen unausgeſetzt zu vervollkommnen geſtrebt hatte. Da erſchien plötzlich ein Fremder, um ein Portrait bei mir zu beſtellen. Zufällig nannte er den Namen eines Freundes meines Bräutigams — ich frage nach Letzterem und höre, daß er nach Spanien abcommandirt und dort in einem Lazareth am Fieber geſtorben ſei.

Digitized by Google

Ich verlor das Bewußtſein bei dieſer Nachricht. Als ich wieder zu mir kam, war der Fremde verſchwunden, und nie ſah ich ihn wieder. Wir forſchten ob das Gehörte Wahrheit ſei — und an meinem Geburtstage, 1810, erhielt ich die Beſtätigung der ſchrecklichen Kunde. Das Leben des Lebens war nun für mich abgeſchloſſen; mein Daſein in dieſer Zeit war nur noch ein dumpfes Hinbrüten.

Um mich dieſem Zuſtande zu entreißen, nahm eine Freundin, welche eben damals Dresden beſuchen wollte, nach eingeholter Erlaubniß meiner Eltern mich mit ſich. In der ſchönen Stadt, mitten unter ſo viel herrlichen Kunſtſchätzen, gewann mein Geiſt allmählich Faſſung, Sammlung wieder. Ich ſah die Gemäldegallerie — eine neue Welt that ſich mir auf. Ein unbeſchreibliches Gefühl durchzitterte mich; wie ſchwarze Schleier fiel es von meinem Innern ab. Die hohe, heilige Kunſt legte ſich erbarmend an mein Herz.

Von dieſem Augenblicke an war es mir klar, daß ich nur in ihr ferner noch eine Lebensaufgabe finden könne; ich begeiſterte mich für den Gedanken, in Dresden zu bleiben und meine Begabung für die Malerei emſig zu pflegen. Ich trug dieſen Wunſch dem auf der Gallerie arbeitenden Profeſſor Vogel vor; er prüfte mich und willigte dann ein, mir koſtenfrei ſeine Unterweiſung, die mir bis in die ſpäteſten Jahre fruchtbar geblieben iſt, angedeihen zu laſſen. Eine Wohnung war bald gefunden; ich zog in die Oſtra-Allee zu einer Doctorswittwe mit drei alten Töchtern, in ein kleines, nicht eben freundliches Stübchen mit der Ausſicht auf das Hausgärtchen. Indeſſen das galt mir gleichviel; ohnehin arbeitete ich ja faſt den ganzen Tag in der Gallerie.

Dieſe war damals noch im alten Local, dem Stallgebäude am Jüdenhof. Zwei in einander gebaute, große, viereckige Räume, ſehr hoch und ſehr gut gehalten, mit rothen Damaſttapeten und parquetirten Fußböden, enthielten die weltberühmten Meiſterwerke der Malerkunſt. In der äußeren Gallerie hingen Niederländer, Deutſche und Franzoſen; die innere war den Italienern und Spaniern eingeräumt. Der Beſuch war nur gegen Eintrittsgeld und nur einer gewiſſen Anzahl von Perſonen geſtattet; nicht wie jetzt war die Gallerie der Rendezvousplatz geſelliger

Digitized by Google

Zusammenkünfte. Ist es doch an Markt- und Meßtagen gegenwärtig sogar nicht selten, daß Bauern, Soldaten und müßige Gaffer sich neugierig in den der Kunst geweihten Hallen umhertreiben! Damals herrschte stets eine heilige Stille in jenen hohen Räumen; die wenigen Copirenden saßen geräuschlos arbeitend in den Fensternischen, wo man sie kaum bemerkte, während jetzt die Meisterwerke häufig mit Staffeleien und Gerüsten dergestalt verbarrikadirt sind, daß man oft ihren Anblick nicht genießen kann.

Der Lehrer, welcher auf diesem Terrain meine ersten schüchternen Schritte leitete, Professor Vogel, war ein Original. Ich sehe den kleinen zarten Mann noch vor mir, höre noch seine drollige sächsische Mundart. Zuerst mußte ich ein blondes Mädchenköpfchen aus einem größeren Bilde von van der Helst copiren, und Vogel gab mir während dieser Arbeit den ersten Begriff von Ausführung und Gefühl in der Kunst mit folgenden Worten: „De Sache muß da sein, un muß ooch nich da sein! De Phantasie muß ihr Spielwerk haben, un wenn Sie vierzehn Tage an eenem Ohrläppchen malen — schadet nicht, wenn nur alle Gefiehle darin ausgedrückt sin! Sehen Sie, der Kinderkopf ist vollgestopft mit kleenen Gefiehlen — die Madonna von Rafael kribbelt und wimmelt von Zeechnung!"

So zerstreut war der Mann, daß er einmal nicht gewahr wurde, wie ein während seiner Arbeit plötzlich hereinbrechendes Gewitter den Platz nahe am Fenster, wo er copirte, völlig überschwemmte, so daß der immerfort Malende endlich bis an die Knöchel im Wasser stand; ja, seine Hausfrau pflegte zu erzählen, sie müsse beim Wäschewechsel Sorge tragen, daß ihr Mann nicht zwei oder drei Hemden über einander anzöge. Alle Eigenheiten Vogels aber ließ man unbeachtet über der großen Herzensgüte, die sich in seinem ganzen Wesen wiederspiegelte.

Nach und nach fand ich — namentlich durch Empfehlungsbriefe, welche mir Professor Passow aus Weimar gütig nachgesendet hatte — Eintritt in hervorragende Dresdener Künstlerfamilien. Ich nenne zuerst diejenige des wackern, wenn auch hie und da etwas renommirenden Münzmeisters Kummer, in deren gastfrei geöffneter Wohnung fast

Digitized by Google

allabendlich etliche bedeutende Menſchen zuſammentrafen, obwohl man in kleinem Dachſtübchen enge beiſammen ſitzen und außerdem noch die ſchwere Prüfung, welche der Schweſter des Hausherrn durch allmähliches Erblinden auferlegt war, geduldig mit anſehen mußte. Dort lernte ich den intereſſanten Landſchafter Caspar David Friedrich aus Greifswald und den Genremaler Kerſting kennen. Jener wird ſtets bedeutend bleiben, da er die ſtrenge Richtung einführte, nach der Natur gewiſſenhafte Studien zu machen. Auch die hohe Meiſterſchaft, mit welcher er in Sepia malte, iſt noch nicht wieder erreicht worden. Er liebte es, ſeinen Kunſtſchöpfungen einen höheren Gedanken unterzulegen; erſt das Verſtändniß dieſer Tendenz machte ſeine Bilder dem Beſchauer werth. Bei einem Beſuche ſeines Ateliers ſah ich z. B. die Skizze eines für die Teſchener Kirche beſtimmten Altarblattes, auf welchem ein hohes Kreuz über Dornen, Steinen und Geſtrüpp ſonnig emporſtrahlen ſollte. Ferner malte er u. A. vier allegoriſche Landſchaften, welche „die Lebensalter“ darſtellten und die Kindheit, die Jünglingsjahre, das Mannes- und Greiſenalter des Menſchen an der ſtets wachſenden Mächtigkeit eines Stromes veranſchaulichten, der, klein beginnend, immer breiter wird, bis er ſich in's Meer verliert, an deſſen Geſtade ein Kirchhof liegt.

In der Erſcheinung glich Friedrich mit ſeinem hochblonden Haar und Bart, blauen Augen und kräftigem, ausdrucksvollem Geſicht ganz einem alten Germanen; ſein ſchönes, reines, frommes, kindliches Gemüth, die faſt weibliche Zartheit ſeiner unaffektirt ſentimentalen Seele ſtand freilich in wunderlichem Widerſpruch mit ſeinem derben Stocke und ſeinem Backenbarte, aber wer ihm nur Ein Mal in ſein reines Auge blickte, mußte auch durch die oft bittere Schale in ſeinem Thun und Bilden den ſüßen Kern ſchmecken. Er war und blieb für mich eine der erfreulichſten, angenehmſten Perſönlichkeiten in ganz Dresden.

Kerſting, ein geborener Pommer, machte ſich durch die zierliche Art ſeiner Gemälde ehrenvollſt bekannt; allgemein gefiel die von ihm oft wiederholte Ausführung des glücklichen Gedankens, die Perſonen, welche er zu portraitiren hatte, in ganzer Figur auf mäßig großen

Digitized by Google

Holztafeln zugleich mit dem Innern ihrer Behauſung abzubilden. In der That iſt es intereſſant, geliebte oder hervorragende Menſchen in der ihrem Berufe angemeſſenen, folglich auch für ihre ganze Weſenheit charakteriſtiſchen Umgebung zu ſehen. In dieſer Rückſicht erntete Kerſtings Darſtellung der beiden Ateliers Gerhard von Kügelgens und Friedrichs ungetheilten Beifall, da ſie die große Verſchiedenheit dieſer Künſtlernaturen deutlich zeigte. Friedrichs Atelier iſt leer und einfach, aber ſauber und ordentlich; der Maler, in grauer Jacke, ſitzt nachdenkend an der Staffelei. Gerhard von Kügelgens Werkſtatt dagegen iſt ein buntes Durcheinander, chaotiſch verworren, überfüllt mit Staffeleien, Gewändern, Waffen, angefangenen Bildern u. dergl.; der Künſtler, im gelben Nanking-Morgenrocke, blickt ſelbſtzufrieden lächelnd von der Staffelei dem Beſchauer entgegen.

Zwei andere Bilder, welche Kerſting um dieſe Zeit malte, kamen ſpäter durch Goethe nach Weimar. Das eine, „der elegante Leſer" genannt, ſtellt einen jungen Mann dar, welcher bei der Studirlampe eifrig lieſt; das andere ein in prunkloſer Wohnung am Stickrahmen arbeitendes junges Mädchen, deſſen Geſicht man im gegenüberhängenden Spiegel erblickt. Es iſt mein eigenes Portrait. Ich werde auf dieſe beiden Gemälde zurückkommen.

Kerſting war ein überaus drolliger, guter Menſch. Morgens beſorgte er ſeine Wirthſchaft, das heißt: er kehrte ſeine Stube und Kammer aus, ſpaltete bei kalten Tagen Holz zum Einheizen, holte Lohballen vom Torfboden u. ſ. w. Dann kam ſeine alte Aufwärterin, hinſichtlich deren Kerſting kein größeres Vergnügen kannte, als: ſie vor ſeine Entwürfe oder vollendeten Bilder zu führen, wo ſie dann immer angeben mußte, was dieſelben vorſtellten, und natürlich den größten Unſinn zu Tage förderte. Luſtig lachend erzählte uns Kerſting dann: die Alte habe zwei egyptiſche Löwen für Eichhörnchen, einen dürren Baum für Hirſchgeweihe, ein verfallenes Burgthor für einen doppelten Adler gehalten u. ſ. w.

So floß in Scherz und Ernſt meine Lehrzeit dahin. Eines Tages, als ich in der Bildergallerie einer dort arbeitenden Dame zuſchaute,

Digitized by Google

überraſchte es mich angenehm, zu hören, daß ich Fräulein Doris Stock vor mir habe, die damals berühmteſte Paſtellmalerin Dresdens und Schwägerin des Oberappellationsraths Körner, des Vaters des Dichters, bekannt als Freund Friedrich Schillers. Die Künſtlerin führte mich bald in das Körnerſche Haus ein, welches behaglich und intereſſant war. Die ſchlanke Tochter, mit ſchönen braunen Rehaugen, ſittig und anmuthig, zog mich vor allen an. Die biedere Herzlichkeit des Vaters that wohl; die Hausfrau, fein und angenehm, rundete das ſchöne Ganze harmoniſch ab. Hier verlebte ich zuweilen herrliche Abende, beſonders wenn der Hausvater irgend ein neu erſchienenes Werk ſeines Sohnes, wie z. B. den Zrinn, vorlas; eine Kunſt, in der er excellirte. Bald ſollte ich auch das Glück haben, dieſen edlen Sohn kennen zu lernen, der mit ſeinem ritterlichen Anſtande, dem in ſich gekehrten Weſen und den dunkel glühenden Augen eine höchſt anziehende Erſcheinung war. Die ſchwärmeriſche Liebe der Geſchwiſter zu einander war ungemein rührend; die Schweſter hat denn auch das jähe Hinſcheiden des Bruders nicht lange überlebt, ſie folgte ihm bald im Tode nach. Wer hätte damals denken können, daß ich nicht viele Jahre ſpäter, als ich nach dem Seebade Wangeroog reiſte, an dem Grabe des zu früh verblichenen Heldenjünglings ſtehen würde! Ich machte dieſe Reiſe bald nach dem zweiten Frieden mit Frankreich, und es war für mich ein erſchütternder Augenblick, als der Poſtillon plötzlich vor einem umgitterten, von hohen Bäumen und Sträuchern beſchatteten Platz hielt. Ohne es zu ahnen, befanden wir uns vor Theodor Körners Ruheſtätte. Den Himmel deckten düſtere Wolken, der Sturm ſauſte in den Zweigen der das Grab umgebenden Bäume und ſchien eines jener Heldenlieder zu ſingen, wie ſie der feurige Jüngling ſo oft zur Begeiſterung der deutſchen Jugend angeſtimmt! —

Doch ich wende mich wieder nach Dresden, wo mir bald ein Glück zu Theil werden ſollte, welches auf mein ganzes künftiges Leben den bedeutendſten Einfluß hatte, nämlich die nähere Bekanntſchaft mit Goethe.

In den erſten Tagen des Auguſt 1810 hatte ich Frau von Dankelmann, die in Dresden verheirathete jüngere Schweſter der Frau von Heygendorf, auf ihre Bitte für einige Tage nach Teplitz begleitet, wo ſie

Digitized by Google

das Bad gebrauchen wollte. Ich ſollte verehrte Jenaer Bekannte dort wieder treffen: Goethe verweilte damals in Töplitz*), und mit ihm der freundliche Riemer. Aus Berlin war der berühmte Tondichter Zelter eingetroffen; eine originelle, derbe Perſönlichkeit, deren Bekanntſchaft mir viele Freude machte. Riemer, der gegen mich ſehr liebenswürdig war, ſcherzte: „ſein Donchebad, der Wein, ſei immer noch das beſte"; mittlerweile bekam ihm der Brunnen eben ſo gut, wie ſeinem Meiſter, der ganz beſonders wohl ausſah und ſtets ſehr vergnügt und befriedigt ſchien. Goethe wohnte im nämlichen Hauſe mit dem König von Holland, von welchem er „ſehr enchantirt" war; ſo ſagte er bei Gelegenheit eines Beſuches, den er uns in beſter Laune, heiter und geſprächig, wohl eine Stunde lang machte; außerdem redete er mich noch einmal im Theater an, wo er auch ſehr freundlich war. Er ſchied von mir mit der Bemerkung, er werde wahrſcheinlich den Heimweg über Dresden nehmen und dort kurze Zeit bleiben; dann würden wir uns wiederſehen.

In dieſer Hauptſtadt hatte ſich damals ein ziemlich zahlreicher Kreis meiner näheren Freunde aus Jena zuſammengefunden; ſie wollten ſich in Elbflorenz an Kunſt und Natur einige Wochen erfreuen. Buchhändler Frommann mit Familie und Madame Schopenhauer nenne ich vor Allen; Frau Henriette Herz und Schleiermacher, die von Berlin kamen, ſchloſſen ſich dieſen an. Nicht ſelten vereinigte man ſich in der Frommannſchen Wohnung, wo die geiſtreichen Abende von Jena fortgeſetzt wurden.

Frommanns Schwägerin Betty Weſſelhöft arbeitete an landſchaftlichen Studien neben mir in der Gallerie. Eines Morgens brachte der Buchhändler dieſer die erfreuliche Nachricht, daß Goethe mit Riemer nun wirklich komme und in Dresden einige Tage verweilen wolle.

Dieſe Nachricht traf die verſammelten Freunde wie ein Blitzſtrahl. Jeder wollte ihn ſehen, ihn ſprechen, von ihm hören, ſeiner Gegenwart

*) „Von unſern Bekannten ſind wenige hier; ... Dlle. Louiſe Seidler war nur auf kurze Zeit erſchienen". (Goethe an Knebel, 30. Auguſt 1810; Briefwechſel II, 16.)

Digitized by Google

ſich erfreuen. „Er wird kommen!“ ſagte im ſtolzen Selbſtgefühle ſeiner Freundſchaft mit dem berühmten Dichter der Buchhändler Frommann zu ſeiner Schwägerin, „ich werde ihn einladen, und gewiß wird er, wie früher in Jena, die Abende bei mir zubringen, und meine Freunde werden das Glück haben, ihn in meinem Hauſe zu begrüßen, ihn kennen zu lernen!“

Eines Morgens, während ich auf der Gallerie arbeitete, erſcholl die Kunde: „Er iſt da! Er iſt auf der Gallerie!“

„Ich habe ihn geſehen,“ rief Frommann, „ich habe ihn geſprochen, er iſt in beſter Laune!“ Die Schwägerin meinte: „Ich weiß nicht, ob es nöthig iſt, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab.“

Dieſe Meinung drang durch. Aber als die imponirende Geſtalt des Dichterfürſten, der trotz ſeiner einundſechszig Jahre in voller männlicher Schönheit ſtrahlte, am äußerſten Ende der Gallerie ſichtbar wurde, da flog ſie ihm doch ſchnell entgegen.

Ich blieb allein, überraſcht, verdutzt zurück. In kindiſcher Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entſchlüpft war, ihn auch ſogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenſtervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei ſtehen blieb.

„Das iſt ja eine allerliebſte Arbeit, dieſe heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!“ hörte ich ihn ſagen; „wer hat ſie gemacht?“

Man nannte ihm meinen Namen; als er ihn erfahren hatte, ſchaute er um die Ecke und ſah mich in meinem Verſteck ſtehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen ſteigen, als er mir liebreich die Hand bot. In väterlich-wohlwollendem Tone drückte er ſeine Freude aus, mir hier zu begegnen, und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. „Wo wohnen Sie, mein Kind?“ fragte er weiter.

„In der Oſtra-Allee, neben dem botaniſchen Garten“, erwiderte ich.

„Da werde ich Sie beſuchen; wir wollen zuſammen den botaniſchen Garten beſehen und dieſe herrlichen Auguſtabende recht genießen.

Digitized by Google

Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen; es giebt Privatſammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünſchte ich nicht, daß davon geſprochen wird," fügte er hinzu. Wie beglückt war ich durch dieſe unerwartete Güte*)!

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe ſpäter oft in der Gallerie auf- und niederwandelte und mit mir über Gemälde ſprach, bat ſie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer uns gegenüberhängenden „Verkündigung" von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günſtigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächſten Morgen, wie gewöhnlich, die Gallerie beſuchte.

*) Faſt friſcher noch, als die ſo viele Jahre ſpäter verfaßte Erzählung ſchildert nachſtehender Brief an Pauline Gotter vom 20. September 1810 die damaligen Vorgänge: „Goethe iſt ſeit vier Tagen hier, und liebenswürdiger, als ich ihn je geſehen habe. Es herrſcht auf der Gallerie, namentlich durch die Schopenhauer, ſeit einiger Zeit ein unausſtehliches Cabaliren, um die intereſſanteſten Menſchen, als Kügelgen u. ſ. w. an ſich zu ziehen. Mir hat das manchmal ordentlich wehe gethan, denn die Menſchen vergeſſen alles über ihre kleinliche Selbſtſucht. Auf mich hat beſonders Madame Schopenhauer einen gewiſſen Grimm, weil ich ihrer Meinung nach viel zu ſchwere Bilder angefangen habe, die mir indeſſen alle von meinen Lehrern gegeben ſind, die, ohne mich loben zu wollen, mit meiner Arbeit zufrieden ſind. Als nun Goethe kam, ging das Spiel von Neuem los. Alles war geſpannt auf ſeine Ankunft; auf der Gallerie lief ihm alles entgegen; Betty, die neben mir ſitzt, hatte ſich zwar vorgenommen, ihn nicht auch zu beläſtigen, aber ſie konnte ihrem Entſchluß nicht lange treu bleiben. Ich blieb alſo allein an meiner Staffelei ruhig ſitzen, weil ich weiß, wie wenig er das Andrängen leiden mag; und richtig, kaum war Betty zu ihm getreten, ſo kam er zu mir und war ein wahrer Engel von Güte und Freundlichkeit. Er war mit meiner Arbeit ſehr zufrieden, lobte beſonders die Wahl meiner Bilder (worüber man ſo viel zu ſagen gehabt hatte!), ging zu meinem Lehrer und ſprach mit ihm über mich, kurz, er war ſo theilnehmend, daß ich ſehr, ſehr glücklich darüber war, und ſobald er auf der Gallerie iſt, kommt er zu mir und ſpricht mit mir ſo ſchön über die Kunſt! Wir gehen zuſammen herum — er hat mir heute geſagt, daß er mich beſuchen werde, und daß wir wollten zuſammen im Kupferſtich die Rafaeliſchen Stücke anſehen, u. ſ. w. Du kannſt Dir wohl denken, liebe Pauline, daß dieſer Triumph mir nicht wenig Vergnügen gemacht!"

Digitized by Google

„Dieſe Schnecke iſt ein Zierrath, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat! (Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zuſammen ſpazieren)“, flüſterte er mir dazwiſchen in aller Schnelligkeit zu; dann fuhr er in ſeinem vorigen Tone fort: „Die Maler haben oft ſolche Phantaſieen und Einfälle, denen nicht immer eine tiefere Beziehung zum Grunde liegt.“ Er beendete nun ſeine Belehrung, als ſei jene Einſchaltung gar nicht gemacht worden.

Gegen Abend kam wirklich der Wagen. Goethe und Seebeck ſaßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Auguſtabend durch Dresdens reizende Umgegend. So geſchah es mehrmals; ich erlebte köſtlichſte Stunden. „Wo mag er nur die Abende zubringen?“ hörte ich oft die Freunde fragen, „Niemer weiß auch nichts davon!“ Ich hütete mich natürlich, zu plaudern und meinem Verſprechen untreu zu werden; als armes, keineswegs immer willkommen geheißenes Anhängſel ſo mancher geſellſchaftlichen Vergnügung fand ich im Gegentheil eine Art von ſtolzem Behagen daran, von dem allverehrten Manne im Stillen ſo begünſtigt zu ſein.

Goethes Abſchied von Dresden wurde mir erleichtert durch ſeine Einladung, ihn im Winter in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Er wollte mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Portraitmalerin bekannt zu machen. Auch wünſchte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuſchicke, damit er ſie den Weimariſchen Fürſtlichkeiten zeige. Verwaiſt fühlte ich mich doch, als Goethe uns verlaſſen; nur in dem Umgange mit Henriette Herz, deren äußerliche Anmuth und gewinnende Art vollkommen mit ihrem ſchönen Inneren übereinſtimmte, fand ich einigen Erſatz. Mehr und mehr zog mich ihr Weſen an; nicht lange, ſo hatte ich mich ihrer beſonderen Protection zu erfreuen. Schleiermacher hingegen, der mit ihr gekommen war, blieb mir fern. Seine allzuſtrenge Wahrheitsliebe ſtieß mich in einem Falle ganz beſonders ab. Als eines Tages Niemer bedauerte, Schleiermachers Beſuch verfehlt zu haben, erwiderte der letztere ſcharf, ſich umdrehend: „Ich wollte Goethe beſuchen!“ (mit welchem Niemer zuſammen wohnte.) Alle Anweſenden bemerkten, wie der gutmüthige Niemer ſtill beleidigt dieſe Antwort

Digitized by Google

empfand. Auch eine Predigt von Schleiermacher, die ich damals hörte, konnte mich nicht wärmer für den berühmten Theologen stimmen.

In diesem Jahre wurde mir noch das Glück zu Theil, eine Freundin zu gewinnen, deren herzliche Anhänglichkeit mich durch mein ganzes Leben treu begleitet hat. Dasselbe Haus mit mir bewohnte nämlich die Generalin von Knobelsdorf, von der ich eines Nachmittags zur Theilnahme an einer Wasserpartie aufgefordert wurde. Nur sehr ungern (denn ich trennte mich schwer von meinen geliebten Arbeiten) folgte ich der freundlichen Einladung, und — wurde später mit Beschämung gewahr, wie selten der Mensch die wunderbaren Fäden höherer Führung zu erkennen vermag. Denn an jenem Nachmittage begegnete ich zum ersten Male der Nichte der Frau von Knobelsdorf, der geistvollen Henriette von der Gröben; eben der, mit welcher mich noch heute die innigste Freundschaft verknüpft. In schaukelndem Kahn, getragen von den klaren Wellen, tauschten wir Gefühle und Gedanken aus; hier schlang sich ein Band der Liebe, welches Jahrzehnten Trotz bot und noch jetzt mein Trost und meine Freude ist. Henriette stand damals im Begriff, ein ihrer nicht würdiges bräutliches Verhältniß zu lösen; später reichte sie ihre Hand dem berühmten Philosophen, Professor Solger.

Als Ende September die Dresdener Gallerie geschlossen wurde, kehrte ich wieder nach Hause zurück, ward aber später durch Goethe auf einige Wochen nach Weimar eingeladen. Nächst der muntern, frischen Hausfrau traf ich bei ihm ein reizendes Mädchen, Fräulein Caroline Ulrich, eine Waise, die im Goetheschen Hause eine Zuflucht gefunden hatte und später Riemers Frau wurde. Sie verstand es, sich in die „Frau Geheimde-Räthin von Goethe" zu schicken, war deren treue Begleiterin auf Bällen und Vergnügungspartieen und trug durch ihre liebliche Erscheinung wesentlich dazu bei, den Reiz der Goetheschen Häuslichkeit zu erhöhen.

Es ging bei dem Dichterfürsten meist ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und Fräulein Ulrich an stillen Abenden eine Partie „Whist mit dem Strohmann" spielte, wobei ein

Digitized by Google

Gläschen Punsch nicht fehlen durfte. Des Spieles unkundig, saß ich daneben, langweilte mich oft und erlaubte mir dann neckend muthwillige Störungen, welche Goethe voll Scherz, aber nie zürnend abwehrte. Bei'm Mittagessen war Goethe mit Riemer, Meyer (dem s. g. „Kunst-Meyer") und anderen Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter.

Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt waren; das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, „die lustigen Weiber von Weimar", wie Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner, nun erwachsener Sohn, wiewohl bei Tisch am Gespräch theilnehmend, zog sich still zurück und ging anderen Geschäften nach. Die Herren (denn nur sehr selten wurden Damen zu Mittag geladen) blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für alle Mal die Erlaubniß zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit irgend einen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte; z. B. einen bronzenen Moses von Michel Angelo in kleinen Dimensionen; die Werke des Canova; Abbildungen der im Besitze des Herrn von Quandt befindlichen Kunstwerke; die Zeichnungen zum „Faust" von Cornelius, und Anderes. Unter diesen interessanten, belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in das Theater fuhr. Riemer und Meyer pflegten Goethe zu begleiten; bisweilen schlossen sich auch die Damen an. Der Dichter hatte damals eine geschlossene Parterreloge, unterhalb der herrschaftlichen. In den Zwischenacten wurde kalte Küche präsentirt; auch der Burgunder fehlte nicht. Goethes Kritik der Aufführungen war bis auf die geringsten Kleinigkeiten eingehend. War er mit einer Darstellung zufrieden, so ertönte sein Beifall durch dreimaliges lautes Händeklatschen, deutlich vernehmbar für Zuschauer und Schauspieler. Ich erinnere mich eines solchen enthusiastischen Beifalls für Unzelmann, als dieser den „Diener zweier Herren" spielte.

Digitized by Google

Zwei Jahre ſpäter verdankte ich der Gunſt Goethes eine abermalige Einladung nach Weimar, um Iffland, der im December 1812 zu einer Reihe von Gaſtrollen eingetroffen war, in ſeinem Meiſterſpiele zu bewundern. Ueberhaupt gedachte der gütige Dichter, ſobald ſich in der Kunſtwelt irgend etwas Wichtiges ereignete, jedesmal meiner, ſowie ſeiner Landsmännin Suſette Boigt, meiner geiſtreichen Freundin, mit deren Gatten er in häufigem Verkehr ſtand. Nicht leicht ließ Goethe eine beſondere Gelegenheit vorübergehen, ohne uns durch eine Anzeige oder Einladung ſeine Aufmerkſamkeit zartſinnig zu beweiſen.

Ifflands Spiel war mir ganz neu, bereitete mir daher um ſo mehr Freude und Genuß. Man hatte ihm die Wahl der Stücke überlaſſen; leider war dieſelbe auf ſehr unbedeutende Sachen gefallen, die nur durch ſeine Kunſt Intereſſe bekamen; „Clementine", „Die Selbſtbeherrſchung", „Künſtlers Erdenwallen", „Don Ranudo di Colibrados", Sheridans „Läſterſchule" und der ebenfalls nach dem Engliſchen bearbeitete „Jude" waren die Stücke, die ich ſah, und von denen mir der „Jude" bei Weitem am beſten gefiel. Unvergeßlich aber wird mir ein Mittag bleiben, an welchem ich die Ehre genoß, mit Iffland bei Goethe zur Tafel geladen zu ſein. Der berühmte Schauſpieler, im Leben nicht minder originell als auf der Bühne, war in der beſten Laune und erzählte tauſenderlei Ammuthiges und Komiſches aus ſeinem Leben, was der verehrte hohe Wirth auf's Freundlichſte und Liebenswürdigſte erwiederte.

Noch muß ich des Verhältniſſes gedenken, in welchem Goethe zu ſeiner Frau ſtand. Auch hier bewährte ſich des großen Dichters Neigung für das Natürliche, wenn daſſelbe nur tüchtig war. Wie wenig paſſend das Benehmen der „Frau Geheimde-Räthin" auch außerhalb des Hauſes bisweilen ſein mochte, welche derben Ausdrücke ſie auch gegen die Dienſtboten oft gebrauchte: im Grunde ihres Herzens war ſie doch gutmüthig, dem Dichter gegenüber ſtets aufmerkſam, ſorglich pflegend, Unangenehmes abwehrend. Ihre durch nichts zu erſchütternde, unbefangene Heiterkeit und ihr neckiſches Geplauder waren Goethe ganz recht.

Digitized by Google

Um den Zweck zu erfüllen, der mich gegen die Jahreswende 1810—11 nach Weimar geführt hatte, ſchenkte mir Goethe täglich früh Morgens einige ſeiner koſtbaren Stunden, während deren ich ihn in Paſtell malte.

Zum Atelier diente mir das „Urbinozimmer" in Goethes Hauſe am Frauenplan, ſo genannt von einem trefflichen Baroccio, den Herzog von Urbino darſtellend*). Während der Sitzung durfte ich ihm von Dresden und meinen dortigen Freunden und Bekannten erzählen. So gelang es mir, ſeine Theilnahme für eine kränkliche Dame zu erwecken, deren Mann, ein Kaufmann, Bankerott gemacht hatte und mit dem Reſte des Vermögens ſeiner Frau heimlich nach Amerika entwichen war. Mit zwei kleinen Kindern ſtand ſie nun mittellos allein in der Welt. Doch ſie war voll Energie und Thatkraft; fünfundzwanzig geliehene Thaler verwendete ſie zum Ankauf von Material zu Stickereien, deren Muſter ſie mit künſtleriſchem Geſchick ſelbſt zeichnete. Dieſe Arbeiten gefielen ſo ſehr, daß nach und nach mehrere Gehilfinnen mit der Anfertigung ähnlicher Kunſtprodukte beſchäftigt werden konnten. Ehe es jedoch ſo weit kam, mußte die arme Frau ihre Kräfte faſt übermenſchlich anſtrengen. Da ſie keine Wärterin für ihre Kinder bezahlen konnte, ſo hatte ſie dieſe beſtändig unter eigener Aufſicht; das eine war an ihren Arbeitsſtuhl feſtgebunden, während das andere auf dem Boden ſpielte. Dabei verkürzte ſich die Mutter den Schlaf, um bei Nacht die nothwendigen häuslichen Geſchäfte, das Waſchen, das Stubenreinigen u. ſ. w. zu beſorgen.

Von dieſer Dulderin erzählte ich Goethe. Sogleich ward ſein großes Herz zum Mitleid bewegt, und unverzüglich ſann er auf werkthätige Hilfe. Er trug mir auf, die Frau zu veranlaſſen, ihm eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu ſchicken. Die Sendung erfolgte bald. Nun veranſtaltete Goethe in ſeinem Hauſe eine Matinée für die erſte Geſellſchaft der Reſidenz; die Stickereien mit daran gehefteten Preiſen waren ausgelegt. Er erzählte die Geſchichte der böswillig

*) Schuchardt (Goethes Kunſtſammlungen, I, 327) ſpricht bei Anführung des Bildes von Federico Baroccio vom „Kopfe eines Jeſuiten — mit Schnauz- und Zwickelbart."

Digitized by Google

verlaſſenen Frau und bat die Anweſenden, ſich bei einem guten Werke zu betheiligen. Einem Goethe konnte man nichts abſchlagen; der Erlös war daher ſehr reichlich, wie nachſtehender Brief*) des edlen Dichters an mich (ich war zu den Feiertagen nach Hauſe gereiſt) beweiſen möge:

„Folgendes hat Frau von Heygendorf:

No. 3. Eine Schmiſette mit 2 Kragen . . . 13 Thlr. — Sgr.
„ 6. Eine Flügelpellerine . . . . . 7 „ — „
„ 10. Eine Haube mit franzöſiſchen Spitzen . 10 „ 12 „
= 30 Thlr. 12 Sgr.

Folgendes Frau Gräfin von Henckel:

No. 11. Eine Haube mit franzöſiſchen Spitzen . 9 Thlr. — Sgr.
„ 13. do. do. do. . . 5 „ 12 „
= 14 Thlr. 12 Sgr.

Folgendes Herr von Beßler:

No. 4. Ein Corſet mit Spitzen 8 Thlr. . . . . = 8 Thlr.

Folgendes Frau Hofräthin Schopenhauer:

No. 17. 7¼ Elle Garnierung 5 Thlr. 22 Sgr. = 5 Thlr. 22 Sgr.

Folgendes Hr. Geheimerath von Goethe:

No. 1. Ein Kleid mit Düll . . . . . 22 Thlr. — Sgr.
„ 14. Eine Weſte . . . . . 6 „ — „
„ 15. 9¼ Elle Garnierung . . . . . 7 „ 3 „
„ 16. 9¼ Elle Garnierung . . . . . 5 „ 15 „
= 40 Thlr. 18 Sgr.

Folgendes, welches noch bey uns liegt denken wir auch noch anzubringen, wenn Sie meine liebe die Güte hätten und der guten Frau

*) Die oben veröffentlichten Briefe Goethes, durch letztwillige Verfügung Louiſe Seidlers größtentheils in den Beſitz der weiland Frau Profeſſor Solger gekommen, haben dem Herausgeber, ſoweit ſie erreichbar waren, zum Behufe diplomatiſch getreuer Wiedergabe im Original vorgelegen. Ausnahmen kennzeichnen ſich durch die Notiz: „Abſchriftlich.“ Die Mehrzahl der Briefe iſt dictirt und von Goethe nur unterzeichnet, der aber meiſt einige herzliche Schlußworte mit eigener Hand hinzugefügt und faſt immer die Adreſſe ſelbſt geſchrieben hat. Eigenhändige Briefe Goethes ſind mit dem entſprechenden Vermerk verſehen.

Digitized by Google

ſchrieben, daß ſie an den Preißen etwas nachläßt, man findet die Sachen ſehr ſchön, aber die Preiße zu hoch, von Berlin kann man dieſelben Stickereien viel wohlfeiler bekommen.

No. 7.	Eine Schmiſette mit Garnierung	7	Thlr.
" 8.	do. mit tiefem Bogen	5	"
" 9.	do. do.	5	"
" 12.	Eine Haube mit franzöſiſchen Spitzen	6	"
" 2.	Ein Kleid mit doppelter Kante	20	"
" 5.	Eine Schmiſette mit Zacken und Spitzen . . .	11	"
		= 54	Thlr.

Man bittet zu wiſſen, was das genaueſte der Preiße iſt."

Unter dieſes von fremder Hand entworfene Verzeichniß hatte Goethe ſelbſt geſchrieben:

„Durch Vorſtehendes erfahren Sie liebſte Luiſe wie es mit den Dresdner Waaren gegangen. Wenn Sie denken, ſo könnte man der Frau einsweilen das eingegangene Geld in Dresden anweiſen. Wie heiſt die Dame und wo wohnt ſie?

Mögen Sie beyliegendes" (es war eine der Stickereien, welche er gekauft) „als einen kleinen Weynachten vom Freunde freundlich aufnehmen und ihm bis zu einem frohen Wiederſehen Ihre holden Geſinnungen bewahren.

W. d. 28. Dez.

1810. G." *)

*) Weihnachten 1810 ward Louiſe Seidler auch durch Goethes „geſammelte Werke" erfreut, die ihr der öfters erwähnte Hausfreund Schröder (ſpäter Arzt in Hamburg) zum Geſchenk machte. Am 4. Januar 1811 dankte ſie ihm mit folgenden Worten: „Sie wiſſen noch nicht, liebſter Freund, wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie er ſich meiner annahm, wie er ſich mir durch ſeine Güte, durch ſeine väterliche Sorgfalt und Fürſorge noch täglich werther machte, wie ich ihn jetzt erſt kenne, liebe und verehre — alſo onnten Sie nur halb die Freude ahnen, die Sie mir durch Ihr Geſchenk gemacht haben. Ich habe nie, ſo lange ich lebe, ein Geſchenk bekommen, das mir eine ähnliche Freude gemacht hätte, und ich kann auch kein zweites ſolches wieder erhalten." Dann ſchüttet die Schreiberin ähnlich wie gegen Pauline Gotter ihr

Digitized by Google

Als ich dieſen Brief erhalten, ſchrieb ich wegen der als zu theuer bezeichneten Stickereien ſofort nach Dresden, erhielt befriedigende Antwort, und Goethe hat ſpäter den größten Theil der anfänglich unverkauft gebliebenen Stücke auch noch unterzubringen gewußt.

Nach Weimar zurückgekehrt, traf ich eines Tages, als Geſchäftsſachen mich um die Mittagsſtunde zu Goethe führten, Bettina bei ihm,

---

Herz aus über manche Zurückſetzung, die ſie zu erdulden hatte: „man hat mir oft ſehr wehe gethan, beſonders die Schopenhauer. Kein Tag verging, wo ſie mich nicht durch Worte oder Mienen zu kränken ſuchte. Goethe erſchien mir da als ein rechter Schutzengel und Rächer; er brachte zehn Tage in Dresden zu und überſah mit Einem Blicke meine Lage. Oder wollte er die Anderen demüthigen? Ich weiß es nicht, aber er war mir ein väterlicher, aufmerkſamer, gütigſter Freund, der die größten Aufmerkſamkeiten für mich hatte, mich nicht nur bei meinen Arbeiten unendlich aufmunterte, ſondern mich auch drei Mal ſelbſt beſuchte, mich überall mit hinnahm, mich in Allem auszeichnete und ſich außer um Seebeck, der beſtändig mit ihm war, gar nicht um die Andern bekümmerte. Wie wohl mir dies that, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Ach, wenn man ſo allein ſteht, iſt jedes freundliche Wort ſo viel werth, und nun nach ſo vielen Kränkungen ſich ſo entſchädigt zu ſehen! Ich malte grade die heilige Cäcilie von Carlo Dolce (welche die Orgel ſpielt) — man hatte dies Unternehmen mit vielem Achſelzucken bekrittelt, trotzdem ich es mit Zuſtimmung meiner Lehrer angefangen hatte. Goethe ſtopfte ihnen auch hierin den Mund, indem er meine Arbeit lobte und das Bild ſehr paſſend für mich fand. Und ganz ſchlecht iſt es doch wohl nicht ausgefallen, da mir unſer Herzog für dieſes und die kleine „Nacht“ von Carlo Maratti den Augenblick, als er es geſehen hatte, die 25 Louisd'or ſchickte, die ich dafür verlangt. Für dieſes Geld reiſe ich nun Ende April wieder nach dem lieben Dresden. Ich bin viel ruhiger geworden und ergeben in mein hartes Schickſal; ich fühle, daß die Zeit alles beherrſcht, auch die Erinnerung an Geoffroy, aber der Glanz iſt hin aus meinem Leben. Ich darf nicht hinter mich ſehen, ſonſt bluten die verharrſchten Wunden ſchmerzlicher als je. Ich danke dem Himmel für mein kleines Talent; was wäre ſonſt wohl aus mir geworden! Mein größtes, einziges Beſtreben iſt, mich recht auszubilden, eine tüchtige Künſtlerin zu werden. Ich habe nun auch das Oelmalen angefangen, aber bis jetzt will es mir noch gar nicht behagen; der Geruch und die ganze Schmutzerei iſt mir odiös. Ueberhaupt will mir das Malen in der Wohnſtube nicht recht behagen; die Gallerie iſt ganz anders: dort iſt mein Beruf mein Alles. Hier fühle ich immer, daß es doch unpaſſend für ein Weib iſt. Indeſſen hält mich das doch nicht ab.“

Digitized by Google

welche ich bis dahin noch nie geſehen. Das lebendige Geſichtchen, die glühenden dunkeln Augen waren von ſchwarzen Locken umkränzt. Sie ſaß auf einem niedrigen Fußbänkchen; mich ergötzte ihr Schuhwerk, welches aus einem grünen und einem rothen Stiefelchen beſtand. Wie ſie munter und neckiſch allerlei durcheinander ſchwatzte, kam ſie mir vor, wie ein in den verſchiedenſten Farben ſpielendes Prisma. Ich blieb fern von ihr ſtehen; in meiner natürlichen Schüchternheit erſchien ich mir der exaltirten Frau gegenüber ſo ſteif und hölzern, daß ich gar nicht wagte, ſie anzureden; verlegen richtete ich meinen Auftrag an den Dichter aus und entfernte mich eilig.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich Goethe in ſeinem Urbinozimmer malte. Neben dem Baroccio, von welchem es den Namen hatte, hingen noch mehrere Oelgemälde, theils Originale, theils Copien, meiſt von italieniſchen oder älteren deutſchen Künſtlern. Auch eine leicht colorirte, ſehr ſchöne Federzeichnung Domenichinos, einen mythologiſchen Gegenſtand darſtellend, und (wenn ich nicht irre) ein Kupferſtich von Heinr. Wilh. Tiſchbein: „Götz mit dem gefangenen Weislingen“, ſowie noch andere ſchätzbare Bilder ſchmückten die Wände. An das Urbinozimmer ſtieß der Empfangsſalon, ganz einfach und ſchlicht möblirt. Goethe ſprach ſich ſelbſt gelegentlich gegen mich darüber aus, wie ſehr er die Möbelwuth haßte. Als er mich einſt zum Niederlaſſen auf dem Sopha nöthigte, welches mit geſtickten Kiſſen — ſchönen Andenken fleißiger Hände — ganz belegt war, ſagte er zu mir: „Setzen wir uns, wenn wir vor lauter Bequemlichkeit noch einen Platz finden können!“ Ueber dem Sopha hing eine ſehr ſchön in Waſſerfarben ausgeführte Copie von Meyers Hand: „die aldobrandiniſche Hochzeit,“ ohne Rahmen, mit einem grünſeidenen Vorhange verwahrt; in der Größe des Originals. Auch ein Flügel fehlte nicht. Im Nebenzimmer ſtanden nahe beim Fenſter die Ludoviſiſche Juno und der Jupiter des Phidias, beide koloſſal. An den Wänden ſah man die ganze Geſchichte der Pſyche von Rafael, aus der Villa Farneſina, ausgezeichnet aquarellirt; über dem Kamin hing eine treffliche alte Copie nach Tizian, die ſogenannte „irdiſche und himmliſche Liebe“, gegen das Original (in der

Digitized by Google

Villa Borgheſe zu Rom) etwas verkleinert. Durch das geſchilderte Zimmer kam man in ein mittelgroßes blaues Gemach, welches ganz mit Gypſen, vorzüglich Büſten, angefüllt war; aus dieſem gelangte man auf einen von wildem Wein und Epheu grün umrankten Balcon, von dem eine kleine Treppe in den Garten hinabführte, wo Goethe, die Mütze mit breitem Schirme auf dem Haupte, gern verweilte und Blumen und Bäumen eingehende Sorge widmete.

Die große Haustreppe war breit und herrſchaftlich; auf dem erſten Treppenabſatze ſtanden Abgüſſe des antiken Windhundes aus dem Vatican, des Adoranten und noch eines dritten Bildwerks. An der Mauer befand ſich ein großer Plan von Rom. Neben der in die Zimmer des erſten Stocks führenden Thür ſtand der Gypsabguß eines antiken Kandelabers, und auf der Schwelle las man den Zuruf: „Salve!“ in Holz eingelegt. Vom zweiten Treppenabſatze führte eine Seitenthür, über welcher eine Minervabüſte ſtand, zu einer ſchmäleren Treppe, mittels deren man zu Goethes Studirzimmer gelangte. In einem kleinen Vorgemach ſtanden Naturalienſchränke, ſpäter auch eine alte, große Familienuhr, welche ſich einſt zu Frankfurt in Goethes Elternhauſe befunden; der feinſinnige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz hatte die zarte Aufmerkſamkeit gehabt, ſie ankaufen und am Morgen des 28. Auguſt 1828, als an Goethes Geburtstage, heimlich in deſſen Hauſe aufſtellen zu laſſen, ſo daß der greiſe Dichter durch den ihm in der Erinnerung gebliebenen, wohlbekannten Klang des Schlagwerks ſich auf die rührendſte Weiſe in ſeine Jugendzeit zurückverſetzt ſah. — Goethes Studirzimmer hatte die Sonnenſeite; niedrige Fenſter gingen nach dem Garten. In der Mitte des Gemachs ſah man einen großen, ſchlichten, mit hellgrauer Oelfarbe angeſtrichenen Tiſch und eben ſolche Stühle; einer derſelben, auf dem Goethe zu ſitzen pflegte, war durch ein Polſter erhöht. Auch ein Stehpult erblickte man in dem Zimmer; aber kein Sopha, keine moderne Bequemlichkeit. Hier dictirte der Dichter, ſitzend oder auf und abwandelnd, die Hände auf dem Rücken. An dieſes Studirzimmer, wo Goethe während der letzten Jahre ſeines Lebens die Abende zubrachte, ſtieß das kleine Schlafcabinet; es hatte

Digitized by Google

ein Fenſter mit grünen wollenen Vorhängen; das ſchmale Bett und ein großer Lehnſtuhl, in welchem er 1832 verſchied, füllten beinahe den ganzen Raum aus. Dies Alles iſt genau ſo wie es vormals war, erhalten und wird von Goethes Enkeln ſorgfältig gehütet; nur höchſt ſelten, bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten, werden dieſe heiligen Räume gezeigt. Schon bei Lebzeiten des Dichters hatten Wenige Zutritt in dieſelben; ſein Studirzimmer war beinahe für Jedermann verſchloſſen. Ich war ſo glücklich, eine Ausnahme zu machen; wenn ich etwas Beſonderes mit dem Dichter zu ſprechen hatte, z. B. über den ſächſiſchen Kunſtverein, für welchen ich ſeine Theilnahme gewonnen hatte, ſo durfte ich ihn in ſeinem Arbeitscabinet aufſuchen. In ſeinen großen weißwollenen Schlafrock gehüllt, war er dort am behaglichſten; ich konnte ihm vertrauensvoll nahen, ihm Plane und Wünſche mittheilen, und väterlich wohlwollend, verſagte er mir niemals ſeinen getreuen Rath.

Goethes Portrait war endlich vollendet, und das Original ſprach ſich — zu meinem höchſten Stolze — befriedigt darüber aus. Das Bild*) durfte mein Eigenthum bleiben, damit es mir noch nützlich würde. Ich hütete es ängſtlich wie einen Schatz; überall führte ich es mit mir herum. Erſt im Jahre 1863 konnte ich mich entſchließen, es durch eine Lithographie vervielfältigen zu laſſen, welche zum Beſten eines Stipendiums für dürftige Beſucher der K. Realſchule zu Berlin im Handel erſchien.

Unterdeſſen war der Frühling des Jahres 1811 gekommen. Ich nahm Abſchied von meinen Lieben in Weimar und Jena und reiſte in den erſten ſchönen Tagen von dem Ertrage einiger Bilder, welche die

*) Jetzt im Beſitz der Frau Giſela Grimm zu Berlin. Knebel ſchrieb (Jena, 6. Decbr. 1811) an ſeine Schweſter: „Da Goethe nach der Abreiſe des Herzogs nur bis den 29. hier blieb, weil er den folgenden Tag zu Brizzis Vorſtellung in Weimar ſein wollte, ſo gaben wir ihm an demſelben Tage ein kleines Mittageſſen, wozu wir einige bekannte Freunde luden, und auch Mademoiſelle Louiſe Seidler, die Goethen recht artig und jugendlich gemalt hatte. Wir waren bei dieſer Mahlzeit recht vergnügt und heiter, ſo klein ſie auch war.“ (Bfwl. 580.)

Digitized by Google

Großfürstin Maria Paulowna angekauft hatte, zum zweiten Male nach Dresden. Um der Gallerie näher zu sein, wohnte ich diesmal in der Rampischen Gasse bei einer Tochter des berühmten Portraitmalers Anton Graff, der Wittwe des Landschaftsmaler Kaatz.

Graff war ein biederer Schweizer aus Winterthur, der sich durch seine naturgetreuen, charaktervoll und markig ausgeführten Portraits und guten Copien ein schönes Vermögen erworben hatte. Vierzehn Mal hat er die Magdalene von Battoni copirt; ich weiß nicht, wie oft diejenige von Correggio. Wöchentlich mußte ein Portrait für fünfzig Thaler vom Stapel laufen. Dabei lebte er patriarchalisch einfach mit seiner Familie; er bewohnte auf dem Altmarkte nur ein einziges großes Zimmer mit zwei Fenstern. Dies war seiner ganzen Länge nach durch eine spanische Wand getheilt; in der einen Hälfte war des Künstlers Atelier aufgeschlagen; hier hantierte er, hier empfing er den Besuch der Muse. In der andern Abtheilung hielt sich seine Familie auf; dieser Raum war Wohn-, Eß- und Schlafzimmer — alles in Einem. Zuweilen verpflanzte sich auch hieher ein Stückchen Kunst; Graff rieb nämlich seine Farben selbst und pflegte dies dort zu besorgen.

Allsonntäglich war ich bei Graffs regelmäßiger Tischgast; joviale Herzlichkeit würzte die einfache Mahlzeit. Das Jahr 1811 war das vorletzte seines Lebens; im letzten verlor er seine geliebte Gattin und folgte ihr, selbst hochbetagt, bald nach. Die Erinnerung an den trefflichen Mann, den reinste Herzensgüte auszeichnete, ist mir immer wohlthuend geblieben.

Da Professor Vogel nicht mehr auf der Gallerie arbeitete, bekam ich einen andern Lehrer. Durch die Empfehlung der Schwägerin Silvia von Ziegesars, der Oberforstmeisterin von Ziegesar auf Hummelshain, welche — eine Liefländerin, geb. von Berg — die Cousine von Gerhard v. Kügelgens Frau war, machte ich die Bekanntschaft dieses berühmten Malers und seiner Gattin. Aus Freundschaft bot er mir seine Hilfe in der Kunst an, obgleich er eigentlich keine Schüler annahm; nur aus Gefälligkeit unterrichtete er — theilweise in seinem Atelier und theilweise in der Gallerie — mich und ein anderes junges

Digitized by Google

Mädchen, Caroline Bardua*), eine tüchtige Portraitmalerin, deren Verſtand und Treuherzigkeit ihre Häßlichkeit ausglich. Sie pflegte ihren Enthuſiasmus für Kügelgens Schöpfungen lebhaft auszuſprechen, wodurch der für ſolche Huldigungen ſehr empfängliche Künſtler bewogen ward, unſeren Arbeiten mehr Aufmerkſamkeit zu widmen, als es außerdem geſchehen ſein würde. Er meinte nämlich, uns Frauen wäre es doch kein Ernſt mit der Kunſt. Zunächſt vollendete ich einige Paſtellköpfe; dann fing ich an, in Oel zu malen. Ich mußte zuerſt naturgroße Eier in's Koloſſale vergrößern, um Schatten und Licht ſowie die Reflexe daran zu ſtudiren. Dieſe Methode würde gut geweſen ſein, wäre ich nicht dabei einer falſchen Manier verfallen, die ich mir ſpäter mühſam wieder abgewöhnen mußte. Kügelgens langjähriges Miniaturmalen ließ ihn nämlich zu keiner freien Pinſelführung kommen; er hatte eine peinlich minutiöſe Art, mit der er kleinere Compoſitionen allerdings ſehr ſchön malte, wogegen ein umfangreiches Werk ſelten großartig und einfach-würdig ausfiel**). Seinen Zeitgenoſſen galt er trotzdem lange Zeit als Hiſtorienmaler erſten Ranges, während er mir als Portraitmaler bedeutender zu ſein ſchien; ſeine Bilder waren ſehr elegant und ſtets geſchmeichelt, weßhalb ſie immer gefielen.

Indem ich von Gerhard von Kügelgen rede, muß ich einer Scene gedenken, welche des Künſtlers Edelmuth bewies, mir aber in der Erinnerung ſtets ſchrecklich geblieben iſt. Als ich anfangen wollte, die Eier zu malen, hatte ich Leinewand auf ein Zeichenbrett genagelt und dieſes auf meine Staffelei geſtellt. Während meiner Abweſenheit hatte

*) Vergl. über dieſelbe Cottas Morgenblatt, 1862. Nr. 28 und 29, ſowie das 1874 erſchienene „Jugendleben der Malerin Caroline Bardua," in welchem S. 55 des Verkehrs mit L. Seidler Erwähnung geſchieht.

**) Auch Goethe war keineswegs ein rückhaltloſer Verehrer Kügelgens. „Die Theilnahme Goethes an Ihren Fortſchritten kann ich mir denken", ſchreibt der Künſtler aus Dresden 14. Novbr. 1811 an Louiſe Seidler; „und daß mein „Chriſtus" vor ihm Gnade fand, kann auch mir nur erhebend ſein. Wunderlich aber war mir die Bemerkung: daß meine Geſichtszüge die Grundlage für die Form dieſes Kopfes gegeben haben ſollten" u. ſ. w. Eben dies war der Tadel, den Goethe oft gegen Kügelgens Bilder geltend gemacht hat.

Digitized by Google

Kügelgen die Staffeleien vertauscht, die meine für sich genommen und mir eine andere hingestellt, aber versäumt, die Pflöcke mit Widerhaken hineinzustecken. Ich bemerkte nichts und fing an zu malen; plötzlich glitt das Zeichenbrett, die Staffelei gab nach und fiel in Kügelgens bestes Oelgemälde, „Apoll und Hyacinth" in Lebensgröße, welches einen fingerlangen Riß bekam. Kügelgen hatte im Nebenzimmer den Fall gehört, kam herein und sah gleich das Unglück; todtenbleich, am ganzen Körper zitternd und unfähig, ein Wort hervorzubringen, stand ich vor ihm. Aber anstatt zu schelten, suchte er mich zu beruhigen und sagte gutmüthig: „Der Riß ist ja nur in's Gewand gekommen, und ich bin selbst daran schuld." Nun löste sich mein Schreck in heftiges Weinen, von dem ich mich den ganzen Tag nicht wieder erholen konnte — worauf Kügelgen mir sogar noch Trost zusprach, sich selbst mehr anklagend als mich. Am andern Morgen in aller Frühe kam er in meine Wohnung, theilnahmsvoll besorgt um mein Befinden! So lange ich lebe, werde ich dem edeln Manne diese liebenswürdige Nachsicht nie vergessen, welche kaum ein Anderer geübt haben würde; denn der Riß in „Apoll und Hyacinth" war so groß, daß er niemals wieder ganz unsichtbar wurde.

Kügelgen hatte sich in Rußland, wo er die ganze kaiserliche Familie malte, durch seine Portraits ein bedeutendes Vermögen erworben. Dort lernte er auch seine Frau, eine geborene von Manteuffel, kennen. Um der stolzen Familie zu genügen, verschaffte er sich und seinem Bruder den Adel. Dieser Bruder, Landschaftsmaler, heirathete später die Schwester der Frau von Kügelgen. Beide auf diese Weise engstens verschwägerten Brüder stammten aus Bacharach am Rhein, waren Zwillinge und glichen sich so sehr, daß man sie kaum von einander unterscheiden konnte.

Neben Kügelgen genossen die Professoren Hartmann und Friedrich Matthäi als akademische Lehrer besonderen Ansehens. Der Letztere war hervorragender; er malte die größten historischen Compositionen und zeichnete sehr gut, aber in kaltem, akademischem Styl. Als Lehrer war er strenge und tüchtig; gute Schüler hat er gebildet; einer derselben war Philipp Veit. Matthäis College Ferdinand August Hartmann, bekannt

Digitized by Google

als Portrait- und Hiſtorienmaler, war ein minderes Talent, zählte aber wegen ſeines einfachen, heiteren, wohlwollenden Weſens viele Freunde.

Die Gallerie war in dieſem Jahre zwei Stunden täglich länger geöffnet; da malte ich denn Sonn- und Werktags von Morgens früh acht bis Abends ſechs Uhr. Unter andern Bildern vollendete ich auch ein Paſtellportrait nach Mengs, welches dieſen in ſeiner Jugend darſtellte; auf Goethes Wunſch ſchickte ich ihm meine Arbeit nach Weimar*). Ich erhielt darauf folgenden Brief**) von ſeiner eigenen Hand:

„Schon lange zaudre ich, Ihnen, liebe ſanfte Freundin, für Ihre liebliche Sendung Dank zu ſagen, denn mit der Feder läßt ſich das nicht ſo thun; ich hoffe Sie bald wieder zu ſehen und Sie recht lebhaft zu verſichern, daß Sie mir durch Brief und Bild recht viele Freude gemacht haben. Das Bildniß hat unſres einſichtigen Meyers Lob und ſodann auf der Ausſtellung vielen Beifall erhalten. Unſrer verehrten Herzogin war der tiefe Blick und die treue Künſtlermelancholie merkwürdig, die über das ganze Geſicht verbreitet iſt. Der Charakter und die natürliche bräunlich-blaſſe Farbe iſt Ihnen ſehr glücklich gelungen. Soviel für diesmal, da ich hoffen kann, Sie bald wieder zu ſehen. Hatte ich nicht das Vergnügen, Sie in Dresden zu beſuchen, ſo ſollen Sie mir deſto mehr erzählen von Sich, von den Freunden und von dem guten Minchen“ (Herzlieb), „von der ich ſo lange nichts gehört und deren bevorſtehende Wiedererſcheinung mich angenehm überraſcht***). Sind Ihnen alle Arbeiten ſo wohl gelungen als das Mengſiſche Por-

*) Dieſelbe blieb in Goethes Beſitz. Vergl. Schuchardts Verzeichniß der Goetheſchen Kunſtſammlungen, I, 329.

**) Abſchriftlich.

***) Nach mehrjährigem Aufenthalte in Züllichau kehrte ſie 1812 nach Jena zurück. („Das Frommannſche Haus“, 2. Aufl. 121.) Bald nach ihrem Wiedereintreffen ſchrieb am 4. März 1813 Louiſe Seidler an Pauline Gotter: „Alles iſt (in Jena) beim Alten, Frommanns aber doppelt heiter durch die Geſellſchaft Minchens Herzlieb, die im Ganzen unverändert und dieſelbe ſtille, freundlich-angenehme Erſcheinung wie ſonſt iſt. Der alte Herr hat ſich dieſes Wiederſehens auch gefreut, indeſſen ſcheint es kein Talisman mehr zu ſein, der ihn viel zu Frommanns zöge.“

Digitized by Google

trait, ſo bringen Sie Sich und Ihren Freunden wahre Schätze mit. Daß Sie uns auch Ihre guten Geſinnungen wieder zurückbringen, daran wollen wir nicht zweifeln und Ihnen zum Voraus zu einer glücklichen Rückreiſe Glück wünſchen. Dresden muß auch diesmal einen herrlichen Herbſt dargeboten haben. Ich will nicht umwenden, und noch auf dieſem Blatt Gruß und Dank auf's beſte wiederhohlen.

Weimar, d. 25. Septbr. 1811.

Goethe."

Im Laufe des Sommers machte ich in Dresden einige neue, intereſſante Bekanntſchaften; unter anderen diejenige der Harfenſpielerin, Schriftſtellerin, Malerin, u. ſ. w. u. ſ. w. Fräulein Thereſe aus dem Winkel. Sie beſchäftigte ſich Jahr aus Jahr ein mit Anfertigung von Copien der beſten Meiſterwerke auf der Gallerie, welche namentlich von den durchreiſenden Polen geſucht waren. Auf der Rückkehr von Paris, wo ſie ihre verſchiedenen Begabungen weiter ausgebildet hatte, war ſie durch Weimar gekommen und hatte daſelbſt einen Theil ihrer „zwei-unddreißig Talente", wie ihre Mutter, eine alte redſelige Offiziers-wittwe, ſich ausdrückte, producirt. Sie ſtellte ihre Gemälde aus, ſpielte Harfe, declamirte und gab mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen nach Art der Hendel-Schütz. Ihr Ruf war bereits zu mir gedrungen; die perſönliche Bekanntſchaft der merkwürdigen Dame war mir deßhalb um ſo erfreulicher. Thereſe aus dem Winkel hatte eine kleine, zierliche Geſtalt, hübſches, blühendes Colorit und ſanfte Züge. Sie friſirte und kleidete ſich gegen die damals herrſchende Mode; braune, durch ein ſchwarzes Sammetband zuſammengehaltene Locken umgaben den Kopf; ein weißer Spencer und ein ſchwarzer Rock waren ihr ſteter Anzug. So ſaß ſie hinter ſpaniſchen Wänden und copirte auf der Gallerie, wo damals, zur Erleichterung der Künſtler, die Gemälde ſogar herabgenommen wurden. In ihrem Verſchlage ſaß gewöhnlich die Kammerjungfer neben ihr, welche ihr leiſe vorleſen und zu beſtimmter Stunde das zweite Frühſtück kredenzen mußte.

Fräulein aus dem Winkel bewohnte im „italieniſchen Dörfchen" ein einſtöckiges Häuschen, welches reizend an der Elbe belegen und mit

Digitized by Google

Copien aller Art förmlich austapeziert war. Wenn Fremde kamen, um ihre Gemälde zu ſehen, ſo ſchuf ſie durch Sperrung und Oeffnung von Läden im Nebenzimmer eine künſtliche Beleuchtung; zugleich ſuchte ſie durch Geſchichte und Charakteriſtik des Originals das Intereſſe an der Copie zu erhöhen.

Ziemlich oft empfing ſie kleine Geſellſchaften; gewöhnlich eröffnete ſie den Abend mit einem Harfenſolo, während deſſen eine einzige Taſſe Thee oder Kaffee gereicht wurde. Die Unterhaltung beſtand meiſtens darin, daß man ihren Talenten Bewunderung zollte und dazwiſchen ſich an der ſchönen Ausſicht auf die Elbe erquickte. Als ich zum dritten Mal nach Dresden kam, hatte Thereſe aus dem Winkel ihre Mutter verloren und nahm Penſionärinnen in ihr Haus; ich ſelbſt war glücklich genug, ihr eine ſolche zuweiſen zu können. Durch dieſe erfuhr ich noch Näheres über Thereſens eigenthümliche Perſönlichkeit. Fräulein aus dem Winkel, eine Art von weiblichem Polyhiſtor, hatte bedeutende Sprachkenntniſſe und unterrichtete im Italieniſchen, Franzöſiſchen und Declamiren, die ſächſiſchen Prinzeſſinnen auch im Harfenſpiel. Ihr Lehreifer ging ſo weit, daß ſie noch Abends ſpät beim Aufwickeln ihrer Locken den Scharfſinn ihrer Penſionärinnen durch Räthſelaufgaben übte. Dabei lebte ſie ſehr einfach und that im Stillen außerordentlich viel Gutes, ſo z. B. unterſtützte ſie fortdauernd eine ehemalige Dienerin, die ſich bei ihr verheirathet und eine Reihe von Kindern bekommen hatte. Dieſe ließ Thereſe aus dem Winkel ſämmtlich kleiden und unterrichten. Als ein neues Directorium ihr ſpäter das Copiren auf der Gallerie verleidete, arbeitete ſie zu Hauſe nach modernen Künſtlern; da indeſſen die Copien von Bildern lebender Maler ſich nicht ſo gut verkauften, ſo griff ſie zu dem Mittel, ihre eignen Copien*) der alten Meiſter zu copiren. So vergingen ihr in raſtloſer Thätigkeit viele Jahre, bis ſie das Unglück traf, ihr mühſam erworbenes Vermögen durch den Bankerott ihres Banquiers zu verlieren. Doch jetzt zeigte ſich

*) Dieſelben wurden von der Malerin größtentheils der Kunſtſchule zu Weimar vermacht, in deren Vorhalle ſie hängen.

Digitized by Google

die Theilnahme und Achtung, deren ſie überall genoß. Die Prinzeſſinnen erboten ſich, ihr die Zinſen des verlorenen Capitals zu erſetzen; Herr v. Quandt, der große Kunſtkenner, kaufte ſogleich eine ihrer Copien, was ſie beſonders beglückte. In den fünfziger Jahren ſollte ihr aus der Tiedgeſtiftung ein Zuſchuß zu Theil werden, allein ſie lehnte denſelben dankend ab, da ihr einfaches Leben wenig Bedürfniſſe erfordere und ſie jene Hilfe einem vielleicht Aermeren nicht entziehen wolle.

Wie rührend war mir das Wiederſehen mit ihr, als ich ſie im Jahre 1863 in Dresden noch einmal aufſuchte und ſie in der nämlichen Toilette wiederfand, in welcher ich ſie in ihrer Jugend verlaſſen hatte! Das eigene Lockenhaar war durch eine blonde Perücke, mit Sammtband umſchlungen, erſetzt; der Rücken war zwar etwas gekrümmt, doch der weiße Spencer ſchmückte ihn wie vordem; auch der ſchwarze Rock fehlte nicht *). Als wäre das hinabgeſunkene halbe Jahrhundert nicht geweſen, lebte ſie noch in ihrem Häuschen; wie früher umgab ſie das mit grauer Oelfarbe und grünen Linien angeſtrichene beſcheidene Mobiliar; freilich war es mit ihr veraltet, aber es ſtand in Harmonie mit ſeiner Beſitzerin. Wie ehedem bedeckten Bilder aller Art die Wände von oben bis unten; auch die Harfe fehlte nicht, da Thereſe noch immer Unterricht ertheilte. Gottlob, ihre Sinne waren noch friſch, obgleich ſie in den achtziger Jahren ſtehen mußte. Eine beinahe Blinde ſaß ich neben ihr; wir plauderten von vergangenen Tagen. Die Glückliche! Sie ſchreibt, ſie lieſt, ſie näht, ja, ſie dirigirt noch ein äſthetiſches Kränzchen, in welchem ſie alle vierzehn Tage Vorleſungen hält. Alles dies iſt mir nicht mehr vergönnt. — Thereſens große Herzlichkeit und die Erinnerung an gemeinſchaftlich durchlebte Tage fröhlicher Jugend gewährten mir eine ſchöne, wenn auch recht wehmüthige Stunde.

Im Herbſte 1811, als die Gallerie geſchloſſen wurde, verließ ich Dresden; der Winter führte mich nach Gotha in das gaſtliche Haus

*) Eine Photographie von Thereſe aus dem Winkel, welche die Genauigkeit obiger Schilderung darthut, erſchien in F. Wolframs Atelier zu Dresden.

Digitized by Google

meiner Tante Ettinger, wo ich die gewohnte Geſelligkeit und den anregenden Verkehr mit gelehrten Männern, welche in dem Buchhändlerhauſe zahlreich aus- und eingingen, wiederfand. Außerdem trat ich bald in nähere Beziehungen zu dem Hofe, da ich nicht lange nach meiner Ankunft den Auftrag erhielt, die regierende Herzogin, die Prinzeſſin aus erſter Ehe und den regierenden Herrn ſelbſt zu malen. Die Herzogin Caroline Amalie, ſeit dem 24. April 1802 des Herzogs zweite Gemahlin, war eine geborene Prinzeſſin von Heſſen-Caſſel. Eine gute, wohlwollende, aber nicht eben hervorragende Dame, liebte ſie ihren etwa anderthalb Jahr jüngeren Gemahl ſchwärmeriſch, deſſen Geiſt ſie anſtaunte*). Die Prinzeſſin Louiſe, deren Geburt im December 1800 ihrer Mutter Louiſe Charlotte, Prinzeſſin von Meklenburg-Schwerin, das Leben gekoſtet hatte, war ein lebhaftes, neckiſches Weſen, klein, blühend und munter. Leider ſtand ſie unter dem ſchädlichen Einfluſſe einer franzöſiſchen Gouvernante, welche auf das Wohl des ihr anvertrauten Kindes ſo wenig bedacht war, daß ſie deſſen Augenmerk ſogar eines Tages in meiner Gegenwart auf die Schönheit und das Benehmen der Offiziere während der Wachtparade unter den Fenſtern des Schloſſes lenkte und der Prinzeſſin allerlei Bemerkungen darüber zuflüſterte. Auch die ſarkaſtiſche Art des Herzogs hatte ſicherlich keine gute Wirkung auf das junge, leicht empfängliche Gemüth: einmal hörte ich ſelber bei einem Souper im engeren Kreiſe des Hofes, zu welchem ich mit meinen Tanten eingeladen war (die Herzogin war nicht anweſend),

*) Wie wenig vortheilhaft das Aeußere der Herzogin auch war: der Hofmaler Profeſſor Graſſi hat ſie doch ſo edel aufgefaßt, daß das Bild eine der ſchönſten Zierden des Gothaiſchen Schloſſes geworden iſt. In weißem Atlasgewande ſteht die Fürſtin an einem mit reichem Teppich geſchmückten Tiſche; die linke Hand hält einen Federwedel, während die rechte aus einem Schmuckkäſtchen eine Schnur Perlen hervorzieht. Das Portrait iſt eben ſo einfach und würdig gedacht, wie klar und ſchön gemalt. Als Pendant hängt an der gegenüberliegenden Wand ein Bildniß des Herzogs Auguſt in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, von dem nämlichen Künſtler herrührend.

(Anmerkung Louiſe Seidlers.)

Beide Gemälde werden noch jetzt im Schloſſe zu Gotha gezeigt.

Digitized by Google

was für unpaſſende Neckereien der Vater ſich gegen ſeine Tochter erlaubte. Am 31. Juli 1817 wurde dieſe mit dem Herzoge Ernſt I. von Sachſen-Coburg-Saalfeld vermählt. Nachdem ſie zwei Prinzen geboren hatte, von denen der älteſte der jetzt regierende Herzog Ernſt II. von Coburg-Gotha iſt, der zweite, Prinz Albert, Gemahl der Königin Victoria von England wurde, entdeckte ſie die Untreue ihres Gemahls und glaubte ſich ihrerſeits nun dafür entſchädigen zu dürfen. Dies führte die Scheidung herbei. Später vermählte ſie ſich mit einem Grafen Pölzig, lebte mit dieſem in Paris und ſtarb dort jung an langer ſchmerzlicher Krankheit. Viele Jahre ſtand ihr Sarg von der Heimath fern, bis ihn endlich ihre Söhne in die Familiengruft des Herrſcherhauſes bringen ließen.

Bei richtiger Leitung ihrer Jugend und in einer glücklicheren Ehe wäre das Schickſal dieſer beklagenswerthen Fürſtin, die vermöge ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit und Schönheit geſchaffen ſchien, zu beglücken und beglückt zu werden, gewiß ein beſſeres geworden. Unvergeßlich mußte ſich um jener beiden Eigenſchaften willen ihr Bild einem Jeden in das Herz prägen, der das Glück hatte, ſie näher kennen zu lernen. Auch mir wurde daſſelbe zu Theil; als ſie noch Herzogin von Coburg war, traf ich ſie im Hauſe meines Couſins, des Superintendenten Genſler, auf der Roſenau bei Coburg. Sie war damals in der That eine blühende Roſe und empfing mich ſo anmuthig, ſo gütig und gewinnend, daß mein ganzes Herz ihr entgegenſchlug und ich ſtets von innigſter Theilnahme für ihre traurigen Lebensſchickſale erfüllt geblieben bin.

Der ſeit dem 20. April 1804 regierende Herzog Emil Auguſt von Sachſen-Gotha-Altenburg, ihr Vater, dieſes größte Original ſeiner Zeit, geboren am 23. November 1772, alſo 1811 39 Jahre alt, war ſchön von Geſtalt; ſeine Erſcheinung hatte etwas damenhaftes, beſonders wohlgeformt waren ſeine ſorgfältig gepflegten Hände und Füße. Auch der Kopf wäre ſchön geweſen, hätte ihn nicht ein ſchielendes Auge verunſtaltet. Barock in allem was er that, liebte er es, bisweilen mit einem türkiſchen Shawl drapirt oder in noch phantaſtiſcheren Coſtümen

Digitized by Google

zu erſcheinen. Gewöhnlich trug er eine à la Titus gelockte Perücke vom zarteſten Blond, die in Paris verfertigt war. Der Herzogliche Bibliothekar und Sekretär, mein guter Onkel Jacobs, dieſer gelehrte Philolog, mußte zu ſeinem größten Kummer ſehr oft wegen der Allerhöchſten Perücke mit Pariſer Friſeuren correſpondiren. Des Herzogs Finger — die Daumen eingerechnet — ſtrotzten von koſtbaren Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern. Oft, wenn er ſich einbildete krank zu ſein, blieb er Wochen lang im Bette liegen. Dort ertheilte er Audienzen und empfing ſogar Damen. Als ich mit meiner Tante mich einſt nach ſeinem Befinden erkundigte, nahm er auch unſern Beſuch in ſeinem Bette liegend an. Während des Geſpräches ſtreifte er den Aermel ſeines weiten weißen Nachtgewandes kokett bis an die Schulter zurück und zeigte uns den mit einer ganzen Reihe der prachtvollſten Armbänder geſchmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Art Haube, mit koſtbaren Spitzen garnirt. Großen Werth legte er auf die Toilette der Frauen, welche er mit Kennerblick muſterte; mit ſeinen Bemerkungen darüber hielt er nicht zurück. „Das iſt ja ein wahres Pfauenkleid", ſagte er, als ich einſt in einem Gewande von buntem Seidenſtoff erſchien; bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: „Welch ein ſchöner feiner Sammt!" und ſtrich mit der Hand über meinen Rock. Parfüms aus Paris verbrauchte er in Menge; ein beſonderes Vergnügen fand er daran, Eintretenden ganze Gläſer davon entgegen zu ſchütten. Nichts verurſachte ihm größere Freude, als Geſchenke zu machen; nur waren dieſelben gewöhnlich unnütz und unpaſſend; ſo bekam z. B. ein Küchenjunge — eine aſtronomiſche Uhr. Zu einer Reiſe nach Reinhardsbrunn, wo er die Särge der alten Landgrafen öffnen ließ, um zu ſehen, welchen Schmuck ſie trügen, beſchenkte er ſeine Begleiter mit buntfarbigen, ſeidenen Talars; den Frauen der kleinen Beamten in Reinhardsbrunn ließ er ſeidene Schleppkleider anfertigen, die mit Blumenguirlanden geziert waren. Durch Ankauf von Raritäten aller Art verſchwendete er ſein eigenes und ein geerbtes enormes Vermögen; daneben hatte er indeſſen auch Sinn für wahre Kunſt und kaufte zuweilen gute Gemälde um die höchſten Preiſe; ſo zahlte er für eine gar

Digitized by Google

nicht große, aber meiſterhaft gemalte „ſpinnende Alte" von Gerhard Dow die Rieſenſumme von 13,000 Thalern*). Für ſeine reichhaltigen Sammlungen ſetzte er bei ſeinem Tode das Herzogthum Gotha zum Erben ein. Dieſes kleine Land kam überdem durch die hohe Verehrung, welche Herzog Auguſt dem Kaiſer Napoleon warm entgegentrug, im Jahre 1806 ſehr gut davon, denn der Eroberer, dem die Bewunderung eines deutſchen Souveräns ſchmeichelte, erließ Gotha die bereits ausgeſchriebene Contribution von 1,700,000 Franken. Hervorgehoben zu werden verdient jedoch, daß der Herzog nur für ſeine Perſon verſchwendete, niemals aber die Einkünfte des Landes angriff, deſſen Oekonomie und Credit ſtets ungeſchwächt blieb; auch hat der wunderliche, aber eben ſo gutmüthige wie geiſtreiche Fürſt die Gunſt des Kaiſers Napoleon nie zur Erwerbung perſönlicher Vortheile benutzt, wie das damals ſo viele gekrönte Häupter nicht verſchmähten.

Uebertrieben eitel wie Herzog Auguſt war, hatte er die Eigenheit, ſich von allen Malern, die nach Gotha kamen, portraitiren zu laſſen, um zu ſehen, wie jeder ihn auffaßte. Ich hatte ihn zu malen in einem violetten Sammetrock und einer Weſte von Goldſtoff. Von dieſer Weſte erbat ich mir eine kleine Probe, um den Stoff richtig nachzuahmen. „Nein!" ſagte er, „keine Probe, ſondern ein ganzes Stück von der Goldtreſſe ſollen Sie haben." Wollte Jemand ſeine Freigebigkeit abwehren, ſo verdoppelte er ſie; ich weiß dies aus eigener Erfahrung.

Bisweilen genoß ich den Vorzug, mit ihm und ſeinem Kammerherrn allein zu ſpeiſen; nach der Tafel ging der Herzog auf und nieder und ließ ſich von mir erzählen oder er that in ſeiner originellen Art allerlei Fragen. So rief er eines Tages: „Was macht Euer Kunſtpapſt?" Damit meinte er Goethe. Sein beißender Witz verſchonte

*) Dieſes Bild iſt noch heute eine Zierde der in einigen Zimmern des Schloſſes untergebrachten Herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha. (Abth. VIII, No. 11.) In dem über derſelben belegenen Stockwerk ſind, neben andern Merkwürdigkeiten, auch die Sammlungen des Herzogs Auguſt aufgeſtellt, welche theils Stücke von echtem Werthe, theils Raritäten enthalten, die in dem größten Kunſtcabinet nicht unbeachtet bleiben würden.

Digitized by Google

Niemand; hatte man Geiſtesgegenwart genug zu einer paſſenden Entgegnung, ſo imponirte man ihm. Einem wenig begüterten, ſehr häßlichen Fräulein vom älteſten Adel gab er einſt das Räthſel auf: „Das erſte haben Sie nicht, das zweite ſind Sie nicht; das Ganze iſt die Farbe Ihres Teints.“ (Orange.) Den Kammerherrn von Seebach fragte er: „Was iſt das: die erſte Sylbe iſt ein großes Waſſer, die zweite iſt ein kleines Waſſer, das Ganze iſt doch unbeſchreiblich trocken.“ Die Gräfin Auguſte von W. empfing er bei einer Audienz mit dem Ausrufe: „Der Blitz! Iſt das nicht die Guſtel von Blaſewitz?“ Und als ſie vor verſammeltem Hofe erwiderte: „O je! Da iſt ja der lange Peter von Itzehoe!“ lachte er aus vollem Halſe. Auf einem Maskenballe bemerkte er, wie ein junger Kaufmann Namens Tröbsdorf, den er unter der Verkleidung erkannt hatte, einer weiblichen Maske ſtark den Hof machte. Der Herzog trat auf ihn zu, ſchlug ihm auf die Schulter und ſagte laut: „Tröbsdorf mit der Elle verliebt ſich ſchnelle!“ Der Angeredete, welcher den Herzog ſofort erkannte, antwortete mit großer Geiſtesgegenwart: „Ich führe meine Elle mit Verſtand; das Scepter — ruht in Auguſts Hand!“ Weit entfernt, dergleichen Sarkasmen übel aufzunehmen, ergötzte ſich der Herzog darüber im Gegentheil außerordentlich.

Gern hätte er auch als Schriftſteller geglänzt, allein die literariſchen Arbeiten des Herzogs, an denen mein Onkel Jacobs die Verſe feilen mußte, ſind — obwohl nicht ohne Geiſt und Witz — im Ganzen doch ſehr confus. Gedruckt erſchien von ihm ein Roman*), zu welchem

*) „Kyllenion, oder: ein Jahr in Arkadien“, Gotha, 1805, 8°; ein Werk, welches der Tochter des Verlegers gewidmet iſt, deren Namen, Caroline Ettinger, ein das Buch eröffnendes Akroſtichon verräth. Der Roman beſteht aus zwölf mit den Namen der athenienſiſchen Monate bezeichneten Idyllen, durch die ſich ein dünner hiſtoriſcher Faden zieht, welcher urſprünglich an perſönliche, aber nur leiſe angedeutete Verhältniſſe geknüpft iſt. Seine Entſtehung verdankte „Kyllenion“ den Lobpreiſungen der Geßnerſchen Idyllen, durch die eine junge Franzöſin den Widerſpruch des Herzogs reizte, der ſich anheiſchig machte (da ſie vornehmlich den griechiſchen Geiſt jener Idyllen hervorgehoben hatte): „Idyllen

ſein von ihm königlich beſoldeter Hofmaler, Profeſſor Graſſi, ein Bild: „Die Arkadier" anfertigen mußte. Außerdem malte dieſer phantaſiereiche Italiener zu einem andern Roman des Herzogs: „Panedonia", eine ganze Reihe lebensgroßer Gemälde*), z. B. zwei in ein Sternengewand gekleidete Prinzen, auf einem Throne ſitzend; der eine wird durch ein kleines chamäleonartiges Ungeheuer angehaucht und verfällt, leichenblaß, dem Tode. Eine andere Illuſtration zu dieſem Roman zeigt einen phantaſtiſchen Jäger; der Himmel auf dem Bilde iſt grün, die Landſchaft blau. Ferner entwarf Graſſi eine ihren Wagen lenkende Fee, deren ränkevoller Charakter durch grell geſchminkte Wangen angedeutet werden mußte, u. ſ. w. Als Papſt Pius VII. aus ſeiner Gefangenſchaft in Frankreich entlaſſen und nach Rom zurückgekehrt war, ließ der Herzog durch Graſſi ein mächtiges Bild mit lebensgroßen Geſtalten malen, welches Petrus vorſtellt, wie er dem heiligen Vater die Schlüſſel des Himmels überreicht. Dies rieſengroße Gemälde machte er dem Papſte zum Geſchenk, um demſelben eine Artigkeit zu erweiſen und ihm ſeine Theilnahme zu bekunden**). Der ſchönen Herzogin von Kurland ſchenkte er ein Bild, das ſie ſelbſt in Lebensgröße darſtellt, wie ſie ein weißes Reh mit Vergißmeinnicht füttert. Unter dem Reh hatte er ſich ſelbſt gedacht. Von dem Weimariſchen Hofmaler Jagemann ließ er ſich lebensgroß in mittelalterlicher Tracht mit Federbarett malen, wie er eine Gänſeblume als Liebesorakel auszupft***).

Doch legte er auch Proben eines beſſeren Geſchmacks ab. Er ließ z. B. eine Reihe von Zimmern reich, phantaſtiſch, aber dabei höchſt geſchmackvoll decoriren; beſonders gefiel mir ein nach des Herzogs eige-

zu ſchreiben, die auf eine ganz andere Art durch und durch griechiſch ſein ſollten." Vergl. Friedrich Jacobs' Vermiſchte Schriften, VI, 464; auch VII, 176 fg. und 517.

*) Im Ganzen ſechs, welche ſich gegenwärtig in der Herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha befinden. (Abth. VI, 5. 6. 7. 8. 10. 11.) Die oben erwähnten „Arkadier" von Graſſi hängen daneben (No. 19).

**) Den Begleitbrief dazu ſiehe bei Jacobs a. a. O.

***) Dieſes Bild befindet ſich jetzt auf der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Digitized by Google

nen Angaben eingerichteter Salon von dunkelblauer Grundfarbe. Die seidene Tapete war herrlich bemalt mit Blumen, Früchten, Schmetterlingen und kleinen Vögeln; letztere schauten sämmtlich angstvoll nach dem Deckengemälde empor, welches eine gewaltige schwebende Eule mit glühenden Augen vorstellte. An den Seitenwänden dieses Gemachs hatten große Vasen, Büsten und ähnliche Dinge in gefälligstem Arrangement Platz gefunden*). Um die Regierung kümmerte sich Herzog August wenig; diese war lediglich seinen trefflichen Ministern überlassen. Das Land befand sich dabei sehr wohl, besonders blühte die Residenzstadt Gotha, welche unter ihm ein glänzender Mittelpunkt geistreicher Geselligkeit blieb; die Hofhaltung war prachtvoll, immerwährend verweilte Besuch von fremden Fürstlichkeiten und ausgezeichneten Personen aller Art in dem gegenwärtig so stillen Orte. Die Erinnerung an jene glanzvollen Tage hat sich im Gedächtniß der Bürger von Gotha lange erhalten, denn Herzog August war trotz seiner vielen Schrullen doch von seinen Unterthanen aufrichtig geliebt worden. Bei seinem frühen Hinscheiden im Jahre 1822 zeigte sich überall tiefe und ungeheuchelte Theilnahme. Er selbst sprach von seinem Tode ganz ruhig; ja, er hatte sich auf einer Insel im Park ein Mausoleum hergerichtet, welches er inwendig stets mit frischen Blumen bekleidete. Dahinein ohne Sarg gelegt zu werden, war sein letzter Wunsch. In der That wurde die Leiche des Herzogs auf dieser Insel bestattet, neben seinem Vater (dem kunstsinnigen, prachtliebenden Herzog Ernst II.) und seinen zwei früh verblichenen Brüdern. Als Herzog August gestorben war, wurde sein einziger überlebender Bruder, der in Rom zur katholischen Kirche übergetretene Prinz Friedrich (geb. am 28. Novbr. 1774), zurückberufen und folgte ihm als Vierter seines Namens in der Regierung von Sachsen-Gotha-Altenburg. Mit diesem erlosch die Dynastie, das Land ward getheilt, Altenburg wurde ein selbstständiges Herzogthum und Gotha fiel an Coburg, dessen Herzog Ernst I. in Gotha als Ernst III. den Thron bestieg.

*) Die sämmtlichen, einst vom Herzog August bewohnten Zimmer im Schlosse zu Gotha sind bis auf die Gegenwart unverändert geblieben.

Digitized by Google

Noch wurde mir 1811 von dem als Astronomen und Staatsmann rühmlichst bekannten Herrn von Lindenau in Gotha der ehrenvolle Auftrag zu Theil, sein Portrait zu malen. Er war ein ebenso schöner, wie geistreicher Mann, dabei ein ausgezeichneter Kunstkenner. Begeistert und lebendig strömte der Fluß seiner Rede; großartig waren seine Anschauungen von dem Sternenhimmel, wie von der Menschheit. Doch stand ihm auch die Grazie im Umgang wie so leicht keinem Andern zu Gebote; er scherzte eben so anmuthig, als er gelehrt zu sprechen verstand.

Als Friedrich IV., Herzog Augusts Nachfolger, schon 1825, drei Jahre nach seinem Regierungsantritt, starb und das gothaische Haus mit ihm erlosch, ordnete Lindenau als erster Minister die Theilung der Gothaischen Lande. Nachdem diese bewerkstelligt worden, trat Lindenau zum allgemeinen Bedauern der Gothaer in königlich sächsische Dienste; nach und nach bekleidete er hier, meistens ohne Gehalt zu beanspruchen, die hervorragendsten Staatsdienerstellen, bis er endlich Präsident des sächsischen Gesammtministeriums wurde. Nur eine so außerordentliche Arbeitskraft wie die seine konnte die umfassenden Geschäfte überwältigen, welche ihm oblagen. Im Jahre 1843 zog er sich vom Dienste zurück und nahm seinen bleibenden Aufenthalt in seiner Vaterstadt Altenburg, wo er schon seit 1826 der Landschaft präsidirt hatte. Seine sächsische Pension überwies er ungeschmälert der Unterstützung für Künstler sowie der Verbesserung gering dotirter Prediger- und Schullehrerstellen im Königreich Sachsen und im Herzogthum Altenburg. Bei seinem im Jahre 1854 erfolgten Tode hinterließ er der Stadt Altenburg ein von ihm gegründetes Museum, welches seine eigenen reichen Kunstschätze enthielt; auch setzte er jährlich tausend Thaler für ein gutes historisches Bild aus, zur Aufmunterung für talentvolle junge Künstler.

Der Frühling des Jahres 1812 führte mich nach Drackendorf, dem Landsitze des Geheimraths von Ziegesar. Ihm verschönte seine Tochter Silvia, meine schon erwähnte theure Freundin, durch anmuthige Heiterkeit und umsichtige Führung des Hauswesens das Leben. Auf

Digitized by Google

dem romantiſch gelegenen Gute, wo ich oft Monate zubrachte, entfaltete ſich zwiſchen Silvia und mir ein wahrhaft poetiſches Mädchenleben. Das Schloß war ſehr groß; im oberſten Stockwerk wohnte der Geheimrath, im Erdgeſchoß die zahlreiche Dienerſchaft, in der Mitte Silvia und ich. Mein Stübchen, welches eine gar freundliche Ausſicht gewährte, war allerliebſt; jede mögliche Bequemlichkeit, die man mir darin bereitet hatte, mußte es mir ſogleich völlig heimiſch erſcheinen laſſen. Auch Silvia wohnte ſehr traulich und hübſch.

Nachdem wir des Morgens die Blumenvaſen mit friſchen Blumen gefüllt hatten, malte ich fleißig; ſpäter luſtwandelten wir in den reizenden Parkanlagen oder verweilten an ſchön gelegenen Plätzen, die Früchte des Gartens genießend. Unter einem majeſtätiſchen alten Birnbaum ſtand ein zierliches Gartenhaus mit der Ausſicht auf den grünen Wieſengrund, durch welchen die Saale ſich wie ein glitzerndes Silberband ſchlängelt. Hier wurde gewöhnlich zu Mittag geſpeiſt; der alte Herr von Ziegeſar verweilte an dieſer Stelle beſonders gern, ſchenkte unſerm Geplauder ein nachſichtiges Ohr und beantwortete freundlich unſere Fragen. Silvias Guitarre leiſtete Geſellſchaft; ihre Lieder tönten im Wettſtreit mit jenen der Sänger des Waldes; ſie wußte beſonders Tyrolerliedchen reizend vorzutragen. Die Abende verlebten wir häufig in der Ruine Lobeda, ſahen von dort aus die Berge im Abendgold leuchten und ließen uns von den Sternen heimgeleiten. Dieſe anmuthige Zeit theilte manchmal meine liebe Inſtituts-Freundin Pauline Gotter*) mit uns; durch ihr ſchönes poetiſches Talent, welches ſie von ihrem Vater ererbt hatte, erhöhte ſie immer den Reiz des Bei-

*) An ſie ſchreibt Louiſe aus Drackendorf, 4. März 1813: „Wie reizend, heiter und friedlich iſt doch das liebe Drackendorf zu jeder Zeit! Geſtern war ein recht ſchöner Tag, und wir haben mit aller der Liebe und Sehnſucht Dich zu uns gewünſcht, die die Erinnerung Deiner hier ſo anmuthig waltenden Gegenwart doppelt hervor ruft. Geſtern hätteſt Du hier ſein müſſen, wie wir im Garten uns in der lauen Frühlingsluft berauſchten, wie wir uns der heranſchwellenden Blätterkeime erfreuten, wie die Gegend, ſchon neu verjüngt, in ſo reizender Schöne vor uns lag, — dann hätteſt Du uns aber auch helfen müſſen, die ſchönen Kräpfel backen!“

Digitized by Google

ſammenlebens. Noch lange nachher dachte ſie lebhaft an jene Tage zurück; gegen Oſtern 1837 ſchrieb ſie mir aus München: „Wir werden ohne Frage ein grünes Feſt haben, was gar lieblich und ſchön iſt; ich erinnere mich, dergleichen einmal im lieben Drackendorf gefeiert zu haben, wo die rothen Eier in dem friſchen Grün der Blätter für die Kinder verſteckt lagen.“

Bei einem dieſer häuslichen Feſte begegnete ich auch Goethe wieder, der ſich an Silvias heiteren Liedern ſehr erfreute, ja einmal ſogar trotz ſeiner dreiundſechszig Jahre munter an einem Tänzchen Theil nahm*). Zugleich erblickte ich hier zum erſten Male die hochherzige Gräfin Caroline von Egloffſtein, Schweſter der bekannten, talentvollen Malerin Julie von Egloffſtein. Von dieſen Schweſtern und der ſchönen Frau von Spiegel in Weimar ſoll Goethe, im Vergleich zu dem ſpäteren Geſchlechte, geſagt haben: „Gebt mir ſolche Geſtalten, und ich ſchreibe Euch einen zweiten Taſſo!“

Gräfin Caroline von Egloffſtein möchte ich einer Lilie vergleichen, obwohl ſie brünett war. Ihr Wuchs war hoch und ſchlank, eine zarte Bläſſe bedeckte ihr edles Antlitz, aus welchem die ſchönſten dunkelbraunen Augen hervorleuchteten. Sie ſang ausgezeichnet und componirte ſelbſt. Wenn ſie ſich ihre einfachen, ſeelenvollen Lieder zur Guitarre begleitete, bot ihre ganze Erſcheinung ein Bild, das mir für alle Zeit in der Seele lebendig geblieben iſt. Bei ihr bewährte ſich mir auf's Neue, daß der erſte Eindruck ſelten trügt; je länger ich ſie kannte, deſto mehr lernte ich ihr edles Herz verehren. Als Hofdame der Großfürſtin Maria Paulowna konnte ſie ſpäter ihrer ſchönen Seele im aufopferndſten Wirken für Andere volles Genüge thun.

---

*) An Pauline Gotter ſetzte Goethe einmal von Drackendorf aus „als Nachſchrift dem Briefe einer Andern“ — wahrſcheinlich Louiſe Seidlers — folgende Worte hinzu: „Und hierzu füge ich einen ſehr ſchönen und herzlichen Gruß, indem wir unter Blumen und Pflanzen Ihrer, liebe Pauline, gedenken. Wie fleißig und kunſtfertig unſere Louiſe ſei, werden Sie ſehen, wenn ſie zurückkommt und wir uns in dem ſchönen jenaiſchen Thale begrüßen.“ (Schellings Leben in Briefen, II, 235.)

Digitized by Google

Während meines Aufenthaltes in Dackendorf hatte ich häufig Gelegenheit zum Portraitiren. Das Bild des Herrn von Ziegeſar wiederholte ich mehrmals; außerdem ſaßen mir einige aus dem benachbarten Jena herübergekommene Freunde. Zu den aus meiner Vaterſtadt öfters herbeieilenden Beſuchern gehörte der geiſtreiche junge Arzt Dr. Kieſer und der nachmalige Gatte Silvia von Ziegeſars, der liebenswürdige Profeſſor der Theologie, Köthe, ein geborener Lauſitzer, der, kunſtſinnig und poetiſch wie er war, viel Gutes anregte. Zuweilen predigte er auch in der kleinen Dorfkirche. Nach dem Tode des Geheimraths von Ziegeſar führte ſeine Freundſchaft für Silvia die eheliche Verbindung mit dieſer herbei; 1819 kam er von Jena als Conſiſtorialrath und Superintendent nach Allſtädt, wo er 1850 ſtarb. Er hat ſich als theologiſcher Schriftſteller und Dichter vortheilhaft bekannt gemacht; noch nach ſeinem Tode erſchienen zwei Sammlungen religiöſer Gedichte von ihm: die „Lieder eines Kranken“ und die von wahrhaft chriſtlichem Sinne zeugenden „Geiſtlichen Lieder“, denen auch ein kurzer Lebensabriß ihres Verfaſſers beigegeben iſt.

Die ſchönen Tage von Dackendorf erreichten zuletzt ihr Ende und ich ging — diesmal in Begleitung der lieben Freundin Lottchen Stieler — wieder nach Dresden, wo mir die hehre Kunſt die Stelle der Natur erſetzen mußte; die Gallerie war mein und Lottchens beſtändiger Aufenthalt. Wir wohnten in einem Zimmer, welches Gerhard von Kügelgen, der eine Sommerwohnung in Loſchwitz bezog, von ſeiner Etage in der Neuſtadt uns überließ; gleich nach meiner Ankunft ſchrieb ich an Goethe, berichtete ihm von der herzlichen Aufnahme, die ich gefunden, und wie ich meine Studien eifrig*) fortſetze. Gleichzeitig

*) So eifrig, daß — wie die greiſe Frau von Hoff (Charlotte Stieler) dem Herausgeber ſchrieb — „Louiſe wenig von den zahlreichen Beſuchern der Gallerie merkte. Eine Viertelſtunde vor dem Schließen wurde geläutet, damit die Copirenden ihre Malgeräthe zuſammenpackten; ſehr oft überhörte Louiſe das Zeichen, ſo daß ſie mehrmals beinahe eingeſchloſſen wäre.“ Sehr drollig erzählt auch Fr. von Hoff, wie Louiſe einſt erhitzt nach Hauſe gekommen ſei mit der Aufforderung: ſich geſchwind in die Kleider zu werfen, denn Kügelgen habe ſie

Digitized by Google

legte ich ein gutes Wort ein für etliche Zeichnungen des Malers Friedrich, welche dieſer dem Dichter geſandt hatte, damit derſelbe ſich, wenn möglich, für deren Verkauf verwende.

Umgehend erhielt ich von Goethe folgende Antwort:

„Jena, den 23. April 1812.

Sie ſollen, meine ſchöne Freundin, den beſten Dank haben, daß Sie mir von Ihrer glücklichen Ankunft in Dresden und von dem guten Empfange daſelbſt, ſogleich Nachricht gegeben haben. Auch iſt mir ſehr angenehm, die Friedrichſchen Zeichnungen bey mir zu wiſſen. Sie ſind noch eingepackt und ich weiß nicht, ob er die Preiße dabey bemerkt hat. Iſt dieſes nicht geſchehen, ſo erſuchen Sie ihn darum und ſchicken das Blatt gleich an Hofrath Meyer nach Weimar. Und nun die Bitte um noch eine Gefälligkeit. Schon unterm 29. März habe ich ein Schreiben an Herrn von Kügelgen erlaſſen, worin ich denſelben bath, mir eine Parthie Oelfarben, nebſt anderen Bedürfniſſen zu dieſer Malerey, nach einem Verzeichniß das ich beylegte, baldigſt zu ſenden. Die Sache iſt mir ſehr angelegen, und ſo verzeihen Sie nur, daß ich bey'm Abſchied von Ihnen daran nicht dachte. Mögen Sie ſich danach erkundigen und Meyern über die Sache ſchreiben. Wäre der Brief, wie kaum zu glauben, verloren gegangen, ſo würde er ein neues Verzeichniß ſchicken und ich bäte Sie, die Sache zu betreiben. Mich träfe ein Brief von Ihnen nicht mehr hier!"

Eigenhändig hatte Goethe unter dieſe von ihm dictirten Zeilen ein „Tauſend Lebewohl!" und ſein „G." geſchrieben, welches näheren Bekannten als ſeine Unterſchrift genügte.

Ich beeilte mich, den Wünſchen des Dichters nachzukommen und konnte zu meiner Freude ſein gegen mich ausgeſprochenes Anliegen bald erfüllt ſehen.

Ein traulicher Freundeskreis umgab mich binnen Kurzem in dem lieben Dresden. Beſonders häufig ſah ich damals Henriette von der

zu Mittag gebeten. Die Freundinnen trabten in der glühendſten Sonne nach Loſchwitz hinaus, fanden aber Kügelgens ſchon beim Nachtiſch, denn — „die ganze Einladung war ein Mißverſtändniß der guten, zerſtreuten Louiſe!"

Gröben — welche ich auch portraitirte*) — und deren Bräutigam, den Profeſſor Solger bei mir, und ſo luſtig ging es manchmal in meinen ſchlichten Räumen her, daß ich mich eines Abends entſinne, an welchem wir endlich Alle munter zu tanzen anfingen. Die Fröhlichkeit dieſer Tage wurde für mich noch beſonders erhöht durch die Nachricht von der ſchnellen Heirath Pauline Gotters mit dem Philoſophen Schelling, der damals in München angeſtellt war. Die erſte Frau deſſelben, Caroline, geborene Michaelis', verehelicht geweſene Doctorin Böhmer aus Göttingen, A. W. Schlegels geſchiedene Gattin**), war die beſte Freundin von Paulines Mutter geweſen und hatte mit dieſer in einem vertrauten Briefwechſel geſtanden, welcher zuletzt zur Erleichterung der Matrone von deren Tochter Pauline geführt wurde. Nach dem für Schelling unſäglich ſchmerzlichen Verluſte ſeiner Gattin (7. Septbr. 1809) ſetzte der Wittwer die Correſpondenz fort, und äußerte dabei den Wunſch, die lieben, ihm geiſtig ſchon ſo naheſtehenden Frauen auch perſönlich kennen zu lernen. Er ſchlug deshalb ein Rendezvous an der Nordgrenze Bayerns vor; dieſes gewährte man ihm, und Pauline machte beim erſten Begegnen im Poſthauſe zu Lichtenfels gleich einen ſo tiefen Eindruck auf den Philoſophen, daß dieſer am folgenden Tage um ihre Hand bat. Ja, er wünſchte dringend, daß die Hochzeit ſchon binnen acht Tagen folgen möchte; ein Verlangen, welchem man nachgab. Schelling kam nach Gotha, dort wurde die Hochzeit gefeiert und Pauline begleitete als junge Frau ihren Gatten nach München***). Im glücklichſten Verein lebten Beide in der Iſarſtadt,

*) Ueber ihre anderen Arbeiten ſchreibt Louiſe an Pauline Gotter: „Außer einem ecce homo nach Guido Reni, einem Chriſtuskopf nach Annibale Carracci und einer mater dolorosa nach Solimena waren es nur Studienarbeiten: Köpfe nach van Dyk und Rubens. Das Oelmalen macht mir viele Freude."

**) „Caroline", Briefe an ihre Geſchwiſter u. ſ. w. (Leipzig, 1871) enthält über dieſe Verhältniſſe das Nähere. Pauline Gotters Briefe an Schelling und deſſen Antworten ſind abgedruckt in „Schellings Leben, in Briefen" (Leipzig 1870).

***) Goethe nahm an dieſen Vorgängen lebhaften Antheil. Aus Jena, 26. Jan. 1813, ſchreibt Louiſe Seidler ihrer Freundin Pauline: „Unſer verehrter Meiſter und Freund iſt jetzt immer ſo kränklich, ſo niedergeſchlagen von den

Digitized by Google

bis Schelling als Greis durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde. Trotzdem die Ehe mit sechs Kindern gesegnet war, machten Schellings doch oft große Reisen; auf einer derselben starb der Philosoph in seinem achtzigsten Jahre (20. August 1854) zu Ragaz in der Schweiz, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, die glückliche Versorgung seiner sämmtlichen Kinder zu erleben.

Unterdessen war 1812 der Krieg wieder ausgebrochen; ich sah den Kaiser Napoleon, als er vor seinem Zuge nach Rußland in Dresden verweilte. Er stand auf der Höhe seiner Macht; Könige und Fürsten warteten in seinem Vorzimmer oft stundenlang, bis es ihm gefiel, sie vorzulassen. Die deutsche Hauptstadt veranstaltete zu Ehren des Unterdrückers des deutschen Volkes eine Illumination, so glänzend und prachtvoll, wie ich sie kaum jemals wieder gesehen habe. Wenig Monde später — und Napoleon kam flüchtig aus Rußland zurück, besiegt, zertreten, er, der soeben noch auf schwindelnder Höhe gestanden!

Der Winter von 1812 auf 1813 verging unter bangen Sorgen und ängstlichen Erwartungen für die Zukunft. Die Gemüther wurden von den widerspruchsvollsten Stimmungen beherrscht; gegen politische

allgemeinen Weltbegebenheiten, daß mein letzter Aufenthalt bei ihm, zu Iffland's Gegenwart, mir eben so oft Sorge und Betrübniß, als Freude gab. Und doch war er viel besser, als bei meiner Rückkunft in Jena, wo ich ihn an seinem alten Nierenübel recht krank fand. Auf das Theilnehmendste hat er, liebste Pauline, Deiner gedacht, und ich habe ihm haarklein Deine Hochzeit und alles dergl. erzählen müssen. Ich hätte Dir gern dazu mein Ohr geliehen, um Dich alles das Freundliche, auch besonders über Deinen Mann hören zu lassen, den er ebenso zu lieben, als zu schätzen scheint. Es war der schönste Mittag unter den sechs, die ich da genoß; die Frau Geheimräthin fuhr mit den Damen Schlitten, und nun saßen wir so recht traulich, plaudernd nur von der lieben Freundin, bis spät zum Theater." Der Brief schließt: „Lebe wohl, liebe Pauline; empfiehl mich Deinem verehrten Manne bestens (er muß ein Muster aller Männer nach Allem, was ich höre, sein!). Sein Bild steht ganz lebhaft vor meiner Seele. Ach, warum ist er nicht mehr hier! Er wird mich natürlich nie bemerkt haben; habe ich aber Gelegenheit und Glück, etwas Tüchtiges zu lernen, dann wird er vielleicht die Augen wenigstens auf meine Arbeiten wenden. Bis dahin empfiehl mich bestens."

Digitized by Google

Unterhaltungen erging bei Vielen ein förmliches Verbot, denn man kam ja nie ohne tiefes Herzweh davon, und man gebrauchte doch frischen Muth und Kraft niemals nöthiger, als in jenen Tagen! Da die Zustände sich immer drohender gestalteten, flüchtete sich Kügelgen, der Dresden nicht ohne Grund für sehr unsicher hielt; mit seiner ganzen Familie; anfangs nach Ballenstädt zu den Eltern seiner Schülerin Caroline Bardua, später zu seinen Verwandten nach Hummelshain; ich selbst war nach Jena in das elterliche Haus zurückgekehrt. Wir verlebten das Weihnachtsfest in aller Stille; nur deßhalb will ich des Tages gedenken, weil Goethe in dieser Zeit Gelegenheit nahm zu einer besonderen Aufmerksamkeit gegen mich. Weihnachten 1810 hatte er mir eine Stickerei geschenkt; ich war weit davon entfernt, jemals wieder eine ähnliche Freundlichkeit zu erwarten. Um so mehr überraschte mich die schöne Gabe eines allerliebsten Spiegels, den mir der Dichter in den ersten Tagen des Jahres 1813 mit folgenden eigenhändigen Zeilen sandte:

„Da wir unsrer lieben Freundinn zum neuen Jahre nichts erfreuliches erwiesen, so spiegle sie zu Epiphanias sich an ihren eigenen Tugenden und denke der Liebenden und Theilnehmenden. G."

Sich im Spiegel eitel zu beschauen oder gar sich zu putzen — dafür sollte freilich bald Zeit und Lust sich verlieren. Schon jagte eine Gemüthsbewegung die andere; die Trümmer von Moskau hatten Napoleons Stern unter ihrem Schutte begraben; Yorks muthvolle That der Convention von Tauroggen belebte auch in Deutschland den patriotischen Geist. In Aller Herzen entbrannte die Hoffnung, daß endlich die Stunde der Erlösung von dem schmachvollen Joche der Fremdherrschaft für uns geschlagen habe; heimlich rüsteten sich nicht weniger als sechs meiner Vettern, bei dem bevorstehenden Entscheidungskampfe selbstthätig eine Rolle zu spielen.

So sehr auch in meiner Brust warme Antheilnahme für die Geschicke des Vaterlandes lebendig war*): zu viele schmerzliche Erinner-

*) Die vollste Bestätigung dafür findet sich in L. Seidlers Briefen an Pauline Schelling. Zum Beweise, wie patriotisch die Künstlerin fühlte, diene

ungen wurden bei dem ringsum herrſchenden kriegeriſchen Leben wieder in mir wach; ich lebte deßhalb, von dem Treiben der Oeffentlichkeit zurückgezogen, ſtill für mich und beſchäftigte mich nur eifrig mit Malen. Frau v. Heygendorf in Weimar (die Jagemann), die ſich ſtets auf das Liebreichſte für mein Streben intereſſirte, lieh mir mehrere ihrer ſchönſten großen Oelgemälde, welche ich copirte; ebenſo ſendete mir Kügelgen einige ſeiner Arbeiten zu demſelben Zwecke, z. B. die Germania, wie ſie voll tiefer Trauer den Aſchenkrug ihrer gefallenen Söhne umfaßt. Es glückte mir, Kügelgens Original vortheilhaft nach Altenburg zu verkaufen; ein für den Künſtler doppelt erfreuliches Ereigniß in jener drangſalsvollen Zeit.

Mancher intereſſante Kopf bot ſich mir zum Portraitiren dar, unter anderen derjenige Knebels, deſſen Wiedergabe zu meiner Freude allgemein anſprach. Ich verlebte liebe Stunden mit dieſem edlen Greiſe; auch Goethe fand ſich häufig bei den Sitzungen ein. Knebel ſchrieb mir in Beziehung auf ſein Portrait*): „Ich danke Ihnen noch-

---

folgendes Bruchſtück: „Drackendorf, 2. März 1813. Mir haben ſich jüngſt viele ſchöne Sterne verdunkelt; die Gallerie in Dresden iſt gepackt und nach dem Königsſtein transportirt, alſo die Ausſicht eines herrlichen Sommers vorbei. Aber jetzt verſchwindet ja jedes einzelne Intereſſe bei dem großen allgemeinen, und ſo redlich mein Streben iſt, ſo geht es doch vor der Hand bei dieſen äußeren Unruhen nicht vorwärts, denn der müßte lebendig todt ſein, der jetzt nicht von dem allgemeinen Großen ergriffen wäre!"

*) „Stelle Dir vor, daß ich auf Goethes Zureden mich von Mademoiſelle Seidler habe malen laſſen. Alle Welt ſagt, ich ſei wirklich getroffen, und ich glaube es ſelbſt. Das Mädchen hat ein herrlich Talent zum Portraitmalen, und wenn ſie ſo viel zuſammenbringt, daß ſie noch ein paar Sommer in Dresden ſtudiren kann, wo ſie trefflich profitirt hat, ſo wird ſie eine der erſten Portraitmalerinnen, wie Goethe ſelbſt ſagt. Sie hat auch dieſen ungemein gut gemalt. Dabei hat ſie Leichtigkeit und ſichern Sinn und iſt ſehr fleißig." Knebel aus Jena, 22. Jan. 1812, an ſeine Schweſter, welche das Portrait am 29. Juni 1812 zum Geburtstage erhielt. „Da ich mich nicht ſelbſt bei Deinem Feſte einſtellen kann", ſchrieb Knebel dazu, „ſo ſchicke ich mich wenigſtens in dem Portrait, das Mad. moiſelle Seidler von mir ausgefertigt hat. Manche der Freunde wollen zwar nicht ganz damit zufrieden ſein, ich hoffe aber doch, Du ſollſt darin einige

Digitized by Google

mals recht ſehr, liebe und gütige Freundin, für alle die Mühe und Liebe, die Sie an mein Bildniß gewendet haben. Es wird mich immer an die guten Stunden erinnern, in denen ich Ihr freundliches und liebenswürdiges Gemüth näher habe kennen lernen. Eben daſſelbe bildet ſich auch in allem dem ab, was Sie machen, und wird Ihren Bildern immer Reiz und Beifall erhalten. Wie glücklich ſind Sie, daß Sie die bunten ſchönen Farben auf die Leinwand malen können, da der Himmel ſo lange verweigert, ſie uns an ſich und auf der trüben Erde zu zeigen!"

Als ich das Portrait Knebels vollendet hatte, malte ich dasjenige des Directors des mineralogiſchen Cabinets in Jena, Bergraths Lenz. Dies trug mir nichts Geringeres ein, als ein Diplom der mineralogiſchen Societät, wodurch ich zum Ehrenmitglied derſelben ernannt wurde; poſſirlich genug, da ich mich für dieſes Fach niemals intereſſirt habe und kaum den Ziegelſtein vom Granit zu unterſcheiden weiß *).

---

der Züge finden, die Dir verwandt ſind. Ueberhaupt aber iſt das Ganze gut gearbeitet." Die Schweſter antwortete: „Der Erbprinz (von Mecklenburg-Schwerin) findet auch Dein Bild gut getroffen. Ich habe es über meinem Klavier, und da wir einſtimmig gefunden haben, daß es dem Auge nicht zu entfernt ſein darf, ſo hängt es unter dem ſchönen Kupferſtich Aurora, den ich von Dir habe. Es nimmt ſich da ſehr gut aus." (Briefwechſel, 586, 614, 620.) Der oben mitgetheilte Brief Knebels hat dem Herausgeber nur in Abſchrift vorgelegen.

*) Ein Jahr ſpäter beſtellte Goethe bei Louiſe Seidler eine Wiederholung dieſes Portraits, mittelſt deren er dem um das Mineraliencabinet hochverdienten Lenz eine beſondere Ehre zugedacht hatte. „Stiftung, Vermehrung und Erhaltung eines ſo ſchönen Inſtituts verdiente dem Bergrath Lenz wohl die Aufmerkſamkeit, daß man bei dieſer neuen Einrichtung ſein Bildniß aufſtellte. Solches ward von Demoiſelle Seidler recht glücklich gemalt" ſchrieb Goethe als Chef der im Weimariſchen Staate beſtehenden ſ. g. „unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt" an ſeinen Amtsgenoſſen, den Miniſter von Voigt in den erſten Tagen des Jahres 1815, als es ſich um eine neue Ordnung und Aufſtellung der Mineralien handelte. Und da Herr von Voigt der beabſichtigten Auszeichnung von Herzen beiſtimmte, ſandte Goethe am 27. Januar 1815 dem Bergrath Lenz das Seidlerſche Kunſtwerk mit folgenden Zeilen: „Da nichts billiger iſt, als daß Derjenige, der eine gemeinnützige Anſtalt gegründet und

Digitized by Google

Unter anderen Beſuchen empfingen meine Eltern beinahe allabendlich auch denjenigen des bereits erwähnten, in der gelehrten Welt rühmlichſt bekannten Mediciners Profeſſor Kieſer, zuletzt Präſident der Leopoldiniſchen Caroliniſchen Geſellſchaft*). Wir widmeten die Abendſtunden dem Studium der italieniſchen Sprache und laſen den Taſſo, zur Verzweiflung meiner guten Schweſter, welche dieſe Lectüre höchlich langweilte.

So gab es inmitten verworrener Zuſtände, trotz Angſt und Noth, wovon ein Jeder ſeinen Theil zu tragen hatte, doch auch manche Lichtpunkte, ja, vielleicht würdigte man dieſe in der allgemeinen Bedrängniß gerade um ſo mehr. Zu dieſen Lichtpunkten zähle ich ein ſogenanntes „Kartoffelkränzchen", welches ſich allwöchentlich verſammelte und woran ſich u. A. die Schweſtern der Frau Frommann, deren geiſtvoller Bruder Herr Weſſelhöft und der Profeſſor Köthe betheiligten. Fouqué war damals der Held des Tages; ſein „Zauberring" erfreute uns vor Allem bei dieſen Zuſammenkünften. Mich entzückte aber beſonders „Undine".

Dies ſprach ich einmal lebhaft gegen Goethe aus**), daher die Anſpielung in dem folgenden Briefe, der, ſcherzhaft wie er iſt, zugleich einen tiefen Blick in das menſchenfreundliche Herz des Dichters thun läßt.

---

gefördert, auch für ewige Zeiten derſelben in perſönlicher Gegenwart vorſtehe, ſo hat Herzogliche Commiſſion ſich's zur vergnüglichen Pflicht gemacht, beigehendes Bildniß den Sälen des Muſeums zu widmen. Glücklicher Weiſe hat die Malerin die anſprechende und zuvorkommende Freundlichkeit des gegen Fremde und Einheimiſche immer bereitwilligen Naturforſchers ſo gut ausgedrückt, daß nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt, als daß er ſich ſelbſt im Bilde lange Jahre froh und heiter begrüßen möge." (Vogel, Goethe in amtlichen Verhältniſſen, 310. 345.)

*) „Er iſt Schelling ſo mit Leib und Seele ergeben, und erzählt mir ſo oft von ihm, daß mir ſeine Beſuche ſchon deßwegen lieb ſind." (L. Seidler an P. Schelling, 22. Juni 1813.)

**) Auf dieſe Unterredung bezieht ſich folgender Brief L. Seidlers an P. Schelling, aus Drackendorf, 4. März 1813: „Von Goethe kann ich Dir beſſere Nachrichten geben. Ich fand ihn kürzlich in Weimar wieder ganz den Alten, lebenskräftig, voll Feuer und des beſten Humors. Ein Geſpräch über Fouqués Werke, wo er einmal recht aus ſich heraus ging (wir waren ganz allein, da ſich

Ich hatte dieſem nämlich die bedrängte Lage des ſchon erwähnten Malers Kerſting in Dresden geſchildert und einige Bilder deſſelben auf Goethes Wunſch zur Anſicht nach Weimar kommen laſſen. Allein ſie fanden keine Käufer, mit Ausnahme der „Stickerin“ (wozu ich ſelbſt geſeſſen hatte). Dieſes Bild erwarb auf Goethes Verwendung Herzog Carl Auguſt für ſich*).

---

die Damen durch ein Schläfchen vom Balle erholten), wünſchte ich Dir hier ſo lebendig herzaubern zu können, als es wohl noch in meiner Seele ſteht, aber ich es nicht wiedergeben mag noch kann, weil es, ſo zerſtückt, ein Nichts werden würde, und doch ein ſo göttliches Ganzes ausmacht. Daß er ihn eben nicht liebt und achtet, und daß er ſich beſonders „über die vielen zerknickten, verbogenen und verzogenen Wahlverwandtſchaften, die immer als neue Ragouts von der Grundlage der ſeinigen von dieſen neueren Schriftſtellern uns aufgetiſcht würden,“ ereiferte, laß Dir nur ganz kurz geſagt ſein und entre nous, ſo wie dies ganze herrliche Geſpräch ein freundliches „entre nous“ war, das er hundertmal abbrach und doch immer wieder anfing, mit tauſend: „Sei ſtill! — 's iſt gut! — Laß mir dies Fieber, dieſe Nöthein der Zeit ruhen; ich werde ſie auch noch überleben“ wieder unterbrach — und dabei ſo liebenswürdig war, daß ich dem Himmel für dieſe Stunden ewig dankbar ſein werde. Fouqués „Zauberring“ und „Undine“ ergötzt uns jetzt unendlich, und dies gab die Urſache dieſes Geſprächs; aber daß ich ſo viel Freude an jenen Werken habe, kümmert mich trotz dieſer hohen Gegen-Meinungen nicht, denn der alte Meiſter meinte ja auch ſo freundlich: ‚was erfreute, wäre ja gut, und es gehöre eine höhere Einſicht der Dinge, oder ein ganzes Naturkind zu ſein, dazu, es anders zu finden, und nicht von der reichen Phantaſie und den vielen glücklich vertheilten Pointen beſtochen zu werden. Ueberhaupt gehöre es ja zum Geiſte der Zeit, über die wir ja nicht hinaus könnten u. ſ. w.!“

*) Das Gemälde, eine Stickerin, welche, am Rahmen arbeitend, dem Beſchauer den Rücken kehrt, während man ihr Geſicht im gegenüberhängenden Spiegel erblickt, befindet ſich zu Weimar in den Privatgemächern des regierenden Großherzogs. Ein Duplikat des Bildes hängt in der Kunſthalle zu Kiel, und zwar, was Louiſe Seidler nicht gewußt zu haben ſcheint, mit einem Pendant, auf welchem das nämliche Geſicht wie auf der „Stickerin“ (alſo dasjenige Louiſe Seidlers) gleichfalls von einem Spiegel zurückgeworfen wird, vor welchem ein auch mit dem Rücken gegen den Zuſchauer gekehrtes Mädchen ihr Haar flicht. Die Bilder ſind auf Holz gemalt, 19 Zoll breit und 15 Zoll hoch. Der Name des Malers findet ſich nicht auf den Bildern, dagegen auf der Rückſeite der

Digitized by Google

Hieran ließ ſich indeſſen der hilfsbereite Dichter noch nicht genügen; um Kerſting erfolgreicher zu unterſtützen, griff er zu dem Auskunftsmittel einer Lotterie. Wenn es gelang, 114 Looſe, jedes zu drei Kopfſtück, unterzubringen, ſo konnten wir dem Künſtler eine erkleckliche Summe überſenden. Der folgende Brief Goethes erklärt alles Uebrige:

„Sie erhalten hierbey, meine liebe und artige Freundin, Ihr Subſcriptions-Verzeichniß zurück. Die von den Theilnehmern verlangten, oder ihnen zufällig zugetheilten Looſe finden Sie an der Seite nach den Nummern notirt. Auch folgen die Billete, und damit ja kein Irrthum entſtehe, ſo ſind die Namen auf der Rückſeite bemerkt. Es ſind ihrer 44. Caſſiren Sie das Geld ein; das Loos zu 3 Kopfſtück. Wir haben 114 beſtimmt.

Das wäre nun alles recht gut, wenn ich nicht ahndete, daß in dieſe Looſe, die ich Ihnen überſchicke, der Gewinnſt ſchon hineingezaubert ſey. Dieß will ich aber nicht laut ſagen, ſonſt discreditire ich die übrigen und wir finden keine Abnehmer. Eigentlich iſt mir dieſe Vermuthung daher gekommen, weil man mir nicht genug erzählen kann, was die Undinen- und Meerfräulein in Jena für Spuk treiben. Knebel ſpricht entzückt von denen tauſend und abertauſend Wellen, auf welchen jene wandelbaren Geiſterchen im Mondſchein herum gaukeln und bis an ſeinen Gartenzaun plätſchern und ſchwätzen. Sie ſollen, ſagt man, alt und jung verführen und das treuloſeſte Geſchlecht in der Zauberwelt ſeyn.

Leider werde ich ſie in ihrer breiten Glorie nicht mehr ſehen, aber wenn ſie ſich in ihre Grenzen zurück gezogen haben, ſind ſie nur deſto gefährlicher und vor dem bekannten Geſang*): ‚In meinem

„Stickerin“: „G. Kerſting 1827“. Nach dieſer Jahreszahl würde es ſich auch erklären, wenn das zweite Bild Louiſe Seidler ſelbſt unbekannt geblieben wäre. Die Kunſthalle zu Kiel beſitzt die beiden, äußerlich ziemlich unſcheinbaren Bilder ſeit 1856, in welchem Jahre eine Frau Becher, geborene von Binzer, ſie der Gallerie ſchenkte. Dieſe Dame iſt verſtorben.

*) Goethe citirt aus der „Saal-Nixe“, einem Romane ſeines Schwagers Vulpius, der 1795 erſchienen war. Es heißt dort:

Schlößchen iſts gar fein'" (Anſpielung auf die Wohnung meiner Eltern im Schloſſe zu Jena) „wiſſen ſich Wenige in Acht zu nehmen. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo kann ich die Ufer der Saale nicht ganz vermeiden. Bis ich Sie daſelbſt wieder ſehe, leben Sie recht wohl! Gedenken Sie mein und grüßen Sie Minchen" (Herzlieb). „Ich habe immer geglaubt, dieſes Geiſtchen gehöre einem treueren Element an. Doch ſoll man ſich überhaupt hüthen, mit der ganzen Sippſchaft zu ſcherzen. Nochmals das ſchönſte Lebewohl.

Weimar, d. 24. Febr. 1813.

Goethe."

Hierzu eigenhändige Adreſſe:

„An Demoiſelle
Louise Undine Seidler

Jena."

Den Erfolg einer Sache, welche Goethe in die Hand genommen, hielt ich für vollkommen geſichert; an die Schwierigkeit, ſo viele Looſe unterzubringen, dachte ich nicht. In meiner Herzensfreude ſchrieb ich daher an Kerſting und verkündigte ihm ſein Glück. Es fand ſich jedoch, daß das Unternehmen weitläufiger war als ich anfangs geglaubt, ja, beinahe wäre es gar nicht zu Stande gekommen. Inzwiſchen hatte Goethe meine Voreiligkeit erfahren, aber weit entfernt, mir deshalb zu grollen, ſchrieb er mir folgende liebenswürdigen Zeilen:

„Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, heißt die alte Lehre, und Sie haben ſich dießmal, meine ſchlanke Freundin, durch Ihre gutmüthige Dienſtfertigkeit verführen laſſen, Herrn Kerſting eine Sache als fertig anzuzeigen, die nur noch im Werden iſt. Indeſſen will der Himmel, daß hübſche Kinder manchmal einen Fehler begehen, damit ſie einſehen, wie werth man gute Freunde halten ſoll, welche ſich alsdann zum Beyſtand bereit finden laſſen. Senden Sie mir vor allen

„In meinem Schloſſe iſt's gar fein,
Komm, Ritter, komm zu mir herein!"

Strophen, welche ſpäter in das bekannte Volksſtück „Das Donauweibchen" übergingen.

Digitized by Google

Dingen das Verzeichniß zurück; wir wollen ſehen, daß wir die Sache wieder auf ihre Füße ſtellen. Es iſt gut, daß ich noch hier bin, ſonſt wäre ſie wahrſcheinlich unwiederbringlich verloren geweſen. Leben Sie recht wohl!

Weimar, d. 2. März 1813.

G."

Wirklich kam die Lotterie unter Goethes Leitung noch zu Stande; der Zufall wollte, daß mein Vater eins der Bilder gewann, nämlich den bereits erwähnten „eleganten Leſer", der bei dem Schimmer einer argandſchen Lampe ſtudirt. Schleunigſt ſetzte mich Goethe von dem Glücksfalle durch nachfolgende Zeilen in Kenntniß:

„Wenn das Gerücht Ihnen, meine ſchöne und artige Freundin, nicht ſchon hinterbracht hat, daß ſich der elegante Leſer nach Jena und zwar in Ihr Haus ſehnte, ſo erfahren Sie es hierdurch.

Beyliegende Verzeichniſſe, die ich mir wieder zurückerbitte, werden Sie näher unterrichten, daß No. 55 bey dem 98ſten Auszug das Bild gewonnen hat. Disponiren Sie nun darüber, und ſchreiben Sie mir, ob ich es durch die Botenfrau ſchicken ſoll, ob Sie mir eine Gelegenheit angeben, oder es ſelbſt abholen wollen? Möge mit dieſem hübſchen Lampenſchein noch viel anderes Gute und Vergnügliche bey Ihnen einkehren! Sollten ſich Liebhaber zu dem Bilde finden und Sie möchten es ablaſſen, ſo machen Sie nichts feſt, bis Sie mir davon Nachricht geben.

Weimar, den 13ten März 1813.

G."

In der That reflectirte mein Vater nicht auf das Bild, ſondern wünſchte ſehr, es zu verkaufen. Ich theilte dies Goethe mit und er ſchrieb mir:

„Ihren und Ihres Herrn Vaters Wunſch, meine ſchöne Freundin, habe ich zwar zu erfüllen geſucht, bin aber dießmal nicht ganz ſo glücklich wie die beyden erſten Male geweſen. Nur einen Liebhaber habe ich gefunden, der allenfalls ſechs Friedrichsd'or dafür gäbe, welches freylich nur die Hälfte des Werthes iſt. Gold iſt eine ſeltene Waare,

Digitized by Google

melden Sie mir, ob das Gebot annehmlich iſt, oder ob ich das Bild noch aufheben und auf beſſere Zeiten verwahren ſoll? Sagen Sie mir bey dieſer Gelegenheit, wie Sie ſich befinden. Leider werde ich auch dieſen März abgehalten, Sie in Jena zu begrüßen. Leben Sie recht wohl und bleiben der Freunde eingedenk.

Weimar, den 24ſten März 1813.

G."

Der in dieſen Zeilen enthaltene Vorſchlag wurde dankbar von meinem Vater angenommen; ich benachrichtigte Goethe ſogleich davon, und zwar mittelſt eines Billets, welches ich nicht, wie ſonſt, durch die Botenfrau, ſondern „durch gütige Beſorgung" an ihn gelangen ließ. Unſer Freund Chriſtian Stockmar nämlich war von Coburg, wo er nach beendeten Studien ſeit 1810 als Arzt practicirte, mit ſeinem Bruder Carl, einem Kaufmann, nach Jena gekommen, um ſeine alten Bekannten einmal wieder zu ſehen. Das nächſte Reiſeziel der beiden Brüder war Weimar, wohin ich ihnen meinen Brief an Goethe mitgab.

Der Dichter caſſirte das Geld für den „eleganten Leſer" ein, ſandte es mir — eigenhändige Brief-Adreſſe: „An Demoiſelle Louiſe Seidler, Jena. Enthaltend 6 Louisd'or" — und bemerkte dabei:

„Hier ſchicke ich Ihnen, ſchöne Freundin, drey Doppellouisd'or, die, wie ich hoffe Ihrem Herrn Vater gefallen werden. Mir ſelbſt, ob ich gleich ein Kunſtliebhaber bin, leuchten ſie faſt ſo ſchön, als die argandiſche Lampe des Bildes. Ihnen wünſche ich, daß Sie immer in ſo liebenswürdiger Geſellſchaft ſeyn mögen, als die iſt, die Sie mir zugewieſen haben. Ich bin den Herren aufs freundlichſte begegnet, in Hoffnung, daß Sie auch mir, wenn ich das Vergnügen habe, Sie wieder zu ſehen, ein deſto freundlicheres Geſicht machen ſollen. Die Einlagen bitte beſtellen zu laſſen; ich habe ſie hinzugefügt, um dem Golde einige Umgebung zu verſchaffen.

Leben Sie recht wohl, empfehlen mich den lieben Ihrigen und gelegentlich auch in Drackendorf zum allerſchönſten.

Weimar, den 27ſten März 1813.

Goethe."

Digitized by Google

In dieſem März des Jahres 1813 bereiteten große politiſche Ereigniſſe ſich vor. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte ſein Volk in die Waffen gerufen; Theodor Körners ſchwungvolle Lieder mit den herrlichen Melodieen C. M. von Webers, Ernſt Moritz Arndts feurige, patriotiſche Schriften entflammten die deutſche Jugend; das Volk ſtand auf, der Sturm brach los. Auch meine ſechs ſchon lange ungeduldigen Vettern waren jetzt nicht länger zu halten; kampfesmuthig zogen ſie mit ſo viel tauſend Anderen hinaus in den Krieg für das deutſche Vaterland.

Es war eine fieberhafte Zeit; eine Nachricht jagte die andere, kriegeriſches Leben kam in unſere unmittelbare Nähe. Am 2. Mai wurde die Schlacht bei Groß-Görſchen geſchlagen; zerſtreute Truppentheile jeder Waffengattung durchzogen unſere Thäler; auch das Lützowſche Freicorps marſchirte durch Thüringen. Eines Sonntag Morgens hatte die Frühlingspracht meinen Vater und mich in's Freie gelockt; die Bäume ſtanden in voller Blüthe und glänzten im Sonnenſchein; die Vögel ſangen, die Glocken läuteten in den nahen Dörfern — aber unten im Thale hörten wir ein ſtarkes Schießen; die Franzoſen lieferten den Verbündeten ein blutiges Scharmützel.

Daß während des kriegeriſchen Treibens die Kunſt nicht in der Weiſe zu pflegen war, wie es ohne dieſes geſchehen ſein würde, brauche ich kaum zu ſagen. Hatte doch alle Welt nur Ein Intereſſe, nur Ein Geſpräch! An Muſik war faſt nicht zu denken; nur mechaniſch ſpielte ich bisweilen, um nicht meine ganze Fertigkeit einzubüßen. Etwas lebhafter betrieb ich die Malerei. Silvia von Ziegeſars ſpäterer Gatte, Profeſſor Köthe, der als Feldprediger mit gegen Frankreich zog, wurde im Prieſterrock gemalt; ich hielt dies Portrait für eines meiner gelungenſten. Silvien ſelbſt zeichnete ich in Kreide*); überdem begann

*) Nicht zur eigenen Zufriedenheit. „In ſteter Unruhe, Sorge und Angſt um das allgemeine Wohl“ ſchreibt Louiſe an P. Schelling, 19. Juni 1813, „malte ich doch Mehreres, aber ich kann Dir nicht beſchreiben, wie ſchwer und peinlich es mir wurde. Silviens Bild trägt auch leider das deutliche Gepräge davon.“

Digitized by Google

ich eine heilige Katharina in Paſtell. Aber die leidige Politik, dieſe gräßliche Hydra, ertödtete die Freude an allem Schaffen.

Goethe hatte ſich vor den Unruhen nach Töplitz zurückgezogen; „mit welchen Wünſchen und Hoffnungen, bedarf keiner Worte!“ lautete ſein Scheidegruß an liebe Freunde. Seine Entfernung war vollkommen begreiflich; die vielen Einquartierungen wurden am Ende unerträglich, dazu die Theuerung und große Armuth! Gern und freudig würde man dies Alles hingenommen haben — fühlten wir doch mit jedem Guten, Redlichen auf's ſchmerzlichſte die Noth des Vaterlandes! — hätte man nur geſehen, wo es denn endlich hinaus wollte mit dem Feldzuge. Aber an der Spitze der Bewegung ein Oeſterreich, deſſen Prinzeſſin die Gemahlin eben jenes Napoleon war, den man bekämpfte — was war da zu hoffen!

So mußte denn der Jammer ertragen werden, und — er ward ertragen. Freilich thaten die Behörden zu ſeiner Linderung das Mögliche; der jugendliche Prinz Bernhard von Weimar, Carl Auguſts zweiter Sohn (geb. am 30. Mai 1792, alſo damals einundzwanzig Jahre alt), übernahm ſelbſt die Leitung der Einquartierungsgeſchäfte des ganzen Landes. Bald war er in denſelben völlig orientirt und bewies ſich als äußerſt tüchtiger, braver und thätiger Mann. Oft kam er auch nach Jena, um Ordnung und Fluß in die Dinge zu bringen; da war er denn von Herzen froh, wenn ihn die Einwohner ganz ſchlicht und bürgerlich zu ſich einluden. Auf der Schneidemühle, einem Sommervergnügungsorte vor Jena, wurden ihm kleine Feſtlichkeiten von einfachſtem Charakter, meiſt Picknicks, veranſtaltet; die Jugend ſpielte dabei Geſellſchaftsſpiele und war ausgelaſſen luſtig. Steife Diners liebte der Prinz gar nicht; einmal gab ihm mein Vater ein beſcheidenes Mahl in einer kleinen improviſirten hübſchen Laube in unſerm Gärtchen; Prinz Bernhard ging mit uns hinaus und wieder herein, war ſehr liebenswürdig und vertraulich herzlich und unterhielt ſich auf's luſtigſte namentlich mit Louiſe Marezoll und mir. Ich mußte ihm die Entſtehungsgeſchichte unſeres Gärtchens erzählen, die allerdings drollig genug war: mein Vater hatte daſſelbe einem ſteinigen Weinberge von

Digitized by Google

wenig Brauchbarkeit mit großer Mühe abgerungen; als Kinder hatten wir fleißig an der Urbarmachung des schönen Platzes, der eine wundervolle Aussicht über das ganze Saalthal gewährte, durch Heraussuchen der Steine mitgeholfen. Aus diesen war dann das kleine Haus erbaut worden, welches nun auf dem Grundstück stand und Schutz gegen die Unbilden des Wetters gewährte. Die Mittheilung dieser Umstände machte unserem hohen Gaste ersichtlich Vergnügen; „da müsse man freilich" meinte er, „den Acker lieb haben wie ein eigenes Kind."

Ganz Jena jubelte, als dieser begabte junge Prinz in der Mitte des Juli an Hendrichs Stelle Commandant wurde; er zog auf's Schloß und war uns ein guter Nachbar, der täglich in unserer schlichten Wohnung einkehrte und manches Mal zu Tische bei uns fürlieb nahm. Der Cavalier des Prinzen, Graf Edling, gefiel mir weit weniger als sein Gebieter; er war das Urbild eines Hofmanns, die fleischgewordene Artigkeit. Ich fand ihn immer zu höflich; stets hatte ich in seiner Gesellschaft die Empfindung, als lasse er sich zu mir herab. Mein Vater, der oftmals bei dem Prinzen Bernhard speiste und dabei Gelegenheit hatte, sehr genau zu beobachten, urtheilte über Herrn und Diener ebenso wie ich.

Leider dauerte diese heil- und freudebringende Episode in jener drangsalvollen Zeit nicht lange; nach wenig Monden schon ging Prinz Bernhard, ein ebenso tapferer Krieger, wie echt deutscher, patriotisch entflammter Mann, wieder zu seinem Regimente nach Merseburg, wo dasselbe nur auf die Ordre wartete, um gegen den Feind zu rücken. Immer näher kam der ewig denkwürdige Herbst; große Heere hatten sich gesammelt; nach den vielen Scharmützeln, welche stattgefunden und manchmal sogar unser Thal durchtobt hatten, konnte man jetzt von Tage zu Tage eine entscheidende Schlacht erwarten. Wiederum versteckten wir unsere beste Habe, diesmal sorgsamer als vor sieben Jahren. Daß des Vaterlandes Geschick nicht wieder ein so herbes sei, wie 1806, war jedes Patrioten Gebet; endlich, endlich löste sich die bange Erwartung in der wir geschwebt hatten: der Maler Jagemann kam in den Schloßhof gesprengt unter dem begeisterten Rufe: „Sieg! Sieg!"

Digitized by Google

Mit Freudenthränen in den Augen betrat er einen Augenblick mein kleines Atelier, um dann sogleich weiter nach Weimar zu eilen. Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen.

Von nun an galt es, den Feind gänzlich vom deutschen Boden zu vertreiben. Jung und Alt strömte zu den Waffen; Männer verließen ihre Familie, Knaben liefen aus der Schule, um sich anwerben zu lassen, eine nie erlebte Begeisterung bemächtigte sich des ganzen Volkes. Endlich kam auch der lange mit schmerzlichster Ungeduld erwartete sächsische Aufruf zur Bildung freiwilliger Corps, und ich mußte alle liebsten Freunde und Bekannte, Alle, die unser enges häusliches Leben erheitert hatten, den schönen Entschluß ergreifen sehen, für die glorreiche Sache zu fechten. So innig mich dies zwar erfreute, ein so stolzes Glück es mir war, grade unsere Freunde zuerst unter diese Edlen zählen zu können, so behauptete doch auch das Herz seine Rechte, und die bittere Trennung, die Aussicht auf tausend Gefahren, denen diese Heldenmüthigen entgegen gingen, goß Wermuthstropfen in jene Freude.

Einer der Ersten, die von dem Sturme ergriffen wurden, war unser lieber Hausfreund, Professor Kieser*); er wollte seine Professur niederlegen und meldete sich, um den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen. Hierzu bedurfte er als Staatsdiener der besonderen Erlaubniß des Herzogs Carl August, zu deren Erwirkung sich Kieser selbst nach Weimar begab. Dort stellten sich ihm indessen — namentlich in Folge der momentanen Abwesenheit des Herzogs — unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg, zu deren Hebung unser Freund kein Mittel unversucht ließ, so daß sich sein Aufenthalt in Weimar mehr und mehr verlängerte.

*) „Durch ihn verliere ich viel; er war täglich in unserm Hause und wie zu unserer Familie gerechnet. Ein Verhältniß wie das unsrige wird sich mir gewiß selten im Leben wieder so finden; ich hatte sein Vertrauen, und ich glaube, er erkennt auch dankbar, daß ich seine treue, theilnehmende Freundin bin." (L. Seidler an P. Schelling, Jena, 12. Decbr. 1813.)

Digitized by Google

Bei dieſer Sachlage entſpann ſich zwiſchen ihm und mir ſehr bald ein reger Briefwechſel, aus welchem ich nachſtehend im Auszuge mittheilen will, was das Bild jener vergangenen großen Zeit vor dem geiſtigen Auge des Leſers farbenfriſch wieder heraufbeſchwören kann*). Ich beginne mit einem Schreiben vom 18. November 1813.

„Geſtern habe ich Profeſſor Jagemann geſprochen, und es hat mich ſehr gefreut, bei ihm eine gleiche Stimmung zu finden. Nur wünſchte ich, daß er ſich auch bald meldete. Etwas was mir leid thut, iſt, daß man in Weimar großes Schwätzen darüber erheben und mir einen andern Beweggrund unterlegen wird, als vorhanden iſt. Es ſchien mir in den Aeußerungen der Frau von Heygendorf geſtern ſchon ſo etwas zu liegen. Ich bin mir einer ſo reinen Abſicht bewußt — denn etwas Großes kann nur, mit Erfolg, bloß der Sache wegen unternommen werden. Ich habe dem Herzog ganz nach Ueberzeugung geſchrieben.

Es war mir ſehr angenehm, bei Ihrer patriotiſchen Freundin Frau von Heygendorf vollen Beifall meines Plans zu finden. Vielleicht findet ſich Gelegenheit, daß ſie dem Herzog indeſſen davon redet, was mir ſehr lieb ſein würde. Denn es ſcheint in Weimar eine ſolche Trägheit des Entſchluſſes zu herrſchen, daß Anforderungen von allen Seiten nöthig ſind.

Nach Ausſage durchreiſender Offiziere ſind Torgau und Stettin übergeben worden, was indeſſen nicht wahrſcheinlich. 80,000 Mann Ruſſen mit bedeutender Artillerie ſind noch im Marſch, über Coburg oder über hier. Von der andern Seite noch 60,000 Oeſterreicher. Geht Alles ſo, wie es ſcheint, ſo bleibt uns am Ende nichts übrig, wenn wir uns nicht bald beeilen, als die Statiſten bei dieſem herrlichen Schauſpiele abzugeben.

(Nachſchrift.) Von der Frau von Heygendorf iſt ein Operationsplan des Krieges in Frankreich gar gut erſonnen — wenn nur gut auszuführen!"

---

*) Vom Herausgeber nach den Originalen berichtigt und ergänzt.

Digitized by Google

Herzog Carl Augusts Abwesenheit dauerte länger, als man erwartet hatte; Kieser durfte indessen nicht besorgen, daß er seine Zeit nicht ausfüllen konnte, denn seine bewährte ärztliche Kunst war unmittelbar nach seiner Ankunft in Weimar vielfach in Anspruch genommen worden. Es wütheten nämlich in der Hauptstadt eben damals in allerstärkstem Grade epidemische Nervenfieber, zu deren Unterdrückung unser Freund sogleich hilfreiche Hand bot. Gehörte doch auch sein Quartiergeber, der Regierungsrath von Ziegesar, zu den Erkrankten, deren Zahl sich nach und nach selbst drei Aerzte hinzugesellten!

Trotz Kiesers vielfacher Beschäftigung aber dauerte unser Briefwechsel fort; regelmäßig wurde ich, und damit zugleich ein ganzer Freundeskreis, von allen wichtigen Zeitereignissen unterrichtet. Kieser wußte, daß sein Enthusiasmus in unseren Herzen ein Echo fand; stickten doch wir Jungfrauen Jenas, um unsere Theilnahme an der heiligen Sache des Vaterlandes durch die That zu beweisen, gemeinschaftlich eine Fahne für das Freiwilligencorps!

Am 24. November schrieb mir Kieser:

„Unsere Schaar muß trefflich werden. Heute früh habe ich mich förmlich unterzeichnet, da wahrscheinlich in den übrigen Fürstenthümern nichts ähnliches errichtet wird und wir auch aus jenen annehmen und die Stimmung sich täglich verbessert.

Bei Goethe*) war ich eben eine halbe Stunde. Er redete mit mir sehr brav, wünschte, ich möchte in Weimar bleiben statt mitzuziehen

*) Die Stimmung des Dichters war damals bekanntlich trübe und wechselvoll. „Von Goethe kann ich Dir wenig Erfreuliches mittheilen", schreibt Louise aus Jena, 12. Decbr. 1813 an P. Schelling; „diese unruhigen Zeiten haben seine Behaglichkeit gestört, und das empfindet er übel, und soll es auch wiederum empfinden lassen. Ich war neulich auch Mittags bei ihm und empfand es doch auch etwas, ob er gleich die Güte selbst war und mir drei herrliche Stunden mit der Mittheilung einiger Mappen Handzeichnungen und alter herrlicher Kupferstiche schenkte, denn er war weniger lebhaft als sonst. Auch meinte er: „man müsse sich auf alle Art zerstreuen, und er arrangire jetzt seine Kupferstiche nach den Schulen; das sei Opium für die jetzige Zeit." Nimm dies, wie Du willst: mir war es leid, daß Er für die jetzige Zeit, die freilich lastenvoll, aber doch überall groß und herrlich ist, Opium will. Auch meinte er: „es sei Unrecht

und bot mir seine ernste Mitwirkung an in meinen hiesigen öffentlichen Geschäften.

Ich bin noch nicht im Theater gewesen, obgleich ich täglich bei der Heygendorf bin und mir Goethe das Billet in's Haus schickt. Das Theater macht mir keinen Spaß, seit man selbst auf dem großen Theater spielen will; ich ärgerte mich gestern über der Heygendorf herrlich mit Brillanten geschmückten Helm im „Titus", den ich bei ihr fand, weil der Helm nur aus Pappe war. Man sollte alle Theater in Deutschland schließen, um das heillose Spiel in heiligen Ernst umzuwandeln. So aber macht man selbst unsern heiligen Ernst zum Spiel der unbesonnenen Jugend."

Mit dem Datum „Weimar, 27. Novbr. 1813, Morgens 7 Uhr" erhielt ich folgendes Schreiben:

„Ich sage Ihnen heute gleich einige Worte, weil ich nicht weiß, ob ich nach 8 Uhr Zeit gewinne. Meine Geschäfte mehren sich täglich, da die Epidemie zunimmt und man zu mir großes Zutrauen zeigt. Heute werde ich zuerst die Hospitäler untersuchen. Unser braver Ziegesar ist ganz außer Gefahr, und ich bin hier recht angenehm im Hause. Goethe handelt unendlich freundschaftlich gegen mich und hat mir seinen thätigen Beistand angeboten. Ich war gestern Abend seit 6 Uhr bis Nacht bei ihm. Wir redeten über die großen Welthändel zwei Stunden, verständigten uns ganz und fanden die große Wahrheit, daß Frankreich im Kampfe mit England untergehen müßte, weil das Meer gewaltiger und lebendiger als die starre Erde ist und beide Elemente durch Feuer repräsentirt werden. Ich kann Goethen wegen seines freundschaftlichen Benehmens nicht dankbar genug sein. Auch hat mich der gestrige Abend, wo wir ganz en famille speisten, Gottlob nur momentan ge-

---

von den Studirenden und Professors, mit in den Kampf ziehen zu wollen, da jetzt schon so viel geschehe, dadurch Wissenschaften gestört ꝛc. ꝛc. würden." Uebrigens ließ er sich nicht weiter über die Sachen aus, aber daß er nicht dafür enthusiasmirt ist, beweist er doch auch, indem er seinem Sohn verweigert, sich unter die Freiwilligen zu stellen, der es wünscht, und in kein gutes Licht durch sein Bleiben gesetzt wird."

Digitized by Google

ſtört. Die Krankheit beginnt mit furchtbarer Heftigkeit. Ich werde viele Arbeit mit ihr haben.

Ich ordne jetzt meine hieſigen Verhältniſſe und mache intereſſante Bekanntſchaften. Unter die letzteren gehört unſer braver Blücher, den ich in Folge ſeiner Wunde behandle.

Meine liebenswürdige Wirthin pflegt mich unendlich, und ich ſchätze ſie ſehr. Eine Pfeife köſtlichen Taback finde ich jeden Abend bei meinem wackeren Oberſt von Engelhardt (ruſſ. Commandant), einen freundlichen Rath bei unſerm guten Dankelmann, einen guten Wein bei Huſchke und ein ernſtes, hohes Wort bei unſerm Goethe. Die Heygendorf ſah ich noch wenig, weil ſie immer in der Probe iſt.

Unſer Engagement geht ſchlecht, da der Miniſter von Voigt die Reſervation der Stellen und des Engagements ſoll abgeſchlagen haben. Ich werde heute ihn ſelbſt fragen, und wenn es ſo iſt, ſogleich an Sereniſſimus ſelbſt ſchreiben. Auguſt Goethe hatte ſich geſtern noch nicht unterzeichnet. Alles will Offizier werden, und die jungen Leute ſehen nicht ein, daß es keiner von uns Civiliſten jetzt werden kann. Ich wünſche ſehnlichſt den Herzog zurück. Leben Sie wohl; es ſchlägt 8!"

Der nächſte Brief war datirt vom „28. November 1813, Abends 10 Uhr" und lautete:

„Ich habe mich heute mit meinen Kranken früher als bisher abgefunden, und da wir hier ſein ſittſam nach Bürgermanier, da obendrein der Hausherr krank iſt, um 10 Uhr von einander ſcheiden — nicht wie in gewiſſen Häuſern zu Jena! — ſo benutze ich die noch übrig bleibende Stunde, um Ihnen, meine treue Freundin, auf Ihren mir ſo angenehmen Brief einige Worte als Antwort zu ſagen.

Mit unſern Sachen geht's ſchlecht, und ich habe meinen Aerger. Geſtern hatten erſt 32 unterzeichnet. Ich war geſtern Abend bei Geh. Rath v. Voigt. Er iſt eine gute Hausmutter, die ihre Küchlein gerne alle im Wärmekorb ſammeln möchte. Man müſſe für den Staat ſorgen; es ſei nicht nöthig, daß gebildete Menſchen marſchirten, man könne dazu Bauerburſche gebrauchen; die Stellen könne man nicht reſerviren; ſelbſt Studenten ſollten nicht mitziehen, am wenigſten die aus Jena

Digitized by Google

ſich gemeldet hätten, weil dies gerade die beſten ſeien. Man möge ſich immerhin unterzeichnen, der Herzog könne ja ſtreichen. Es ſei ein jugendliches Feuer, das man zurückhalten müſſe u. ſ. w. Ich erwiederte, daß ich mich auch gemeldet. Er rede nicht von mir; ich ſei ja ſelbſtändig ꝛc. ꝛc. Soviel ſehe ich, behält Voigt Recht, ſo kommt keiner von uns Staatsdienern mit.

Wir hatten heute Zuſammenkunft der Freiwilligen (eine Auswahl, etwa 6—8) zur Beſtimmung der Uniform. Ich habe daſelbſt im Namen Aller den Kriegsrath Weiland gebeten, dem Herzog deßhalb eine Staffette zu ſchicken; dabei hat mir unſere brave Heygendorf verſprochen, dem Herzoge das Ganze zu melden. Ein Einzelner von uns kann nicht ſchreiben, weil der Herzog es ſonſt anders auslegt. Gebe Gott, daß der Herzog baldigſt zurückkommt. Ob die Staffette abgegangen, weiß ich noch nicht. Offenbar will man die Stellen nicht reſerviren, um uns zu zwingen, zu bleiben. Goethe, Groß, haben ſich noch nicht gemeldet, überhaupt von hier nur fünf Staatsdiener.

Gottlob habe ich ſo viel zu thun, von Morgens 8 bis Abends 8 Uhr, daß ich nicht viel daran denken kann; ſonſt möchte man an ſich ſelbſt irre werden. Und komme ich nicht mit, ſo mag Gott wiſſen, was aus mir wird, denn ich mag dieſe heilige Sache nicht benutzt haben, um mich hier anzuſiedeln. Auch würde es nicht gut ſein, da das bloß praktiſche Leben des beſchäftigten Arztes nicht für mich taugt. Meine Kranken mehren ſich täglich, und die große Zerſtreuung iſt mir nun lieb, weil ſie mich zerſtreut.

Es thut mir leid, daß ich Goethes unendlich zuvorkommende Freundſchaft nur ſo unvollkommen benutzen kann. Doch hoffe ich, er wird mich verſtehen. Faſt alle meine Nachbarn ſind in meiner Behandlung: Legationsrath Falk, Fräulein von Schiller, Elkan, mein vis-à-vis — Sie ſehen, wie viele Kranke es hier giebt.

Eine Freude hab' ich erlebt, und erzählen Sie die Sache den Jenaer Trägen zur Beſchämung! Ich komme geſtern Abend zum Kriegsrath Weiland, als ich an der Treppe den jungen Blocka und Schäfer (Sohn des Bürgermeiſters?) aus Jena traf, beide 16½ Jahr alt, klein.

Digitized by Google

schwächlich, welche sich als Freiwillige melden. Weiland würdigt sie kaum des Blicks, sagt, sie seien noch Kinder, könnten nicht fechten, nicht Strapazen ertragen; ihre Eltern würden auch nicht wollen. Sie produciren hierauf Briefe ihrer Eltern und bitten so inständigst, man möge sie annehmen; unter den preußischen Freiwilligen seien noch Kleinere gewesen, sie könnten wenigstens schießen ꝛc. — daß Weiland in Verlegenheit geräth und mich fragt. Natürlich sind sie angenommen, und ich habe von den beiden jungen Waffengefährten einen recht freundlichen Dank bekommen."

Im folgenden Briefe*) erzählte unser Freund von einer jener anregenden Abendgesellschaften, welche die Hofräthin Schopenhauer seit dem Jahre 1806 allwöchentlich zu wiederholten Malen in Weimar zu veranstalten pflegte, und bei denen sich Alles versammelte, was von Einheimischen oder Fremden auf Geist und Rang Anspruch machen konnte**). „Ich traf" schrieb Kieser, „nebst anderen, kleineren Lichtern Goethe und Fouqué, der wegen Kränklichkeit nach Haus geht. Beide saßen neben einander. Unser großer, ernster, tieffühlender, tiefdenkender, die ganze Welt in sich tragender und aus sich gebärender Goethe, zuweilen spendend aus seiner Fülle, zuweilen mit dem Schwerte drein schlagend — und der kleine, im Tenor redende, lebendig sich bewegende Fouqué, mit kleinen hellen Augen und zartgeschnittenem Munde unter dem rothen Schnurrbarte, den er fleißig zupft, dabei witzig, geistreich, unterhaltend, von den Weibern geschätzt, voll Anekdoten, Einfälle, lebendig declamirend, schön redend. Es wurde Punsch gereicht; nun thaten sich die Gemüther mehr auf; ich habe einen herrlichen Genuß gehabt in der Beobachtung dieser beiden Pole: Goethe der kalte, ernste, riesige, aber dabei beharrliche, feste, ewige Nordpol, Fouqué der warme,

*) Abschriftlich von L. Seidlers Hand; das Datum nicht genau festzustellen, aber ganz bestimmt aus den ersten Decembertagen 1813. Fouqués Schriftchen: „Goethe und einer seiner Bewunderer" enthält S. 25 fg. den Bericht über seine Anwesenheit bei Frau Schopenhauer.

**) Ueber diese Abendgesellschaften als frisch erzählender Theilnehmer St. Schütze, Weimars Album 183 fg.

Digitized by Google

lebendige, ſchmelzende, wandelbare, unſtäte, nachgiebige Südpol. Erſt bei ſolchen Contraſten fühlt man, was uns Goethe werth iſt, wie in ihm der wahre, ernſte, tiefe, deutſche Sinn wohnt, während bei Fouqué nur die normänniſche (er ſtammt aus der Normandie) Geſchwätzigkeit und Witz auf deutſchen Verſtand und Sinn gepfropft erſcheint. Die Weiber werden Fouqué lieben, beſonders die oberflächlichen; — Mad. Schopenhauer ſagte ganz naiv: „ſie fände ſich ganz mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, während ſie Goethe als das ewig Unerreichbare, Hohe, Herrliche fürchte.“ — Ich möchte Fouqué als bivouaquirenden Commandeur haben, um mir erzählend die Nächte verkürzen zu laſſen, während ich mit Goethe nur das Höchſte des Lebens beſprechen möchte. Ich könnte Fouqué liebgewinnen, obgleich ihm ſelbſt tiefes Gefühl mangelt, und er ſeinem Witz manches Beſſere aufopfert, aber mir ihn nicht zum ſteten Lebensgefährten wünſchen.“

Zwei Tage darauf bemerkte Kieſer noch in Bezug auf Fouqué: „Mein Urtheil war vielleicht zu hart. Ohne Goethe nimmt ſeine Zartheit ſehr ein; und er ſoll ſehr fromm ſein.“

Wohl gaben die vorſtehenden Zeilen vom Dichter der „Undine“ ein lebendiges Bild, nur ſah daſſelbe freilich ganz anders aus, als ich mir dieſen Helden jener Zeit gedacht, den ich mir doch wenigſtens groß, ſchlank, mit ſchönen braunen Augen u. ſ. w. vorgeſtellt hatte.

Kriegeriſcher, als dieſer letzte Brief, fiel der folgende aus. Kieſer ſchrieb:

„Weimar, 12. December, 11 Uhr Abends.

Die Ablöſung der Preußen vor Erfurt durch die Sachſen weiß nur M. P.“ (Maria Pawlowna?) „offiziell, ebenfalls wie das Bombardement im vorigen Briefe an Frommann; von beiden weiß der preuß. Commandant v. Kleiſt, den ich heute Abend ſprach, nichts. Erſteres wird geſagt, das iſt Alles; am 17. oder 18. ſoll aber das Bombardement ernſtlich losgehen. Bis zum 14. iſt Waffenſtillſtand geſchloſſen, das iſt offiziell; man ſagt, die Franzoſen wollen die Stadt, aber nicht die Feſtung räumen. Eher als am 17. iſt das Belagerungsgeſchütz nicht im Stande.

Digitized by Google

Zamosk und Modlin ſind über; ein Offizier bei Kleiſt ſagte mir, er habe zwei in der erſten Feſtung gefundene, hier durchgebrachte Adler ſelbſt geſehen. Die Capitulation von Danzig iſt nicht ratificirt — Nachricht vom Major v. Kleiſt, und glaubwürdig.

Erſt heute iſt unſere an den General von Kleiſt geſendete Hospitalſache zurück; wie wird er Major v. Kl. ſagt: genehmigt mit großen Lobſprüchen für unſere Compagnie. Ich bekomme ſie morgen gleich und bin ſehr geſpannt darauf.

Kammerherr von Werther kommt, wie er mir heute im Vertrauen ſagt, in den Generalſtab, auch ſei ſchon beſtimmt, daß die Freiwilligen die Leibgarde des Herzogs ausmachen. Denken Sie Sich, wenn das wahr iſt!

Die Polizei habe ich ein wenig geſchüttelt, weil ich unſere armen Kranken ganz ohne Hilfe fand; dafür haben uns heute die aus dem Wespenneſt gelockten Wespen die Ohren umſummt, woraus ich mir nichts mache, weil ich Recht habe und auch Recht behalte.

Um 6 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand ihn allein, wunderbar aufgeregt, glühend, ganz wie im Kügelgenſchen Bilde*). Ich war zwei Stunden bei ihm, und ich habe ihn zum erſten Male nicht ganz verſtanden. Mit dem engſten confidentiellen Zutrauen theilte er mir große Plane mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Ich glaubte, es ſei die Zeit nach Tiſche, aber es gab kein Tröpfchen, und dennoch wurde er immer lebendiger. Ich war zu müde, um mich in dieſelbe Stimmung zu verſetzen; ſo habe ich mich endlich ordentlich losgeriſſen. Ich fürchtete mich beinahe vor ihm; er erſchien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chineſiſchen Kaiſer dachte, die nur die Majeſtät tragen können. Ich ſah ihn nie ſo furchtbar heftig, gewaltig, grollend; ſein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann ſchwoll ſein Geſicht und die Augen glühten, und die ganze Geſticulation mußte dann das fehlende Wort erſetzen. Ich habe ſeine Worte

*) Kügelgen pflegte ſeinen Portraits ein lebhaftes (etwas buntes) Colorit und den Ausdruck weit geöffneter, ſtrahlender Augen zu geben, wodurch er ſie zu idealiſiren ſtrebte.

Digitized by Google

und Plane, aber ihn ſelbſt nicht verſtanden. Ich muß morgen nach dem Theater wieder zu ihm, um ihn zu ergründen. Er ſprach über ſein Leben, ſeine Thaten, ſeinen Werth, mit einer Offenheit und Beſtimmtheit, die ich nicht begriff. Ob ihn der große Plan, den ich Ihnen nur mündlich ſagen kann, ſo ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr ſchätzen und ſein Zutrauen gegen mich ehren. Daher auch gegen Niemand ein Wort hiervon!

Meinen Kranken, die ſich täglich mehren, geht's gut. Morgen muß ich nun unſer Damenhoſpital näher organiſiren, und da giebt's mit der Polizei zu thun.

Erling reiſt morgen zum Herzog; ich habe ihn heute nicht ſprechen können, werde ihn aber morgen früh noch aufſuchen. Uebrigens kennen ſie alle unſern großen Herzog nicht (auch Goethe ſprach heute groß über ihn) wenn ſie für ihn fürchten, der wie ein Phönix im Kampfe jugendlich erſtehen wird. Am 15. kommt er nach Eiſenach. Erfahre ich ſeine Ankunft, ſo werde ich ihm entgegengehen; ich ſehne mich unendlich nach ſeiner Zurückkunft und werde immer ſichereren Muthes, daß ich mich nicht in ihm irre, und daß ich nicht hier ſitzen bleibe."

Es iſt tief beklagenswerth, daß unſer Freund keine Gelegenheit fand, auf die in vorſtehendem Briefe erwähnten „großen Plane" Goethes zurückzukommen *). Welch hochbedeutſames Streiflicht auf den Charakter

*) Sehr ſchön hat Heinrich Rückert (Grenzboten 1874, I, 449) bemerkt: „Wir können wohl ahnen, was der „große Plan" Goethes enthielt. Daſſelbe, was dann in den „Wanderjahren", nur in bedeutend abgekühltem Niederſchlag, als jene oft geleſene und doch ſo wenig bekannte pädagogiſche Digreſſion Unterkunft gefunden hat, gehr damals in der gewaltigen Zeit in ſeiner Seele: der Plan einer vollſtändigen Erneuerung der Geſellſchaft und des Staates durch eine von innen herausgegriffene Reform der Individuen, die mit der Erziehung anheben ſollte; alſo dieſelbe Idee, die Fichtes Reden an die deutſche Nation geboren hat, welche ja auch von ſo Vielen gehört und bewundert, von den Wenigſten nach ihrem eigentlichen Kerne verſtanden worden ſind. Daß in dieſen großen Plan die harmloſen und liebenswürdigen patriotiſchen Phantaſieen, die die Sinne der Andern umgankelten, nicht ſtimmten, begreift ſich, aber daß der Erzenger dieſes Plans in ſeiner Art ein eben ſo guter Patriot war, wie Jene, ſoll erſt noch begriffen werden."

Digitized by Google

des Dichters müßte es werfen, hätte Kieser über diese Unterredung nähere Mittheilungen gemacht! Dies Wenige indessen reicht schon hin, die lebendige Antheilnahme Goethes an den Geschicken des Vaterlandes, welche dieser auf seine Weise doch unzweifelhaft hegte, zu erhärten.

Rasch folgte auf den obigen Brief der nächste, datirt vom 13. Decbr. Abends 11 Uhr. „Mit unserm Offiziersspitale" schreibt Kieser, „geht es langsam, doch s o l l es nun zu Stande kommen, ungeachtet aller mir entgegenstehenden Schwierigkeiten. General von Kleist hat sehr artig geantwortet und mir besonders danken lassen. Heute habe ich die Sache dem Präsidenten von Fritsch zur Genehmigung unserer Forderung (Locale von 10 Zimmern, 2 Aufwärter, 15 Bettstellen, Kosten der Arzneien ꝛc.) vorgelegt, und morgen soll es circuliren. Ich sehe wohl, daß, ehe der Herzog kommt, nichts hierin zu beendigen ist!

Sagen Sie doch Köthe, daß Präsident von Gersdorff sich förmlich unter die freiwilligen Jäger zu Pferde gemeldet hat. Ich habe heute den Brief gelesen: „Mit Genehmigung des Herzogs, der ihm seine weiteren Befehle würde zugehen lassen." Uebrigens ist bei Weiland noch durchaus nichts vom Herzoge angelangt. Weiland wird die Liste der Freiwilligen im Wochenblatte bekannt machen — denken Sie sich den Schimpf für Weimar, erst 28 reitende und 34 Fußjäger! Wenn doch der Herzog nur erst käme, um diesen Schimpf abzuwaschen!

Bei Goethe war ich nicht, weil ich nicht dazu gestimmt war. Es fällt mir dabei ein, daß es sonderbar ist, warum man so leicht, was Goethe sagt, ausführt und beweist, — wieder vergißt. So rieth er mir in Beziehung auf unser Gespräch, ja am Sonnabend die „Räuber" von Schiller zu sehen; aber ich habe das Motiv rein vergessen. Ich glaube, es liegt doch hauptsächlich darin, daß man sich durch die Art seiner Darstellung überreden läßt, mit ihm ganz gleichdenkend zu sein, da man doch in den Grundansichten in manchen Stücken abweicht. Oder liegt's darin, daß man im Gespräch mit ihm nie Ruhe genug hat, um das sich im Gespräch Entwickelnde sich einzuprägen, da der Strom der Entwicklung unaufhaltbar forteilt und das Frühere vom Nachfolgenden verschlungen wird?

Digitized by Google

Leben Sie wohl für heute; ich muß noch einen Bericht im Hospitalſach machen.

Das Gerücht der Ablöſung der Preußiſchen Truppen vor Erfurt durch die Sachſen geht noch herum.

Edling iſt ſchon heute ganz früh abgereiſt."

„Weimar, 15. Decbr. 1813.

Morgen Abend kommt die Großfürſtin, der Herzog am Sonnabend oder Sonntag.

Ich bekomme meine hieſige zweckloſe Exiſtenz ſo ſatt, daß ich ſtille in mich gekehrt bin und meinen guten Wirthen ſchon den Glauben gemacht habe, ich ſei krank. Die ärztliche Praxis allein hat mir nie genug gethan, und entweder muß man dabei etwas für's Leben oder für die Wiſſenſchaft thun. Von beiden habe ich hier nichts, denn ich kann für nichts rechnen, was ich ſo momentan ohne weiteren Zweck genieße. So wächſt meine Unruhe — um ſo mehr, wenn man manche Menſchen ſo abſurd ſchwatzen und die philiſterhaften Anſichten über die jetzigen Zeitverhältniſſe hört.

Auch mein Freund Blücher war geſtern ſehr unmuthig über das ewige Zögern der Alliirten, ſo daß ich nach all Dieſem ordentlich wünſchte, daß die Franzoſen wieder den Rhein paſſiren, damit die Deutſchen wieder electriſirt werden. Goethe hat wohl Recht! — —

Mit unſerm Offiziershospitale geht es auch noch ſchlecht. Es liegt ſeit zwei Tagen beim Landespolizei-Collegium, dem ich das Circular vorzulegen für gut hielt, ehe ich's circuliren laſſe. Frau v. Fritſch, der ich es durch ihren Mann zuſchickte, hat mir in einem ſehr artigen Billet ihre Theilnahme zugeſichert. Der Präſident iſt nicht entgegen, aber unentſchloſſen; das Collegium ſelbſt wird uns nun noch kluge Bemerkungen machen. Nur ſchade für die Leutchen, daß die Sache ſchon ſo weit gediehen, und daß General von Kleiſt ſie genehmigt hat! Zu allem Aerger iſt heute nun noch Ordre gekommen, noch 200 Betten einzurichten, weil die Belagerung von Erfurt beginnt und man von Erſtürmung ſpricht.

Digitized by Google

Goethe ſah ich noch nicht wieder. Ich war noch nicht aufgelegt dazu.

(Nachſchrift vom 16. Decbr. Abends 11 Uhr.) Gemäß der täglichen Gewohnheit ſchreibe ich auch heute einige Zeilen, gleichſam wie an einem Tagebuche, und Sie ſind genug gütige Freundin, um denſelben einige Augenblicke zu ſchenken.

Ich habe ſchon mit meinem braven Freunde Blücher Verabredung genommen: geht alles hier verzweifelt, ſo hat er mir eine Stelle in ſeinem Regimente angeboten — und dann — gemeiner Huſar unter dem braven Blücher!

Die Großfürſtin iſt heute Abend angekommen.

Die Kanonen von Erfurt haben heute brav gebrummt.

Der junge Hufeland, von Berlin kommend, bringt heute die offizielle Nachricht, daß die Dänen bei Oldesloe geſchlagen ſind und 2—3000 Mann Gefangene verloren haben. Blücher reiſet übermorgen zu ſeinem Vater.

Ich war heute Abend ein angenehmes Viertelſtündchen bei unſerer Heygendorf; ſie ſaß recht mütterlich unter ihren Kindern allein; der zweite, Auguſt, in Offiziersuniform! Sie jammerte recht aufrichtig über die Abreiſe des Herzogs, doch war ſie damit zufrieden. Der Herzog werde ſich, meinte ſie, ſonſt todt ennuyiren, und ſelbſt wenn er bliebe, würde es ihm gewiß angenehm ſein, ſo zu ſterben*). Ich freute mich der braven Geſinnung; um ſo mehr, wegen des Contraſtes mit ſo vielen Andern. Doch muß ich meine Hoſpitaldamen rühmlichſt ausnehmen."

„17. Decbr. 1813. Abends 11.

Morgen Mittag 12 Uhr kommt der Herzog; P. und ich wollen ihm um 9 Uhr entgegenreiten. Ich bin heute ſo unruhig geweſen, daß ich kaum einen Kranken habe beſuchen können.

*) „Daß unſer braver Herzog als echter deutſcher Fürſt ſich nun auch als deutſcher Held in der glorreichen Sache bewährt und 45,000 Sachſen mit den Truppen der ſächſiſchen Herzöge commandirt, freut Dich gewiß auch, da Du ihn kennſt und ihn liebſt und ſchätzeſt." (L. Seidler am 12. Dec. 1813 an P. Schelling.)

Blücher iſt weg zu ſeinem Vater. Ich habe ihm mein Wort geben müſſen, wenn es hier nicht ordentlich zugeht, zu ihm zu kommen.

D'Alton*) ſchreibt heute von Mergentheim und will auch als Freiwilliger dienen, ſobald's mit Ehren geſchehen kann. Er klagt ſehr über die Lauigkeit im ſüdlichen Deutſchland und über die Verheerungen der Ruſſen, welche hierdurch die Menſchen ſo erbittern, daß ſie lieber die alte Knechtſchaft, als die neue Barbarei ertragen wollen. Er ſchreibt einen untröſtlichen, lamentablen Brief.

Mit Erfurt iſt noch gar nichts vorgefallen, da man wegen des Froſtes die Laufgräben nicht eröffnen kann; nur aus der Stadt iſt etwas geſchoſſen worden: offiziell, mir erzählt von einem heute Nachmittag von Erfurt kommenden Offizier.

Von Fouqué hat man hier ſieben Kriegslieder abgedruckt, die Sie nächſtens erhalten ſollen."

Mit dem endlich erfolgten Eintreffen Carl Auguſts kamen die Dinge in Fluß, wie nachſtehende Bruchſtücke der ferneren Briefe Kiefers an mich darthun:

„Weimar, 31. Decbr. 13. Morgens 8.

Der Herzog geht am 8. Januar direct auf Caſtel, wir Freiwilligen ſobald wir fertig ſind; in 10—14 Tagen, wie mir der Herzog ſagt! Ein ſächſiſcher Oberſtlieutenant kommandirt uns; von den übrigen Offizieren weiß man noch nichts. Es heißt, daß 4—6 Freiwillige den Herzog ſogleich begleiten ſollen.

Geſtern Abend ſpeiſte ich bei Goethes. Er war ſehr verſtimmt; „weich" wie er ſagte, und kam nicht zu Tiſche.

Leben Sie wohl für heute. Mein Wunſch Ihres Glückes begleitet Sie über die bedeutungsvolle Grenze zwiſchen 1813 und 1814. Es

*) Der Anatom und Archäolog, ſpäter Profeſſor in Bonn. Er ward Herausgeber einer „Naturgeſchichte des Pferdes", eines von ihm ſelbſt radirten Kupferwerkes über die verſchiedenen Racen der Pferde. Auch lieferte er eine große Zahl anderer, nach Oelgemälden trefflich radirter Blätter, von denen mir namentlich diejenigen nach Rubens'ſchen Originalen als vorzüglich gelungen in der Erinnerung geblieben ſind.

(Anmerkung Louiſe Seidlers.)

iſt wohl ein großer Abſchnitt, dieſes neue Jahr, für die ganze Welt und ſo auch für uns Einzelne. Hätte man mehr Ruhe, ſo würde ſich der Ernſt deſſelben noch tiefer aufdrängen."

Der nächſte Brief brachte volle Klarheit in die Situation. Unter'm 3. Januar 1814 — Nachts 12½ Uhr — ſchrieb Kieſer:

„Obgleich ich heute herzlich müde bin, ſo ſage ich Ihnen dennoch einige Worte, weil ich vielleicht morgen bei dieſem unendlichen Treiben und Drängen nicht dazu kommen möchte.

Ich gehe als Arzt mit, mit Wachtmeiſtersrang. Ich hoffe, daß man mir einen Chirurgen halten wird, weil ich den Arzt machen ſoll. Ein Medicinwagen ſteht zu meiner Dispoſition. So mag's denn einſtweilen gehen, bis ſich 'was Beſſeres findet. Gottlob, daß es vorwärts geht!

Man ſpricht fortdauernd und erneuert von einer großen Schlacht bei Hüningen; vielleicht iſt's wahr und etwas Großes begonnen.

Mein Exerzieren wird ganz von meiner Praxis verdrängt. Ich habe noch nicht zum Exerzieren kommen können; bin auch nicht dazu eingeladen, weil man mich bloß als Arzt behandelt. Ich denke aber, es läßt ſich nachholen, weil ich doch meine Kranken nicht liegen laſſen kann.

Die Großfürſtin hat geſagt: es ſchmerze ſie nichts mehr, als daß ſie nicht auch den Degen ziehen könne.

Ich wollte, es ginge erſt vorwärts! Meine Uniform habe ich heute bekommen. — Nun ſchlafen Sie wohl!

(Nachſchrift vom 4. Januar Abends 11 Uhr.) Murat, König von Neapel, iſt zu uns übergetreten, Colmar iſt eingenommen, und nach einem Briefe von Müffling das Elſaß größtentheils erobert. Die erſte Nachricht hat der Herzog per Eſtafette bekommen. Ob wir Trägen noch vor der Einnahme von Paris über den Rhein kommen?

Einen Chirurgus will man mir halten.

Vor dem 1. Februar werden wir ſchwerlich unſern Schneckengang beginnen!"

Digitized by Google

Nun verſtrich eine Woche, während deren wir nichts von dem Freunde hörten. Erſt in der zweiten Hälfte des Januar erhielt ich wieder einen Brief. Er lautete:

„Weimar, 15. Jan. 1814, Abends 11 Uhr.

Ich habe Ihnen, meine theuerſte Freundin, lange nicht geſchrieben, aber in ſolcher Unordnung die Woche verbracht, daß Sie mich entſchuldigen werden; und dabei Abends immer mein Zimmer bei der enormen Kälte ſo erfroren gefunden, daß ich nur neben dem Ofen kauernd mein Abendpfeifchen habe rauchen können, da es mir nicht möglich war, die Feder zu führen. Dabei einen Tag mit dem ruſſiſchen Commandanten alle 5 Hospitäler mit 1200 Kranken unterſucht, alle Tage exerziert, Kranke beſucht, die Uniform und das Equipement beſorgt, welches dennoch immer nicht vollendet, zum Theil ſchon wieder zerriſſen iſt. So weiß ich kaum, womit ich dieſe ganze Woche vertrödelt habe. Vorzüglich zerſtreuen mich die verſchiedenartigen Geſchäfte, von denen doch keins ordentlich beſorgt, zu nichts Beſtimmtem führt.

Eine Freude hatte ich geſtern. Eine würdige, ungenannt ſein wollende edle Frau giebt mir eine maſſiv goldene Doſe mit 67 ſächſiſchen Steinen, äußerſt künſtlich ausgelegt, 200 Thaler an Werth, um ſie zu verkaufen und das Geld zur Pflege erkrankter Freiwilliger dereinſt anzuwenden. Ich werde ſie nach Goethes Rath verlooſen, 200 Looſe à 1 Thaler bei Mad. Schopenhauer, weil ich ſchwerlich ſie anders ſo hoch ausbringen könnte. Es iſt ein Erbſtück, 70—80 Jahre alt und ſchon wegen der trefflichen Arbeit merkwürdig. Iſt es nicht recht brav, ſo ganz für ſich etwas Gutes zu wirken? Ich kannte dieſe Frau, die ſchon einen Sohn zu uns ſtellt, wenig, hielt nicht viel von ihr und wurde um deſto mehr von dieſem edlen Zuge überraſcht. Es iſt Frau von Helldorf, doch nennen Sie ſie dort nicht.

Goethe ſehe ich fleißig, weil die Kammerfrau am Nervenfieber darniederliegt. Doch wünſchte ich, nur erſt aus Weimar zu ſein!

Mein Equipement koſtet mir enorm viel Geld, und meine güldene Praxis (vorgeſtern wieder 30 Thaler für 6 Recepte vom General von

Staal) kommt mir recht ſehr zu Statten, da ich gegen 300 Thaler verbrauche.

Sacken ſoll 4000 erſchlagen und 1500 Gefangene gemacht, und Henckel Trier eingenommen haben, Metz, Beſançon, Nancy, Lyon erobert ſein. Es iſt kaum möglich, ſo viel Glück ohne ein Unglück! Und wir noch 6 Wochen, ehe wir an den Feind kommen! Am 30. Januar iſt unſer Abmarſch beſtimmt.

Mein Gaul macht ſich fortdauernd trefflich, aber ich muß oft das Exerzieren Geſchäfte halber ausſetzen, obgleich ich eigentlich jetzt wenig Kranke beſuche. Wahrſcheinlich muß ich in einigen Tagen nach Jena, um meinen Medicinwagen zu füllen, was ich lieber in Jena thue.

Können Sie ohne Mühe einige Looſe zu meiner Doſe unterbringen, ſo thun Sie es, da ich nicht weiß, wie mein Abſatz hier geht. Morgen werde ich die Sachen der Herzogin und der Großfürſtin ſchicken.

Vorgeſtern ſpeiſte zum erſten Male ein Wachtmeiſter bei unſerer Herzogin. Der Herzog hat geſtern von Arolſen geſchrieben, alſo geht's noch nach Brabant.

Leben Sie wohl und verzeihen das undeutliche Schreiben. Kälte des Zimmers erſtarrt meine Finger.

(Nachſchrift vom 18. Jan. Mittags.) Der Brief iſt liegen geblieben, und ſo noch einige Zeilen.

Wie mich ſo das Kriegeriſche erfreut, jetzt, wo wir anfangen, beſſer zu exerzieren! Ich gewinne meinen Säbel ſo lieb, meine Piſtolen, trefflich eingeſchoſſen; ich fühle mich jetzt Soldat, und das giebt Muth und Kraft. Nur wird, fürchte ich, unſere ganze Sache Spielwerk. Der Friede kann nicht fern ſein, und wir brauchen wenigſtens 6 bis 7 Wochen, um an den Feind zu kommen. Ich exerziere täglich 2 Stunden; geht's mir dann fortdauernd wie jetzt (wo man mich nicht als Militär, ſondern als Arzt betrachten will), ſo kann ich überall ankommen.

Dabei wird denn weidlich gelebt. Morgen Schlittenfahrt, übermorgen Ball, und weil Keiner da iſt, muß ich alles arrangiren. Mein Leben iſt ſo ein wüſtes Leben, aber mit Bewußtſein und Ordnung.

Digitized by Google

Unser Goethe gefällt mir gar nicht. Er war gestern Abend wieder so bewegt, so feierlich, so weich, daß mir himmelangst wurde. Er suchte alle alten Kupferstiche zusammen, — um sich Geschäfte zu machen, ist sehr heiter, aber auf so eigne Weise. Ich fürchte sehr für sein Leben."

Aus Weimar erhielt ich nunmehr von Kieser nur noch einen Brief, der kurz vor dem Ausmarsch der Freiwilligen am 29. Januar geschrieben war. „An der Einsegnung unseres Corps" hieß es darin, „haben Sie viel verloren, sie war sehr schön. Um 1 Uhr wurde zum ersten Mal Appell geblasen, um 4½ zum zweiten Male, wir bivouakirten eine Stunde am Webicht*) und ritten um 6½ der Kaiserin vor. Ich fürchte, heute Arrest zu bekommen, weil ich, statt den Zug zu schließen, weil das Ding so unordentlich ging, mich dicht vor dem Wagen der Kaiserin in kurzem Galop hielt. Aber welch köstliches Hurrahrufen!

Auf dem Markte vor dem Rathhause trafen beide Corps zusammen, unter Paradirung der Bürgerschaft, welche mit ihren Gildefahnen zwei Reihen von da bis zur Haupt- und Stadtkirche bildete. Unter dem Geläute aller Glocken zogen wir zur feierlichen Weihe und Eidesleistung in die Kirche ein, wo wir im Schiff Platz nahmen. Die ganze herzogliche Familie und sämmtliche Landes-Collegia waren zugegen. Ober-Consistorialrath Günther hielt mit Würde und Wärme eine Rede, dann traten die Offiziere und Repräsentanten der Corps mit der Standarte zum Altare, wo sich der Kriegsrath Weiland als herzoglicher Commissarius bereits befand. Hier, in Gegenwart des Chefs, unseres Erbprinzen, erfolgte die feierliche Eidesleistung der sachsen-weimarischen Freiwilligen; sie geschah neben dem Grabe des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, der für seinen Glauben so tapfer stritt und litt, in der Nähe des Gewölbes, wo Herzog Bernhard der Große ruht und die unvergeßliche Herzogin Amalie.

Morgen ist noch Redoute, welche uns die Stadt giebt. Mein Arm ist lahm, doch geht's leidlich.

*) Ein kleines Gehölz vor Weimar.

Die Doſe wird erſt nach meiner Abreiſe verſpielt, weil ich jetzt keine Zeit habe. Sagen Sie das in Jena. 180 Looſe waren geſtern untergebracht.

Leben Sie wohl. Ich ſcheide nicht, weil ich den Marſch nur als eine Reiſe anſehe."

Jetzt zog Kieſer mit den Anderen davon; ſein heißer Wunſch war erfüllt. Auch auf dem Marſche fand der Anhängliche Muße, uns von Zeit zu Zeit Nachricht über ſeine Lage zukommen zu laſſen; ſein erſtes Schreiben war begonnen in Erfurt, am 31. Januar. Kieſer meldete:

„Nachdem ich die letzten Tage und Nächte in der furchtbarſten Zerſtreuung in Weimar verbrachte, ſind wir denn heute Morgen 9 Uhr zu unſerer großen Freude und von allen ſchönen Augen Weimars beweint, unter Trompetenſchall mit fliegenden Fahnen ausgezogen. Es hat mich ſehr gefreut, daß Ihr Herr Vater noch unſere Standarte geſehen; Jagemann wurde ſchon nach einer halben Stunde müde, ſie zu tragen, und ſo hatte ich denn bis Erfurt die große Freude, dies herrliche Kleinod, welches Suſemihl, wie er mir ſagt, mit verliebten Augen anſieht, in den Händen zu haben und recht mit Muße betrachten zu können. Sie iſt wahrhaft kaiſerlich, ſo reich und gediegen an Gold, mit dem ſtrahlenden Kreuze auf der einen und dem Namenszuge auf der andern Seite, daß ich recht ſtolz geweſen bin, ſo würdig zu ſein, ſie meinen Kameraden vortragen zu können. Ich werde ſie jetzt einen Tag um den andern mit Jagemann tragen, da ſie mich, ſtatt zu ermüden, heiter und friſch erhält. Ihr herrlicher Glanz überſtrahlt Alles; ich habe ſie ſchon heute den Franzoſen*) entgegengeſchwenkt, und ich hoffe, daß ſie morgen uns die Ehre erzeigen, ſie mit einigen Kugeln zu begrüßen.

So iſt denn endlich die neue Laufbahn eröffnet; gebe der Himmel, zum Beſten! Unſere Leute ſind herrlich; Suſemihl iſt über alle Beſchreibung brav.

Recht ſehr hat mich der Abſchied von unſerer großen Herzogin

*) Welche die Citadelle noch beſetzt hielten.

Digitized by Google

und braven Großfürſtin gerührt, da Beide ſo rein und ſchön die Sache anſehen. Auch meine übrigen Damen haben mich mit Schätzen ihrer Hände entlaſſen, ſo daß ich mir wie ein König vorkomme, wenn ich meine ſchönen ſchwarz und golden gehäkelten ꝛc. Sachen anſehe.

Es iſt mir wirklich in Weimar ſehr gut gegangen; das fühle ich jetzt, wo ich ſo einſam ſitzend, mich gefreut habe, daß mein armer gedrückter Wirth mich ſo freundlich empfängt. Auch haben ſich meine Einnahmen ſo leidlich gehalten, daß ich außer völliger Bezahlung meiner Equipirung doch noch mit 30 Dukaten ausgezogen bin.

Die Kaiſerin reiſete kurz nach uns, und ich habe ſie, als wir uns aufſtellten, mit meiner Fahne ſalutirt. Wie werde ich mich freuen, wenn einſt dieſe meine Kriegesfahne in Weimar einzieht! Verloren darf ſie nicht gehen — eher wir Alle, das iſt unſer Entſchluß!

Leben Sie wohl; morgen früh 7 Uhr ſitzen wir auf nach Gotha. Von da noch einige Zeilen.

(Nachſchrift aus Gotha, 1. Februar. Abends 10¼ Uhr.) 8 Uhr ausmarſchirt, ſind wir nach einem böſen Wege um 2 Uhr friedlich hier angekommen. Gotha mit ſeinen ſchönen Häuſern und herrlichen Lage des Schloſſes gefällt mir übrigens gar wohl.

Im Erfurter Wochenblatte haben wir uns wegen der freundlichen Aufnahme bedankt, was ſie hoffentlich verſtehen werden, da die Meiſten ſehr ſchlecht quartiert waren.

Hier haben wir Hafer eingekauft, um unſere Pferde noch extra füttern zu können. Morgen geht's nach Eiſenach, 7 Stunden. Die hieſigen Freiwilligen ſind aber noch nicht alle fertig! Leben Sie wohl und theilen Sie meinen dortigen Freunden mit, was ſie intereſſirt!"

Zwiſchen dieſem Schreiben und dem jetzt folgenden ſind — was bei den damals nur ſehr mangelhaften Poſtverbindungen nicht Wunder nehmen kann — mehrere Briefe verloren gegangen. Der nächſte, welcher richtig in meine Hände gelangte, iſt datirt aus Brüſſel, 5. März 1814, und lautet wie folgt:

„Endlich, nach langem, ſehnſuchtsvollem Harren iſt heute ein Päcklein von 3 Briefen, darunter auch der Ihrige, hier angelangt.

Ich habe heute noch Muße, weiß nicht ob morgen, und ſo ſchreibe ich Ihnen auch noch heute.

Ihr Brief hat mich ſehr erfreut. Hier in der heimathloſen Ferne, wo man kein Wort mehr Deutſch als von unſeren Cameraden hört, iſt Alles aus der Heimath deſto angenehmer. Wenn nur erſt der Teufel glücklich beſiegt wäre! Wir haben zwar wenig Nachrichten von der Armee, weil wir die von Paris über Frankfurt bekommen, aber es geht langſam, und hier macht man ſo gern viele ungünſtige Nachrichten, daß wir ganz im Zweifel ſind. Heute heißt es: Napoleon habe zu Verſailles noch 30,000 Mann Cavallerie errichtet, Franz habe ſich nach Baſel zurückgezogen ꝛc. ꝛc.

Mit unſerm Corps geht's ſchlecht; 3 ſind deſertirt (d. h. in Löwen zurückgeblieben), freilich die ſchlechteſten, Gothaer, aber man darf doch nicht einmal davon reden; unſere Fahne iſt hier in's Depôt gelegt. Wir ſollen, heißt es, zu einem ſächſiſchen Regimente ſtoßen; es ſcheint, daß uns kein Menſch haben will. Faſt gereut es mich, nicht mit Blücher gezogen zu ſein, wenn nicht andere Rückſichten mich hielten. Wir im Weimariſchen Angeſtellten bekommen, gegen Verſprechen, keinen Sold, alſo fehlt's uns an Geld. Unſere Offiziere taugen ſämmtlich nichts, Alles wird zerfallen, wenn nicht etwas geſchieht.

Uebrigens haben wir uns ſeit den 8 Tagen, wo wir hier ſind, wohl amüſirt, obgleich jetzt ſatt. Es iſt doch ein eigenes Leben im fremden Lande, wo die Mutterſprache ſo unbekannt iſt, daß man ohne Scheu unter ſich Deutſch reden kann. Die hieſigen Frauenzimmer ſind Alle Rubensſche Geſtalten, und ich verſtehe erſt jetzt Rubens mit ſeinen Formen und Colorit recht. Er konnte die weibliche Welt nicht anders malen, weil er ſie nicht anders ſah, denn ſchlanke, deutſche Geſtalten ſieht man gar nicht.

Wir haben uns jetzt noch überall ſo artig betragen, daß man uns zum Wiederkommen überall eingeladen hat, dafür haben wir uns auch manches gefallen laſſen, was ſich kein Franzoſe gefallen ließ. Aber wir ſchämten uns, als neue Soldaten, und gedachten, was wir gelitten. Doch erhalten wir unſern deutſchen Stolz, und wenn der Franzoſe die

Digitized by Google

Geſellſchaft des Hauſes ſuchte, ſo muß man hier uns bitten, daran Theil zu nehmen, weil wir lieber für uns bleiben. Ich wohne mit v. Helldorf bei einem braven Manne, Notar, der eine artige 17jährige Tochter hat. Heute hat ſie v. Helldorf, Suſemihl und mir jedem eine gehäkelte Börſe geſchenkt, ungebeten, zum Andenken; freilich hatten wir vorher mit unſern heimiſchen Geſchenken ein bischen renommirt.

Was ſoll ich Ihnen vom Goetheſchen Hauſe ſagen! — Ich ſchweige gern, wo ich mir ſelbſt nicht Alles ſagen kann, und vielleicht wiſſen Sie mehr als ich.

6. März.

Neulich ſchrieb ich recht andächtig zu Mitternacht, als die große Glocke der Kathedrale, unter welcher ich wohne, ſo heilig tönte; ich glaubte, es ſei zum Gebet. Sie tönt alle Abend, aber es iſt pour que les gens sortent des cabarets. So täuſcht man ſich mit ſeinen ſchönſten Gefühlen — und Hoffnungen. Soll man nicht immer, auch den günſtigſten Zeichen, mißtrauen?

„On dit" ſagte mir geſtern Abend unſere Wirthin, „que vous autres Allemands et les Autrichiens ont fait une ruse à Napoléon; que le Général Schwarzenberg l'a tourné et l'a chassé d'une forte position près de Paris." Sehen Sie, wie fremd dem Flamänder der Deutſche iſt!

Heute werde ich gehen, einige — ich mag nicht ſagen „Collegen" — bei der hieſigen école de Médicine zu beſuchen. Man hat nach mir gefragt, um das Wunderthier zu ſehen, das vom Profeſſor — Wachtmeiſter geworden iſt.

Der junge Schiller bei den Sachſen ſoll bei der Erſtürmung einer Schanze geblieben ſein. Es iſt aber bloß Gerücht, reden Sie alſo nicht davon.

Meine Adreſſe iſt chez Mr. le Notaire Lindemanns, rue de Ligne Sect. 6. No. 1250 à Bruxelles. Er wird mir meine Briefe nachſchicken. Aber ſetzen Sie darauf „Militaria", ſo gehen ſie frei. Das Porto iſt enorm, und unſeres Geldes wenig.

Digitized by Google

Zwei meiner Kameraden wollten ſich geſtern ſchlagen und fragen bei'm Rittmeiſter an, ob's erlaubt ſei. — O sancta simplicitas!

Im Theater war ich einmal. Man gab „La Vestale,“ ſehr gut. Doch erkennt man ſchon die franzöſiſche Lebhaftigkeit, das Gewaltige der Action, und ich habe mich gewundert, wie die Hauptactrice es bis zu Ende gleichförmig aushielt.

Ich fragte geſtern in einem Buchladen nach Goethes Schriften. Kein Menſch kannte ſie.“

Kieſers früher ausgeſprochene Befürchtung, daß die Weimariſchen Freiwilligen zur Einnahme von Paris — an der jeder Deutſche natürlich ganz beſonders gern Theil nehmen wollte — zu ſpät kommen würden, ſollte Wahrheit werden; ſein Corps blieb in Flandern zurück, am 31. März fiel Paris nach zweitägigem Kampfe; Napoleons Macht war gebrochen.

Hatte ſich ſolchergeſtalt des Freundes Hoffnung, als Combattant mit den Truppen feierlichen Einzug in die feindliche Hauptſtadt zu halten, nicht verwirklicht, ſo ſollte doch ſein Verlangen, Paris überhaupt zu ſehen, erfüllt werden. Der folgende Brief, über welchen er mit großen Buchſtaben das Datum „Paris, 25. April 1814“ geſetzt, klärt Alles auf; er war zugleich der letzte, welchen ich von dem wackern Gelehrten erhielt.

„Endlich, meine theure Freundin, einige Zeilen von hier, aus Paris, wozu Sie mir von Herzen Glück wünſchen können, denn ich fühle mich wirklich ſehr glücklich, endlich auch dies letzte Ziel meiner Reiſe, wie ich ſie immer nannte, errungen zu haben, um ſo mehr, je mehr Schwierigkeiten, hierher zu kommen, ſich mir entgegenſtellten.

Nach erhaltenem Urlaub ſegelte ich freilich mit glücklichem Winde und eiligſt am 18. ab, beſuchte alte Quartierfreunde in Soignies (denn ich bin überall in meinem alten Quartier willkommen) und ging über Mons, Valenciennes, Cambray, St. Quentin, Compiègne, Senlis hierher, wohin mich mein braver Gaul in 5 Tagen, täglich 12—13 Stunden reitend, am 23. Abends trug. Denken Sie ſich meine Freude, bei untergehender Sonne endlich Montmartre und die

Digitized by Google

Barrieren von Paris zu ſehen! Bei Valenciennes traf ich den preußiſchen Hauptmann von Galinsky, welcher wegen Erbſchaftsanſprüchen von einigen 100,000 Thalern mit ſeiner Frau und Bedienten nach Paris reiſte. Keiner ſprach franzöſiſch; man bat mich, mich ihnen anzuſchließen, und ſo haben wir zuſammen gehalten und auch hier zuſammen uns einlogirt. Wir traten in einer ſchlechten Auberge ab, verzehrten in 2 Tagen, ſparſam lebend, 90 Frcs., und haben uns jetzt, da nur die Garniſon Quartier erhält, eingemiethet; zwei Chambres garnies bei einem freundlichen Reſtaurateur unweit der Seine, den Tuilerien, dem Louvre ꝛc. für 6 Frcs. täglich, wo wir heute Abend à la carte für 5 Frcs. ſehr gut geſpeiſt haben.

In 1½ — 2 Stunden kann ich den größten Durchmeſſer von Paris durchgehen, daher wir täglich 3 Thaler für Fiacres ſparen. Ich kenne die Straßen, Paläſte, Monumente ꝛc. ſchon ſo gut als in Weimar, daher ich keinen Lohnbedienten brauche.

Der Leichtſinn der Pariſer iſt furchtbar, davon ein Mehreres mündlich. Aber wie freue ich mich, den ſcheelen Blicken der franzöſiſchen Offiziere, die alle an Napoleon hängen, mit Stolz entgegentreten zu können! Der Genuß iſt nicht zu bezahlen, als Deutſcher, als Sieger in Paris zu ſein!

Napoleon iſt am 20. abgereiſt; wie mir Müffling ſagt, von einem einzigen Bedienten und General Bertrand, ſonſt von Allen verlaſſen, begleitet. Marie Louiſe, Großherzogin von Parma und Piacenza, iſt nach Wien gegangen. Die alliirten Truppen räumen laut Convention Paris und das Land baldigſt — wenn nur nicht zu früh! Oeſterreich erhält Italien, die Rheinfeſtungen und Brabant; alle Feſtungen, welche vor 1792 nicht franzöſiſch waren, wurden übergeben. Louis XVIII. kommt am 28., da freue ich mich der Illumination ꝛc.

6 Brücken führen über die Seine, aber ich ſuchte immer noch den berühmten pont neuf, als ich ſchon darauf ſtand. Die Tuileries ſind ſchön, weitläufig, aber Weimars Park iſt mir lieblicher. — Der Herzog iſt vorgeſtern angekommen. Müffling iſt ſehr glücklich, erkannte mich aber mit meinem Barte kaum. Man hält mich für einen Koſaken,

Digitized by Google

was ich dann ſchönſtens abweiſe. Erſchraken doch ſogar zuweilen die Pariſer vor meinem großen Haarbuſch bei der kohlſchwarzen Uniform, die ich jetzt trage!

Die Männer kennen Sie; die Weiber ſind wohlbeleibt, feiner Teint, oft ſehr hübſch, doch bin ich noch in keiner der größeren Familien geweſen. Theater werde morgen zu beſuchen anfangen.

Ich gehe über Harlem, Lüneburg nach Hauſe, bin dort wahrſcheinlich gegen Ende Juli."

Die berauſchende Siegeskunde von der Einnahme der Stadt Paris durch die Verbündeten, welche in der erſten Woche des April durch das ganze, laut aufjubelnde Vaterland erſcholl, verſetzte auch unſere Familie in ſo frohe Stimmung, daß beſchloſſen wurde, die Hochzeit meiner Schweſter Wilhelmine, die ſchon ſeit fünf Jahren mit dem Prediger Strack zu Bachra (zwei Stunden von Cölleda) verlobt war, ſogleich zu feiern.

Der Frühling beging das Feſt mit uns, ſchon im April ſtanden die Apfelbäume in vollſter Blüthenpracht. Außer unſeren Verwandten und nahen Bekannten hatte ſich auch Gerhard von Kügelgen mit ſeiner Familie aus Hummelshain eingefunden; die Gegenwart dieſer wackeren Menſchen erhöhte noch die Freude des Tages*). Der Polterabend wurde bei Frommanns allerliebſt gefeiert; als Gäſte erſchienen Bauern des Dörfchens, deſſen Pfarrſtelle mein Schwager bekleidete, und überreichte dem jungen Paare allerlei nützliche Geſchenke. Am nächſten Tage beſtieg die Hochzeitsgeſellſchaft, nachdem Superintendent Marezoll in unſerer feſtlich geſchmückten Wohnung die Trauung vollzogen hatte, bei ſchönſtem Wetter die Kunitzburg, wo die Neuvermählte die Mutter ſämmtlicher jungen Mädchen ſpielte, was große Heiterkeit hervorrief.

Nach der Abreiſe des jungen Paares wurde es ſtill bei uns; auch Kügelgens ſchickten ſich an, nach Dresden zurückzukehren. Die Lage

*) Wilhelm von Kügelgen (in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", 205) berichtet, daß Louiſe Seidler damals „Alles aufbot", um ſeinen Eltern den Aufenthalt in Jena „ſo angenehm als möglich zu machen."

Digitized by Google

der Dinge in Sachsen ließ dies jetzt zu, denn Dresden, das nach der Schlacht bei Leipzig von 300,000 Mann Franzosen besetzt geblieben war, hatte nach kurzer Belagerung capitulirt, die französische Besatzung ward kriegsgefangen erklärt, und der russische Fürst Repnin übernahm das Stadtkommando. Nachdem Ordnung und Ruhe wiedergekehrt war, sehnten Kügelgens sich nach der Heimath zurück, um sich mit eigenen Augen von den dortigen Zuständen zu überzeugen; bereitwillig stellte ihnen mein Vater seinen Wagen zur Verfügung. Kügelgens luden mich ein, die Reise mitzumachen und in Dresden bei ihnen zu bleiben; ich nahm dies dankbar an. Die Fahrt ging ohne Unfall von Statten, gegen Ende des Monats Mai 1814 langten wir in Dresden an.

Ich fand die Stadt nichts weniger als unverändert; sie hatte vom Kriege furchtbar gelitten. Die vor Napoleons Heeren davonziehenden Russen hatten die herrliche Elbbrücke gesprengt; die stehen gebliebenen Reste derselben waren durch hölzernes Fachwerk nothdürftig wieder passirbar gemacht. Fieber und Seuchen hatten geherrscht; das Elend war groß und schwer. Von den alten Freunden traf ich weder Friedrich noch Kersting; jener war aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten nach einem Fischerdorfe in der sächsischen Schweiz übergesiedelt, dieser mit in den Kampf gezogen. „Kersting, der so ausgezeichnet treffende Schütz und Maler", sagte der Kriegsbericht einer Zeitung damals von ihm, „der Oberjäger Kersting war bei der Erstürmung der Erste auf dem Steinker Hügel bei Lüneburg." Als Offizier und Ritter des eisernen Kreuzes kehrte er später in das befreite Vaterland zurück.

Kügelgens bewiesen mir auch jetzt wieder die bewährte Freundschaft; der gütige Künstler räumte mir ein Arbeitszimmer neben seinem Atelier ein, wo ich trefflich malen konnte. Den Lebensunterhalt, dessen ich in Dresden bedurfte, bezahlte ich von einer kleinen Summe, die ich mir in Jena durch heimliches Nähen von Wäsche und Anfertigung von Stickereien erworben hatte; mein Ehrgeiz litt es nicht, daß ich dem Vater zur Last fiele, und noch konnte ich mich durch die Kunst um so weniger ernähren, als die trüben Zeitläufte mir mein Vorhaben in jeder Weise erschwerten.

Digitized by Google

Bald nach unserer Ankunft in Dresden besuchte Kügelgens Frau ihrer schwankenden Gesundheit halber das Radeberger Bad, aber sie war freundlich genug, mir zu erlauben, daß ich während ihrer Abwesenheit ganz in ihr Haus ziehen*) und die blinde Schwester des Münzmeisters Kummer, Auguste, zu mir nehmen durfte. Leider mußte diese bald einen entsetzlichen Schrecken mit theilen.

Als ich am 24. Juni früh neun Uhr trotz heftigen Regens mich eben anschickte, in die Gallerie zu gehen, ertönte plötzlich ein fürchterlicher Knall. Die Fenster zersprangen, der Ofen stürzte zusammen, die Thüren flogen auf, Bilder fielen von den Wänden. Kügelgen rannte mit dem Angstrufe: „Retten wir uns!" aus seinem Zimmer; die Luft verfinsterte sich durch dicken Qualm: „eine Pulverexplosion!" rief es auf der Straße. In der That war eine stark gefüllte Mine, welche die Franzosen angelegt hatten, durch die Unvorsichtigkeit der Russen, die dieselbe entladen sollten, entzündet worden. Die Mine befand sich in

*) Max Nemy (Berl. Frdbl. No. 47 vom 25. Febr. 1874) berichtet, Louise Seidler habe (vorher) bei der Appellationsräthin Herrmann gewohnt. „Die Kinder derselben hingen zärtlich an ihr, und sie ließ es sich gern gefallen, unter ihren Plaudereien zu arbeiten. Eines Tages wurde das jüngste, ein blondlockiger Knabe von drei Jahren, welchen die Seidler vorzugsweise gern um sich hatte, vermißt. Man wollte ihn in ihrem Zimmer suchen, fand aber die Thüre verschlossen, weil sie ausgegangen war. Die geängstigte Mutter wurde mit der Wahrscheinlichkeit getröstet, daß die Seidler, wie es häufig geschah, den Knaben mit sich genommen hätte. Allein die Malerin kam ohne ihn zurück. Von der Sachlage in Kenntniß gesetzt, meinte sie lächelnd: sie habe ihn in der Zerstreutheit wohl gar eingeschlossen, denn sie erinnere sich, daß er bei ihrem Fortgehen im Zimmer gespielt habe. Und richtig, so war es. Aber wie fand man das kleine Bürschchen? In einem Eckchen am Ofen lag er in süßem Schlafe, vor sich, o weh, den Pastellfarbenkasten des Fräuleins in eine Menge von kleinen Stücken zerbrochen, jedes Stückchen weißes Papier aber und eine Leinwand mit einem halbfertigen Bilde mit wunderlichen, bunten Strichen bemalt. Halb erschreckt, halb gerührt, nahm die Seidler den kleinen Unhold in die Arme und küßte ihn mit den Worten: „Schön' Dank, Herr College!" herzhaft ab. In der That, eine Vorahnung seines späteren Berufs — er wurde Pastellmaler — mochte dem Kinde in der Seele gelegen haben."

Digitized by Google

der Nähe des ſchwarzen Thors, wo der Verkehr ſehr lebhaft war; dreißig Menſchen und ein Wagen mit vier Pferden wurden das Opfer dieſes Unglücks. Der Druck der Luft war ſo gewaltig, daß in dem ſtundenweit von Dresden entfernten Pirna etliche Fenſter zertrümmert wurden. In unſerm Hauſe blieb keine Scheibe unverſehrt; Kügelgens auf der Staffelei befindlichen Bilder waren mit Glasſplittern förmlich geſpickt.

Es war ein furchtbarer Morgen; wenn man es wagte, aus dem Fenſter zu ſehen, ſo begegnete der Blick nicht ſelten Bahren, auf denen Todte vorüber getragen wurden. Kügelgen reiſte noch in der nämlichen Stunde nach dem Bade Radeberg, um ſeine Frau zu beruhigen, damit kein falſches Gerücht ſie erſchrecke.

In ſeiner Abweſenheit hatte ich die Ehre, der Prinzeſſin Caroline von Weimar, vermählten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, welche auf ihrer Reiſe durch Dresden Kügelgens Atelier beſuchte, die Honneurs zu machen. Sie war eine durch Geiſt und Gemüth ausgezeichnete Fürſtin und wurde allgemein verehrt; ihre Gegenwart that mir nach dem entſetzlichen Schrecken doppelt wohl, allein die Spuren der Zerſtörung in dem Atelier waren noch zu furchtbar, als daß ich zu dem Gefühle ruhiger Freude hätte kommen können.

Daß die Kunſt in dieſer Zeit brach liegen mußte, iſt nur zu natürlich, Sinn und Geld dafür fehlten. Einquartierung aller Art, Durchmärſche, Theuerung, Krankheiten erſchöpften die Mittel. Zum Glück hatte mir Graf Edling einen nicht unbedeutenden Auftrag gegeben, nämlich den, aus einer in der Dresdener Gallerie vorhandenen, von Dionyſius Calvaert herrührenden Copie nach Rafaels „heiliger Cäcilie auf den Geſang der Engel hörend" ſämmtliche Köpfe zu copiren. Außer der Heiligen ſelbſt waren dies St. Paulus und Geminianus, Magdalena und der Evangeliſt Johannes. Nächſtdem beauftragte mich Frau Rodde aus Lübeck, die ich in Gotha bei ihrer dort verheiratheten jüngeren Schweſter kennen gelernt und welche mir ihre freundliche Neigung geſchenkt hatte, ihre beiden Töchter zu malen. Sie war zu meiner großen Freude mit den Bildern zufrieden; Luft und Hintergrund hatte

Digitized by Google

Freund Friedrich später auszuführen die Güte. Frau Rodde war die Tochter des berühmten Geschichtsforschers Professor Schlözer in Göttingen und von ihrem Vater mit einer so staunenswerthen gelehrten Bildung ausgerüstet worden, daß die Georg-Augusts-Universität 1787 bei ihrem Jubiläum dem 17jährigen Mädchen die philosophische Doctorwürde verlieh. Auf Wunsch ihres Vaters hatte Dlle. Schlözer sogar einige botanische Collegien gelesen. Aber wie sehr sie auch die Wissenschaften liebte: eine häusliche Stellung zog sie doch vor, und so heirathete sie den reichen Banquier Rodde in Lübeck, wo sie auf sehr glänzendem Fuße lebte. Die Erziehung ihrer beiden Töchter leitete sie selbst und unternahm mit denselben jährlich große Reisen, auf denen sie damals nach Dresden gekommen war; einmal ging sie mit den jungen Mädchen auch nach Paris, wo sie gelehrte Verbindungen mit einigen Männern der Wissenschaft unterhielt. Die Töchter waren ungeachtet ihrer mehr als gewöhnlichen Bildung sehr bescheiden und liebenswürdig, leider aber kränklich; die älteste starb schon zwei Jahre, nachdem ich sie kennen gelernt, an einem Brustübel.

Wie dieser Auftrag der kunstsinnigen Dame für mich, so war es für Kügelgen eine Wohlthat, als die edelmüthige Freiin Elise von der Recke ihr Portrait bei ihm bestellte. Ich hatte nun öfters Gelegenheit, auch mit dieser geistreichen Frau zu verkehren.

Ende August verließ ich Dresden und reiste in die Heimath zurück; Kügelgen zog mit mir, um seine in Weimar angefangenen Bilder zu vollenden. Er malte damals Frau Johanna Schopenhauer, die Großfürstin Maria Paulowna, Schiller (diesen nach vorhandenen Zeichnungen), Wieland, und zuletzt auch die Köpfe meiner Eltern. Das Bild meiner guten Mutter, die sich schon damals sehr leidend fühlte, ward mir ein doppelt theures Geschenk von des Künstlers Hand, da nach schwerem Krankenlager bald darauf der Tod die arme Dulderin ereilte. In wahrer Glaubensfreudigkeit schloß sie am 22. Sept. 1814 die Augen, Friede mit sich und ihrem Gott lag auf dem Gesichte der Entschlafenen.

Nach diesem tiefschmerzlichen Verluste begann für mich eine neue Lebensepoche. Es galt nun, meinem Vater, der leider schon seit länge-

Digitized by Google

rer Zeit mit einer nicht ſehr würdigen Frau Beziehungen angeknüpft hatte, die gewohnte Häuslichkeit treulich zu erhalten, damit er wo möglich nicht zu einer zweiten Ehe ſchreite. Er aber verlangte, daß ich mich meiner Kunſt ferner fleißig widmen ſolle, denn auf dieſe ſei meine Zukunft gebaut. Ich bedurfte des Aufgebots meiner ganzen phyſiſchen wie moraliſchen Kraft, um Anſprüchen gerecht werden zu können, welche ſo widerſprechend und daher nur ſehr ſchwer zu erfüllen waren.

Meine Geſundheit litt unter dieſen drückenden Verhältniſſen und gerieth endlich in fortwährendes Schwanken; ich durchlebte ein trübes, trübes Jahr, namentlich nachdem mein Vater den Entſchluß einer Wiederverheirathung beſtimmt gefaßt hatte und ſehr bald wirklich auszuführen ſich anſchickte, während gleichzeitig in Folge der durch Napoleons Rückkehr von Elba auf's neue eingetretenen Wirren die Kunſt wiederum, wenn auch zum Glück nur auf kurze Zeit, das Aſchenbrödel wurde. Um ſo dankbarer erinnere ich mich der Fürſorge meines edlen Gönners Goethe, der mich im Herbſte 1815 auf einige Tage zu ſich nach Weimar einlud. Auch bei Frau v. Heygendorf-Jagemann machte ich dann und wann einen kurzen Beſuch; Goethe hatte nichts dagegen einzuwenden, obſchon die Künſtlerin oft ſtörend in ſeine Verfügungen bei'm Theater eingriff. Er achtete ſie jedoch als ſchauſpieleriſche Kraft ſo hoch, wie ſie es verdiente, und ließ ihr neben ſeinen Lieblingen, Pius Alexander Wolff nebſt deſſen Gattin, volle Gerechtigkeit widerfahren. Das erwähnte Dreigeſtirn leuchtete hell am Kunſthimmel Weimars und machte glänzende Aufführungen der Meiſterwerke Shakeſpeares, Calderons, Goethes, Schillers und Anderer möglich. Einmal war es mir vergönnt, einer Leſeprobe des Trauerſpiels „Romeo und Julia" in Goethes Hauſe beizuwohnen. Die unermüdliche Geduld, mit welcher Goethe einzelne Stellen von den Schauſpielern bis zum Gelingen der kleinſten Tonſchattirungen wiederholen ließ, war bewundernswürdig. Freilich konnte er nur ſo das Weimariſche Theater zu jener Blüthe bringen, welche unter ihm ſich ſo voll und ſtrahlend entfaltete.

In Geſchäften war dem Dichter ſelbſt das geringſte nicht zu klein; folgender Brief legt dafür Zeugniß ab:

Digitized by Google

„Indem ich Sie, liebſte Freundin, zum ſchönſten begrüße, erſuche ich Sie um eine kleine Gefälligkeit. Ich habe nämlich Bergrath Voigt zu verſtehen gegeben, daß ich ſeine untere Etage*) für Großherzogliche Commiſſion künftig zu miethen wünſche. Bey Biſchoffs**) habe ungefähr denſelben Raum, nebſt Küche, nur nicht ſo ſchicklich und freundlich; dazu Meubles, Betten, Tiſchzeug und Servis und andere Kleinigkeiten. Wir zahlen dafür überhaupt 48 Thlr. — ſage acht und vierzig Thaler!

Ob ich nun zwar in dem neuen Quartier gleiche Bedingungen nicht erwarte, ſo muß ich doch da es nicht meine, ſondern eine Commiſſionsſache iſt, ehe wir weitergehen freundlich anfragen, was die Hausbeſitzer etwa verlangen, was ſie dafür leiſten und wie wir uns arrangiren könnten. Gedenken Sie mein in Ihrem ſchönen Vereine und beſuchen Sie uns bald.

Mit den beſten Wünſchen zu den Feyertagen und dem neuen Jahr

Weimar, d. 20. Decbr. 15.

der Ihrige

Goethe."

Ich beſorgte den erhaltenen Auftrag ſo ſchleunig wie möglich; Bergrath Voigt ſchrieb ſeine Bedingungen nieder und händigte mir das Blatt ein. Ich erſtattete Goethe alsdann Bericht, auf welchen ich nachſtehende Antwort bekam:

„Das Brieflein nebſt Inlage, iſt mir wohl geworden; freylich hatte ich einige Hoffnung Sie dieſe Feyertage zu ſehen. Haben Sie Dank für die Beſorgung; mündlich mehr.

W. d. 28. Dez. 15."

Eigenhändig hatte der Dichter hinzugefügt: „Und nun das herzlichſte Lebewohl!" nebſt ſeinem „G."

---

*) Unmittelbar am botaniſchen Garten zu Jena.

**) In der Nähe des Jenaiſchen Schloſſes. Seit 1806, wo das Hauptgebäude des Schloſſes als Lazareth benutzt und ſpäter zur Aufnahme wiſſenſchaftlicher Sammlungen eingeräumt worden war, hatte Goethe ſich im Biſchoffſchen Hauſe eingemiethet.

Digitized by Google

Wenige Wochen später, in den ersten Tagen des Jahres 1816, erhielt ich von Goethe eine Bestellung. Er hatte gelegentlich einer Rheinreise im Sommer des Jahres 1814 der Rochuskapelle bei Bingen, welche renovirt wurde, ein Altarbild gelobt; Hofrath Meyer machte den Entwurf, und ich wurde mit der Ausführung in Oelfarbe beauftragt. Mit innigem Vergnügen übernahm ich es, bei diesem Vorhaben mitzuwirken. Der Meyersche Carton sagte mir besonders zu; der Heilige ist darauf — nach Goethes Worten in der dazu gelieferten Beschreibung*) — als Jüngling vorgestellt, der seinem verödeten Palast den Rücken wendet. Die Pilgerkleidung zeigt den Stand, welchen er ergriffen. Zu seiner Rechten sieht man ein Kind, das sich an Silbergeschirr und Perlen, als einer Ausbeute frommer Gütterspende, freut; zur Linken ein zu spät gekommenes, unschuldig flehendes Geschöpf, dem er die letzten Goldstücke aus dem Beutel hinschüttet, ja, den Beutel selbst nachzuwerfen scheint. Unten, zur Rechten, drängt sich ein Hündchen heraus, die Wanderung mit anzutreten bereit; es ist freilich nicht dasselbige, welches ihm in der Folgezeit so wunderbar hilfreich geworden **), aber darauf deutet es, daß er, als freundlicher und frommer Mann, auch solchen Geschöpfen wohlthätig gewesen und dadurch verdient, von ihresgleichen künftighin unverhofft gerettet zu werden. Hinten, über die mit Orangenbäumchen gezierte Mauer, sieht man in eine Wildniß, anzudeuten, daß der fromme Mann sich von der Welt gänzlich ablösen und in die Wüste ziehen werde. Eine durch die Lüfte sich im Bogen schwingende Kette von Zugvögeln deutet auf die Weite seiner Wanderschaft, indessen der Brunnen im Hofe immerfort läuft und auf die unabgetheilte Zeit hinweist, welche fließt und fließen wird — der Mensch mag wandern oder zurückkehren, geboren werden, oder sterben.

Dies Bild gab Anlaß zu einem ziemlich lebhaften Briefwechsel zwischen Goethe und mir. Am 2. März 1816 schrieb der Dichter:

*) Ueber Kunst und Alterthum, Bd. 1. Heft 2, S. 179 fg.

**) Nach der Legende versorgte ein Hund den pestkrank im Walde schmachtenden Heiligen mit Nahrung.

Digitized by Google

„Mögen Sie mir doch, schöne Freundin, das Maaß der Leinwand schicken, die Sie zu dem versprochenen Bilde anwenden können.' Der hübsche Heilige wird wahrscheinlich bald seine Aufwartung machen und sich Ihren liebenswürdigen Händen anvertrauen. Die schönsten Empfehlungen in der Nachbarschaft!"

Ich sandte das Verlangte sofort und erhielt unter'm 9. März zur Antwort:

„Die Breite der überschickten Leinwand würde hinreichend seyn; zur Länge oder Höhe aber brauchen wir acht Fuß; haben Sie die Güte, selbige baldigst kommen zu lassen; der Heilige ist im Begriff aufzubrechen und läßt sich nicht lange mehr halten. Als Pilger steigt er schon die letzte Stufe seines Palastes herunter. Möge er Sie, meine Theuerste, wenn er ankommt, recht munter und freundlich treffen und mit gesundem Blick von Ihnen begrüßt werden!

Goethe."

Sofort nach Empfang dieser Zeilen that ich die nöthigen Schritte, mir die verlangte Leinwand zu verschaffen und zeigte Goethe an, daß ich mich deßhalb nach Dresden gewendet habe. Allein man war dort nicht genau mit der Besorgung; drei Wochen vergingen, und Goethe fing an, ungeduldig zu werden. Am 30. März 1816 mahnte er mich in folgenden Zeilen:

„Wir haben gehofft, unsere liebe Freundin bei Gelegenheit der italiénischen Theaterproductionen *) hier zu sehen; da dieser Wunsch aber nicht erfüllt worden, so frage an, ob Sie die grundirte Leinwand von Dresden bald erwarten? Der Carton nimmt täglich zu, und es wäre zu wünschen, daß, sobald derselbe fertig ist, die zierlichen Finger

*) Diese italienischen Vorstellungen wurden durch einen Besuch des Sängers Brizzi, eines ausgezeichneten Tenoristen, herbeigeführt, der mit Frau von Heygendorf Unübertreffliches leistete. Letztere war der italienischen Sprache mächtig, da ihr Vater, jener entflohene Mönch, längere Zeit in Italien zugebracht hatte. Mit ihrem musikalischen Verständniß, ihrem Geist und ihrer wundervollen Stimme ging sie ganz in die feurige Weise Brizzis ein.

(Anmerkung Louise Seidlers.)

Digitized by Google

gleich thätig ſeyn möchten. Ob wir den Heiligen hinüberbringen, oder ob wir Sie erſuchen, ihn abzuholen, das wird von gebietenden oder vergönnenden Umſtänden abhängen.

Leben Sie indeſſen recht wohl und gedenken der Freunde.

Der Ihrige

Goethe."

Unmittelbar darauf traf die Leinwand bei mir ein; ich eilte, dies Goethe zu melden, und ſofort erhielt ich den inzwiſchen fertig gewordenen Carton, wegen deſſen Ausführung ich mich mit dem Hofrath Meyer in Verbindung ſetzte. Allein jetzt ereignete ſich ein trüber Vorfall, welcher die ganze Angelegenheit in's Stocken zu bringen drohte. In den erſten Tagen des Junimondes 1816 nämlich erkrankte Goethes Lebensgefährtin Chriſtiane geborene Vulpius. Das Uebel wurde bald tödtlich; ſie ſtarb an einer Entzündung (6. Juni 1816). Da ich wußte, daß der Dichter ſie von Herzen lieb gehabt, daß er ſtets gefühlt, wie ſie ihm das Leben erleichtert und möglichſt bequem gemacht durch Abwehren von Dingen, die ihm läſtig wurden, ſo drängte es mich, ihm ſchriftlich mein innigſtes Mitgefühl auszuſprechen *). Ich erhielt darauf folgende, einem Secretär in die Feder dictirte Antwort:

*) Zwei Aeußerungen Louiſe Seidlers über Chriſtiane Goethe in Briefen an Pauline Schelling verdienen aufbehalten zu werden. Am 4. März 1813 ſchreibt die Künſtlerin: ſie möchte „die Huld und Gnade" der Geheimräthin „ernſthaft" nicht verſcherzen; „ich lerne immer und immer mehr ihren Werth, ihre Nothwendigkeit einſehen." Am 24. Juni 1813: „Daß der Geheimrath kurz vor den Unruhen, alſo noch vor Oſtern, ſchnell nach Töplitz ging, weißt Du gewiß. Dieſen geſcheidten Einfall ſollen wir Ihr zu danken haben. Sie hat unterdeſſen auch etwas für die Nachwelt gethan, nämlich ihre ſämmtlichen Briefe geordnet, in zierliche Kapſeln nach der Jahreszahl verwahrt. Leider waren die mehrſten von Goethe, mehrere von ſeiner Mutter, wo ſie mich mehrmals die Ueberſchrift: „Herzlich geliebte Tochter" und „Deine Dich herzlich liebende treue Mutter" leſen ließ; und die allerwenigſten von andern Menſchen. Aus Italien waren die meiſten von dem Geheimrath. Ach, wie gern hätte ich darin geblättert, aber ſie thut ſehr geheimnißvoll." Die Veranlaſſung, „dieſen wahren Schatz" Louiſe Seidler zu zeigen, war „eine noble Abſicht; er hatte kürzlich ein

Digitized by Google

„Den lieben Jenaiſchen Freunden und Nachbarn tauſend Dank für Ihre tröſtlichen Worte. Bey dem großen Verluſte kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben iſt.

Sagen Sie mir, meine Beſte, wie ſteht es mit Ihrem Bilde aus; wann ſind Sie ſo weit, daß man darüber wieder einmahl berathen kann und ſoll, ich würde mit Hofrath Meyer, wenn auch nur auf kurze Zeit, hinüberkommen.

Leben Sie recht wohl; grüßen Sie die Freunde und bleiben meiner Anhänglichkeit gewiß.

Weimar, 12. Juni 1816.

G."

Da ich dem Dichter in dieſen trüben und ſchweren Tagen nicht läſtig fallen mochte, ſo hatte ich ohne nochmalige Anfrage in Weimar das Bild bereits nach den Anweiſungen des Hofraths Meyer fertig untermalt, wobei ich mir im Intereſſe der Compoſition mancherlei kleine Aenderungen erlaubt hatte. Dem in Ausſicht geſtellten Beſuche ſah ich deshalb mit nicht geringem Herzklopfen entgegen. Doppelte Freude empfand ich aber, als Goethe in ſeiner gewinnenden Art beifällig meinte, daß in ſolchen Sachen Frauengefühl ſtets das Richtige träfe. Einige Einwendungen, welche Hofrath Meyer machte, verſprach Goethe zu überdenken, ſchickte mir aber gleich am nächſten Morgen folgendes eigenhändige Billet *):

neues Liedchen aus Töplitz geſchickt", („Gewohnt, gethan", Werke in 40 Bd. I, S. 100) „ich hätte es gar zu gern abgeſchrieben, was ſie mir aber nicht zugeſtehen konnte, wie ſie mir hernach von ihm ſelbſt ſchriftlich zeigte. Indeſſen iſt ſie auch mit den Briefen felſenfeſt. Wie viel vergebliche Wünſche und Bitten habe ich darüber verſchwendet!"

*) Abſchriftlich. Die freilich nicht unbedingt zuverläſſige Döringſche Sammlung der Briefe Goethes (Leipzig, 1837) hat S. 289 obiges Billet mit der Ueberſchrift: „Weimar, den 27. Mai 1816" und (zwiſchen „beſprechen" und „Die Sache") der Zwiſchenbemerkung: „Am beſten wäre es, Sie beſorgten einen Streifen Papier, ſo groß als der Raum des Pflaſters, und wir verabredeten einen genauen Carton."

Digitized by Google

„Aendern Sie, liebe Freundin, nichts an dem Bilde, bis wir die Sache nochmals beſprechen. Die Sache iſt ſchwieriger als man denkt. Geſtern Abend war es wirklich recht ſchön.

Alles Gute!

Goethe."

Hieher gehört auch nachſtehendes, gleichfalls eigenhändige Briefchen des Dichters, worüber die nähere Beziehung mir leider entfallen iſt; nur ſo viel weiß ich noch, daß es ſich um eine Wohlthätigkeitsangelegenheit handelte, welche Goethe, wie immer, kräftig unterſtützte:

„Hier ſende, meine ſchöne Freundinn, was von frommen Seelen bis jetzt eingegangen, an Nachträgen wirds nicht ermangeln. Haben Sie Dank für ſoviele Mühe und Geduld. Jena d. 1. Jul. 1816.

J. W. v. Goethe."

Unterdeſſen vollendete ich das Oelgemälde des h. Rochus und war ſo glücklich, mir des Dichters ganze Zufriedenheit zu erwerben, ſo zwar, daß er des Bildes öffentlich ehrend gedachte*).

Vielleicht war es auch mit eine Rückwirkung dieſer Zufriedenheit, wenn mir kurze Zeit danach von dem gütigen Großherzoge Carl Auguſt eine außerordentlich freudige Ueberraſchung zu Theil wurde,

*) „Im Nachklang der Rheiniſchen Eindrücke ward von den Weimariſchen Kunſtfreunden das Bild des heiligen Rochus, wie er als völlig ausgebeutelt von ſeinem Palaſt die Pilgerſchaft antritt, erfunden und ſkizzirt, hierauf ſorgfältig cartonirt, und zuletzt von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rochuskapelle günſtig aufgenommen. Ein geſtochener verkleinerter Umriß iſt in dem zweiten Rhein- und Mainheft wie billig vorgebunden." (Werke, Ausg. in 40 Bd. XXVII, 316.) Am 24. Juni 1816 ſchrieb Goethe an Sulpiz Boiſſerée: „Ein Bild des heil. Rochus, welches gar nicht übel, aber doch allenfalls noch von der Art iſt, daß es Wunder thun kann, gelangt hoffentlich nach Bingen, um an dem großen Tage die Gläubigen zu erbauen. Es iſt wunderlich entſtanden. Die Skizze iſt von mir, der Carton vom Hofrath Meyer, und eine zarte, liebe Künſtlerin hat es ausgeführt. Sie werden es ſchwerlich dem Rochusberge in Ihre Sammlung entwenden. Es ſey aber an ſeinem Platze wirkſam, und ſo iſt es recht und gut." (S. Boiſſerée, II, 119.)

Digitized by Google

von der ich vorher auch nicht die entfernteſte Ahnung gehabt hatte. Eines Tages, als ich Frau von Heygendorf-Jagemann in Weimar einen Beſuch abſtattete, trat mir dieſe liebenswürdige Künſtlerin, welche in jener Zeit öfter mit mir über meine unglücklichen häuslichen Verhältniſſe geſprochen und eine mögliche Abhilfe berathen hatte, unerwartet mit der frohen Nachricht entgegen, daß der Großherzog mir auf ihre Fürbitte aus ſeiner Schatulle vierhundert Thaler bewilligt habe, damit ich in München ein Jahr lang die Kunſt ſtudire. „Nun brauche ich mich nicht mehr nutzlos aufzuopfern und könne in der Malerei tüchtige Fortſchritte machen," ſetzte ſie freundlich hinzu, als mir vor Glückſeligkeit Thränen in die Augen traten. Dem edlen Fürſten konnte ich noch am nämlichen Abend bei Frau von Heygendorf meinen innigſten Dank ausdrücken, den er väterlich und herzlich entgegennahm.

In der That, wie glücklich war ich! Losmachen konnte ich mich nun von den drückenden, ja, erdrückenden häuslichen Verhältniſſen; der Anfang einer ſelbſtändigen Exiſtenz war in meine Hand gegeben. Ein freies Künſtlerleben winkte mir mit all ſeinem Zauber; mit ſeinen Mühen, aber auch mit ſeinen lohnenden, herrlichen Aufgaben!

Nun ging es mit dem Anfang des neuen Jahres 1817 *) an die Vorbereitungen zu der für mich ſo wichtigen Reiſe nach München. Ich ordnete alle meine Verhältniſſe gleichſam teſtamentariſch; dann nahm ich Abſchied von den Verwandten und Freunden in Weimar und Gotha. Hier wurde mir noch eine Audienz vom Herzog Auguſt bewilligt, in welcher er mir einen letzten, wunderbaren Auftrag ertheilte. Er beſchäftigte ſich nämlich damals grade mit der indiſchen Religion und

*) Aus demſelben hat Döring (a. a. O. 310) folgendes Billet Goethes an L. Seidler:

„Weimar, den 6. Januar 1817.

Beſitzen Sie das Blättchen noch, liebe Freundin, wodurch ich Ihnen die Wolkennegoziation empfahl, ſo haben Sie die Güte, es mir mitzutheilen. Ich habe die Stelle vergeſſen, wo von dieſen Dingen in Gilbert's Annalen die Rede iſt."

Digitized by Google

nahm an, daß Brahma, Wiſchnu und Schiwa das Nämliche, wie unſere Dreieinigkeit wäre. Er ſprach mit mir lange darüber und ſtellte mir endlich die Aufgabe: Chriſtus als Wiſchnu zu malen; er müſſe Perlmutter-Augen haben, die Fingernägel ſeien mit Althenna — jener Wurzel, die im Orient von den Weibern zum Schminken gebraucht wird — roth gefärbt, auf ſeiner Bruſt erblicke man einen Fiſch u. ſ. w. Mir ſchwindelte der Kopf; ich verneigte mich und ſtammelte etwas wie: „Ich will's verſuchen!"

Bei dieſem letzten Beſuche in Gotha machte ich noch die Bekanntſchaft des ehedem allmächtigen Gothaiſchen Miniſters von Thümmel, der ſich vor nicht langer Zeit nach Altenburg zurückgezogen hatte. Er war der Bruder des Verfaſſers der berüchtigten „Reiſe in das mittägliche Frankreich" und hegte den Wunſch, daß ich den Autor dieſes Werkes noch vor meiner Abreiſe nach München malen möchte; eine Beſtellung, der ich nicht wohl aus dem Wege gehen konnte.

Der Auftraggeber, Excellenz von Thümmel, der vormalige Miniſter, war ein ſchöner, origineller, geiſtreicher Mann, von dem die geheime Geſchichte berichtet, daß er ſich die Gunſt der einſtigen Erbprinzeſſin von Gotha, geborenen Prinzeß von Mecklenburg, erworben, deren weibiſcher Gemahl (der wunderliche Herzog Auguſt) der Krone keinen Erben verhieß. Noch ſpät ſchienen die Wünſche des Landes in Erfüllung gehen zu ſollen, jedoch kein Prinz, ſondern eine Prinzeſſin wurde geboren; die von mir in dieſen Blättern bereits erwähnte nachmalige Herzogin von Coburg.

Ehe ich der Einladung des Miniſters von Thümmel folgen konnte, wurde es April; in den letzten Tagen dieſes Monats traf ich in Altenburg ein. Dort hatte ſich der reich begüterte Mann nach ſeinem Rücktritt vom Staatsdienſt eine Villa erbaut; die höchſt geſchmackvolle Beſitzung lag auf einem kleinen Berge, rings um dieſelbe zog ſich ein weitläufiger Park, worin ſich ein großer Fiſchteich befand. In dieſem Parke ſah man fünf oder ſechs Schweizerhäuschen, an welche das Gerücht manches Liebesabenteuer des galanten Miniſters knüpfte. Kein Wunder alſo, daß deſſen Gemahlin (geb. von Rothkirch), als ſie von

Digitized by Google

der Einladung gehört hatte, welche mir zu Theil geworden war, erst genaue Erkundigungen über mich einzog. Da diese beruhigend ausfielen, wurde mir ein Atelier und Schlafzimmer dicht neben den Gemächern der Töchter des Hauses eingeräumt.

Ein unverheiratheter Sohn des Ministers war in der Nähe von Altenburg als Oberforstmeister angestellt. Als wir ihn eines Tages besuchten, fiel uns ein schmucker und trotz seiner anscheinend großen Jugend sehr gewandter Jägerbursche angenehm auf, welcher die Bedienung bei Tische besorgte. Daß dieser schöne und kräftige Jüngling — ein Weib war, ahnte Niemand. Dennoch war dem so; ohne es zu wissen, sahen wir eine Geliebte des jungen Thümmel vor uns, welche diesen auf Reisen, in die Bäder u. s. w. als Diener begleitete.

Der Minister von Thümmel, immer noch eine sehr stattliche Erscheinung, war ein barocker Mensch; einmal ließ er auf dem Dache eines türkischen Kiosks, wo sich ein länglicher Altan befand, im Freien das Diner serviren, obwohl es im April und eisig kalt war. Schnee und Hagel fiel auf die Tafel nieder, allein wir mußten ausharren. Das Abenteuerliche hatte eben für den Herrn des Hauses einen besonderen Reiz. Noch auf dem Todtenbette befahl er, daß man ihn, wenn er gestorben sei, in aufrechter Stellung, nur mit einem Betttuche umwickelt, auf seinem Landgute Nöbdenitz bei Löbichau, in dem inneren Raume einer uralten riesenhaften Eiche, wo er häufig getafelt hatte, beisetzen solle; ein Verlangen, welchem man, wie ich gehört zu haben glaube, wirklich nachgab *).

Des Ministers Bruder, der Dichter Moritz August von Thümmel, den ich portraitiren sollte, war damals schon ein zusammengesunkener, abgelebter Greis mit verschrumpften Zügen und kleinen, blinzelnden, grauen Augen. Trotz seiner Häßlichkeit machte er indessen einen freundlichen Eindruck. Da er sehr schwächlich war — kein Wunder bei seinen neunundsiebenzig Jahren! — so vermied er es, viel zu sprechen;

*) Laut Brockhaus' Conversationslexikon ist Minister von Thümmel zu Nöbdenitz „ohne Sarg, in sitzender Stellung," aber „unter dem Stamme seiner Lieblingseiche" eingesenkt. Vergl. auch Fr. Förster, Kunst und Leben, 12.

Digitized by Google

die Aufgabe, ihn zu malen, war daher keineswegs anziehend. Einige Entſchädigung für dieſelbe gewährte mir eine angenehmere Arbeit, welche bei mir beſtellt ward, nämlich ein lebensgroßes Bild der Domina des Altenburger Damenſtiftes, der ſchönen Freiin von Frieſen, dieſe in der maleriſchen Ordenstracht darſtellend.

Endlich waren beide Gemälde vollendet*); ich kehrte nach Jena zurück, traf meine letzten Vorbereitungen, und am 4. Juli 1817 brach ich bei herrlichſtem Reiſewetter von meiner Vaterſtadt auf, ausgerüſtet mit zwei Empfehlungsbriefen Goethes, von dem ich am Tage zuvor dankbaren Herzens und in tiefer Bewegung Abſchied genommen hatte.

Mein erſtes Ziel war Coburg, wo ich bei den lieben Stockmars die freundlichſte Aufnahme fand. Chriſtian Friedrich, mein Jugendfreund, war bereits vor Jahresfriſt als Leibarzt des Prinzen Leopold von Coburg (der ſich mit der Prinzeſſin Charlotte von England vermählt hatte) nach London abgegangen, aber die Aeltern empfingen mich mit der größten Herzlichkeit. Nach kurzem Aufenthalte in ihrem gaſtlichen Hauſe zog ich weiter nach Nürnberg, wo ich einige Tage verweilen wollte, um die ſchönen Vermächtniſſe vaterländiſcher Meiſter zu betrachten. Ich fand die Familie Seebeck daſelbſt wieder, welche ſich inzwiſchen dort niedergelaſſen hatte; freundlich ward ich begrüßt und gaſtlich aufgenommen. Ein Hauch des Friedens, der Behaglichkeit und Ordnung durchwehte das ganze Haus, man fühlte ſich darin heimiſch. Der liebenswürdige Mann führte mich überall ſelbſt umher; die altdeutſche Kunſt, der ich früher etwas fern geſtanden, ging mir in ſtrahlender Glorie auf, und nachdem ich Herz und Sinn an der Beſchauung jener herrlichen Denkmale ehrwürdigſter Vergangenheit geweidet, ſtieg ich, tiefbewegt durch den Abſchied von Seebecks, wieder in den Poſtwagen, und weiter ging es über Weißenburg und Donauwörth nach Augsburg. Mein Inneres war noch erfüllt von den wundervollen Eindrücken, die ich empfangen; ſchlecht paßte es daher zu meiner

*) Das von Louiſe Seidler gemalte Bildniß M. A. v. Thümmels hat, laut Naglers Künſtler-Lexikon, T. Müller in Kupfer geſtochen.

Digitized by Google

Stimmung, als ich die Insassen des Postwagens nur die materiellsten Dinge besprechen hörte. Das Haupt-Thema der Unterhaltung bildete die damals herrschende, allerdings sehr große Theuerung, in Folge deren die Semmeln auf die Größe mäßiger Wallnüße zusammengeschrumpft waren. Ueber diese Calamität redeten die Passagiere den lieben langen Tag; endlich war Augsburg erreicht, und ich eilte in das Hôtel zu den drei Mohren, wo ich bei dieser Gelegenheit die Gemäldesammlung des reichen Wirthes, welche man mir sehr gerühmt hatte, anschauen wollte. In der That fand ich viel Bedeutendes, z. B. einen überraschend schönen Giorgione.

Aber meines Bleibens war nicht lange; nur im Fluge begrüßte ich die Tochter des Banquiers Schätzler, die ich bei Gotters in Gotha kennen gelernt hatte. Man lud mich ein, zu verweilen, allein ich hatte keine Ruhe, ehe ich in München war. Nach mehrstündiger Fahrt langte ich nächtlicher Weile bei strömendem Regen endlich an meinem Bestimmungsorte an, wo mich zunächst der „goldene Hahn" unter seine schützenden Flügel nahm.

Nun hatte mir Madame Asverus in Jena an ihre Freundin, Frau Professor Niethammer, eine herzliche Empfehlung mitgegeben; ich beeilte mich, diese am nächsten Morgen zu überbringen. Sie hatte die über alle Erwartung günstige Folge, daß die gütige Dame, die sich meiner noch von jener Zeit her erinnerte, wo ihr Gemahl in Jena angestellt gewesen, mir gastfrei ein leerstehendes Zimmer in ihrer Wohnung anbot, so daß sich die schwierige Quartierfrage auf überraschend schnelle und glückliche Weise für mich löste. Ich war unsäglich froh, bei einer so geachteten und angesehenen Familie Unterkunft gefunden zu haben; leichteren Herzens konnte ich nun der Entwickelung der Dinge entgegensehen.

Ich wurde alsbald gewahr, daß sich in München zu meiner ferneren Ausbildung die günstigste Gelegenheit darbot. Die Akademie unter der Leitung des aus Düsseldorf berufenen Direktors J. P. von Langer war vortrefflich zu nennen. Langers Sohn Robert ertheilte mit anderen tüchtigen Professoren den Unterricht. Alle Einrichtungen waren zweck-

Digitized by Google

mäßig, die Lokalitäten ſchön und geräumig, überall herrſchte Ordnung und eine auf Akademieen ſeltene Reinlichkeit. Abgüſſe von faſt allen berühmten Antiken fanden ſich vor, ſo die in Deutſchland bisher noch nicht geſehenen Dioskuren vom Monte Cavallo in Rom. Der ſchönſte der beiden Pferdebändiger ſtand wegen ſeiner Höhe in einem beſonderen Saale. Im Winter wurde Abends nach Modellen gezeichnet, im Sommer dagegen früh Morgens gemalt. Um acht Uhr war Portrait-Studium nach der Natur, woran ich Antheil nahm; hierauf folgte klaſſenweis der übrige Unterricht. Die Componirenden hatten ein eigenes Atelier; den Landſchaftern diente ein großes Gemälde von Koch zum ſchönen Vorbilde, daneben waren wirkliche Baumſtämme aufgeſtellt, nach denen Naturſtudien gemacht werden konnten. Blieben dieſe auch dürftig, ſo war das Gebotene doch immerhin mehr als nichts und namentlich zur Winterszeit willkommen, wo ja Studien im Freien nicht möglich ſind.

In der Akademie ſuchte ich gleich am Tage nach meiner Ankunft den Direktor von Langer auf, der mir ſehr liebenswürdig entgegenkam. An ihn war das erſte meiner empfehlenden Schreiben Goethes gerichtet; ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß es mir zum Talisman wurde, vor dem ſich, wie in Märchen durch einen Ring, Zweig oder Zauberſpruch, auch eine ſonſt nicht leicht in ihren Angeln zu bewegende Thür gefällig öffnete. Bei der Bedeutung des Briefes, der durch meine Hand an J. P. von Langer kam, ſei es verziehen, wenn ich ihn nach einer Abſchrift*) hier einſchalte; er lautete:

„Ew. Wohlgeboren

haben von jeher auf meine Empfehlungen ſo freundlich geachtet, daß ich keinen Anſtand nehme, Dlle. Seidler, welche ſich nach München verfügt, Gegenwärtiges mitzugeben.

*) Das (dictirte) Original iſt im Beſitze des Herrn Dr. Salomon Hirzel zu Leipzig, deſſen Güte einen unverkürzten Abdruck des werthvollen Aktenſtücks ermöglichte. Vergl. „Neueſtes Verzeichniß einer Goethebibliothek," S. 222.

Digitized by Google

Das Kunſt-Talent dieſes Frauenzimmers, welches ich von Jugend auf in allem Guten habe heranwachſen ſehen, beurtheilen Ew. Wohlgeboren am ſicherſten ſelbſt und helfen ihr gewiß, ſich weiter auszubilden. An Fleiß und Aufmerkſamkeit läßt ſie es nicht fehlen, ſo wie ihr anmuthiges einfaches Weſen den Lehrer ſo gut als die Geſellſchaft anſpricht.

So viel Gutes ich ihr wünſche, ſo beneid' ich ſie doch einigermaßen*) die Anſchauung ſo vieler trefflicher Kunſtwerke und Ew. Wohlgeboren lehrreiche Unterhaltung. Mir will es ſo wohl nicht werden, ob ich gleich jedes Jahr Blick und Wunſch in Ihre Gegend wende.

Beygehendes Heft**) widme ich Ew. Wohlgeboren beſonders, da ich überzeugt bin, daß Sie die Geſinnungen der Weimariſchen Kunſtfreunde theilen. Es iſt die höchſte Zeit, den Jammer dieſer Seuche laut auszuſprechen, wenn man auch nicht ſogleich ſieht, wo die Heilung herkommen ſoll. Aus allem was deshalb ſeit der Zeit bei mir einläuft, es ſey billigend oder mißbilligend, verdammend oder ſchonend, ſieht man durchaus, daß das Uebel viel weiter um ſich gegriffen hat, als man dachte. Alle Arten von Stärken und Schwächen, Edles und Jämmerliches, Talent und Nichtigkeit, Religion und Aberglaube, frommer Wahn und Sinnlichkeit, das alles zuſammen bildet eine Societät, die vielleicht noch nicht in der Welt geweſen iſt. Mögen Sie mir von Ihren neuſten Erfahrungen mittheilen, ſo verbinden Sie mich ſehr. Wir möchten gern in dieſem Sinne klar ſeyn, wie ſich's im Augenblick verhält.

---

*) Genau ſo. Es fehlt wohl das Wörtchen „um."

**) „Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden. Von Goethe. Zweytes Heft. Stuttgard, in der Cottaiſchen Buchhandlung. 1817." Es enthielt den berühmten Aufſatz „Neu-deutſche religios-patriotiſche Kunſt", unterz. „W. K. F.", außerdem aber den „geſtochenen, verkleinerten Umriß" des von Louiſe Seidler gemalten Rochusbildes. Indem alſo Goethe dieſes Heft in J. P. von Langers Hand brachte, lenkte er deſſen Aufmerkſamkeit nicht nur auf jenen Aufſatz, ſondern zugleich in feinſter Weiſe auf das bis dahin wohl hervorragendſte Werk der empfohlenen Künſtlerin.

Digitized by Google

Junge, recht geſchickte Künſtler, die ſich auf dieſem Wege geübt, verfertigen ſchon auf alte Breter altſcheinende Bilder, um weniger einſichtige Liebhaber zu hintergehen. So bietet man gegenwärtig in Berlin zwey Lucas von Leyden und einen Martin Schön zum Verkauf. Was für eine Confuſion in die Kunſtkenntniß und Praxis kommen muß, fällt in die Augen. Haben Sie ja die Güte, mich von Ihrer Seite zu belehren, denn das Nächſte, was die Weimariſchen Kunſtfreunde äußern dürften, müßte in's Leben kräftig eingreifen. Vorerſt treten doch ältere geprüfte Künſtler und alle Bildhauer, auch die jüngern, auf die rechte Seite.

So viel für diesmal! Möge die Dazwiſchenkunft der guten artigen Schülerin eine lebhafte Communication zwiſchen uns erneuern!

Jena, den 4. July 1817.

ergebenſt

Goethe."

Nachdem ich Herrn von Langer aufgewartet, machte ich einige fernere Beſuche, um die anderen Empfehlungen abzugeben, mit denen ich verſehen war; zunächſt den zweiten Brief Goethes*), der mich an den Romanſchriftſteller und Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi auf das gütigſte empfahl. Die auf mich bezügliche Stelle dieſes Schreibens lautete:

„Gegenwärtig ſenden wir ein hübſches, artiges, gutes Kind nach München, um dort, als am günſtigſten Orte, ihr Künſtlertalent auszubilden. Empfange ſie, um meinetwillen, freundlich, bis Du, aus eigenem Trieb und Ueberzeugung, ihr wohlgefällig und nützlich ſein magſt. Sie kann Dir von unſeren Umgebungen, Wirkſamkeiten und Getreibe aus eigener Anſicht erzählen, vielleicht treuer und lebendiger, als man es ſelbſt thäte."

Auch dieſer Brief ſicherte mir den freundlichſten Empfang, ſowohl von dem alten Herrn, an den er gerichtet war, als auch von deſſen beiden

*) Gedruckt im Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 274.

Digitized by Google

Schweſtern. Bei Jacobis war ich, da meine lieben Wirthe zu den intimſten Freunden des Hauſes gehörten, wöchentlich wenigſtens ein oder zwei Mal des Abends oder zu Tiſch; es fand ſich dort der ſpäter durch ſeinen Aufenthalt in Griechenland hochberühmt gewordene Hofrath Friedrich Thierſch mit ſeiner jungen Frau, einer Tochter des Superintendenten Löffler aus Gotha, ferner der grundgelehrte Friedrich Roth (ſpäter Oberconſiſtorialpräſident) und außerdem mancher durchreiſende Fremde von Diſtinction ein. An einem ovalen Tiſche ſaßen auf einer Seite die Frauen und auf der anderen die Männer; dieſe führten gewöhnlich die bedeutendſten Geſpräche. Mir war ein Platz in der Mitte der Frauen angewieſen, wo die lebhafte älteſte Schweſter Jacobis, Helene, die das Regiment im Hauſe führte, beſonders Wirthſchaftsangelegenheiten aller Art beſprach. Dieſe ewigen Küchen- und Gartengeſpräche wurden mir bald ſehr langweilig; vergebens ſtrengte ich mein Gehör an, um etwas von der Unterhaltung der Männer zu erfahren; das Kreuzfeuer der weiblichen Geſchwätzigkeit ließ mich von den Geſprächen Jener keinen Nutzen ziehen. So verlor ich die Freude an dieſen Abenden um ſo ſchneller, als dem alternden Jacobi unaufhörlich Weihrauch geſpendet wurde; der ſonſt ſo geiſtreiche Mann hatte nämlich leider die Schwäche lächerlichſter Eitelkeit*).

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in München durfte ich Jacobi in Oel portraitiren, damit ich mich auf der nächſten Ausſtellung, die nur alle drei Jahre wiederkehrte, als Portraitmalerin empfehlen möchte. Ich begann die Arbeit am 11. September 1817; meines Wiſſens iſt mein Bild**) das letzte, welches den Philoſophen nach der Natur darſtellt, denn er ſtarb bereits, hochbetagt, am 10. März 1819.

Meinem Verkehr bei Jacobis trat es nicht weiter hindernd in den

*) Ueber Jacobi als Mittelpunkt und „eigentlichen allverehrten Beherrſcher" eines Kreiſes geiſtreicher Frauen hat Steffens („Was ich erlebte" VIII, 380 ff.) trefflich geſchrieben. Vergl. auch Atterboms „Denkwürdigkeiten", deutſch von Maurer, 145 ff.

**) Es befindet ſich jetzt zu Schloß Mengkofen, einer in Niederbayern belegenen Beſitzung des Reichsraths v. Niethammer.

Digitized by Google

Weg, daß ich auch im Hause Schellings aus- und einging, obwohl dieser damals wegen gelehrter Streitigkeiten im Zerwürfniß mit Jacobi lebte, weshalb die meisten anderen Freunde des letzteren sich von Schellings fern hielten. Auf mich hatte das indessen keinen Einfluß, und ich leugne nicht, daß ich mich im Ganzen bei Herrn von Schelling wohler fühlte, als bei dessen Gegner. Der Geist des großen Philosophen sprach sich schlicht und einfach aus; seine biedere Herzlichkeit mußte unbedingt für ihn einnehmen. Alles an dem Manne war gesund; er stand eben damals in seinen besten Jahren, während Jacobi, durch die Last seines Alters gedrückt, bereits sehr hinfällig war und unausgesetzter Pflege bedurfte.

In Schellings Gattin fand ich die liebe Institutsfreundin Pauline Gotter wieder; damals erst Mutter von drei Kindern, war sie die anmuthigste Hausfrau; das häusliche Glück wurde in den ersten Wochen meines Münchener Aufenthaltes noch durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Mutter und zweier Schwestern Paulinens erhöht.

Wie aber auf Erden Nichts vollkommen ist, so warf die Kränklichkeit der guten Schelling, wodurch diese oft wochenlang an das Bett gefesselt wurde, einen trüben Schatten auf unsere geselligen Freuden; der geistigen Frische und Theilnahme der edlen Frau an allem Schönen that ihr Siechthum freilich keinen Abbruch. Wir erfreuten uns miteinander an den soeben erschienenen Gedichten Ludwig Uhlands; auch eigene Gedichte der begabten Pauline entstanden wohl bei passenden Gelegenheiten auf deren Schmerzenslager. Die Theestunde wurde gewöhnlich in dem an die Krankenstube grenzenden Zimmer gehalten; Paulinens zweite Schwester machte dabei die Honneurs.

Bedeutende Freunde aus allen Ländern fanden sich häufig ein; unter diesen der muntere, frische Däne Dr. Hjort und der sinnige schwedische Dichter Atterbom, Beide Lieblinge von Schelling. Atterbom feierte die nordischen Volkssagen seines Vaterlandes sehr schwungvoll durch einige Balladen; ferner dichtete er „zu Ehren der Sixtinischen Madonna von Rafael" einen Kranz von zehn tief empfundenen Sonetten unter der Aufschrift: „Maria, die Mutter Gottes," welche Schelling

Digitized by Google

ſehr befriedigten. Seine Poeſieen, zart und ſinnig, enthalten die ſchönſten Naturſchilderungen, aber ſie ſetzen die Kenntniß der nordiſchen Mythologie voraus, die überall hinein verwebt iſt, wodurch das Verſtändniß ſehr erſchwert wird. Atterbom hatte für Schelling eine unbegrenzte Liebe und Verehrung, welche ihren rührendſten Ausdruck fand am Neujahrstage 1818. Nach langem Krankenlager erſchien die Hausfrau am Abend deſſelben zum erſten Male wieder unter den Ihrigen; man hatte die Weihnachtsbeſcheerung aufgeſchoben, um Paulinen daran Theil nehmen zu laſſen. Ein kleiner Kreis der nächſten Freunde war geladen; Jeder erhielt eine ſinnige Gabe, welche poetiſch empfundene Verſchen Paulinens begleiteten. Schelling bekam ein Theegeſchirr, worauf ein Kleeblatt (als Anſpielung auf ſeine drei Kinder) gemalt war; der älteſte Sohn, ein bildhübſcher, lebhafter Knabe, ward mit Helm und Harniſch ausgerüſtet; Atterbom erhielt ein Erinnerungsbuch. Von der ganzen Feier ſichtlich ergriffen, brachte er am nächſten Morgen folgendes ſchöne Gedicht:

An Frau von Schelling.

Der gütigen Geberin.

Es weiht ſich Dir, aus Deiner Hand empfangen,
Das Jahrbüchlein am zweiten Neujahrsmorgen.
O wohnt' in meinem ſehnenden Verlangen
Der väterlichen Skalden Kraft verborgen,
Hinweg von Dir zu ſingen jener langen
Erſt kaum gedämpften Leiden letzte Sorgen!
Doch Du bedarfſt ja keiner Runenlieder;
Dich ſchenkt die Liebe ſchon dem Leben wieder.

Derweil' indeſſen noch gewöhnt zu walten
Iſt Seherkunſt in jenen nord'ſchen Gauen:
Erblick' ich, wie ſich jetzt Dir weit entfalten
Verjüngten Erdenwallens Blüthenauen.
In vier- und fünffach ſprießenden Geſtalten
Wirſt Du Dein Kleeblatt Dich umſchlingen ſchauen,
Und prangend in dem Schmuck unzähl'ger Lenzen,
Den Winter ſelbſt, wie geſtern auch, bekränzen.

Digitized by Google

Wir lauſchten an der Thür zur heil'gen Stelle,
Auf flog ſie: ſtaunend jauchzten ſchon die Söhne;
Du ſtand'ſt, umfloſſen von des Chriſtbaums Helle,
Der Weisheit Braut, in lichter Mild' und Schöne!
Zum Tempel-Eingang ward uns da die Schwelle,
Wie Hymnen klangen uns der Kinder Töne,
Und lächelnd wogte durch das Götterzimmer
Holdſel'ger Gattin, blüh'nder Mutter Schimmer.

Wohl läßt ſich fühlen, wie an ſolchem Herzen
Des großen Gatten Herz mag freudig ſchlagen,
Wohl, wie Dein hold Erſcheinen, Tröſten, Scherzen
Den Liebling ſtärkt nach ernſter Arbeit Tagen,
Und wie Dein Friedenshauch jedwedes Schmerzen
Dem theuern Haupt entſcheucht, und jedes Zagen!
So, hohe Frau, wird ewig in mir leben
Dein edles Bildniß, ſanft und lichtumgeben.

In ferne Heimath einſt zurückgezogen:
Wie wird mich Deine Gabe ſtill beglücken!
Wie kommt Erinn'rung dann weither geflogen
Und ſieht mich an mit klaren Sternenblicken!
Dann ſchwimm' ich muth'ger mit den Geiſteswogen
Die dort entſprungen an der Felſen Rücken,
Wo jetzt, aus ew'ger Tief' entfeſſelt, fluthen
Uralter Sag' und neuer Sehnſucht Gluthen.

In dunkeln Winternächten auch erfahren
Werd' ich von Zeit zu Zeit die Kund' am Heerde,
Wie Deine Knaben, ſchlank, in gold'nen Haaren
Zu Hermanns Siegen ziehn mit Helm und Schwerte,
Und wie noch Er, geſchirmt von Engelſchaaren,
Durch mächt'ger Rede That bezwingt die Erde,
Geſtaltend kühn zu Einer Herzenswahrheit
Der Dichtung Zauber und des Wiſſens Klarheit.

Dann lodern heller auf die Feuerfunken,
Dann leuchten Herz und Heerd wie Frühlingsſonnen;
Dann ſink' ich in die Knie, und freudetrunken
Dank' ich mit Thränen Gott für Eure Wonnen;

Digitized by Google

Die Ferne die uns trennt, dem Aug' entſunken
In allvereinigender Freundſchaft Bronnen,
Läßt ungetrübt mich da im Spiegel ſchauen
An Seiner Bruſt die Krone aller Frauen.

Einſt, wenn der Erde Finſterniſſe ſchwinden,
Der Böſen Wuth verſtummt, die eig'nen Qualen,
Wenn ſich am ew'gen Lebensbaum entzünden
Die Sternenlichter all' mit hellern Strahlen:
Wie frohe Kinder wollen wir uns finden
Und ſpielen in den morgenrothen Thalen;
Wie geſtern, ſchmilzt von Einer Freude Flammen
Dort Weihnachtsfeſt und Neujahrstag zuſammen *)!

*) Atterbom ſelbſt in ſeinen „Aufzeichnungen" beſchreibt dieſen weihevoll begangenen Tag auf folgende Weiſe: „Ich ſah Schelling am vergangenen Neujahrsabend beſtändig in höchſter Rührung und Freude; ſeine Pauline, die lange krank war und auch jetzt noch nicht hergeſtellt iſt, zeigte ſich da wieder zum erſten Male, gleichſam dem Leben zurückgegeben, vor einigen geladenen Freunden, unter denen auch Hjort und ich waren, die wir ſie an jenem Abende zum erſten Male ſahen. Da ſie durch ihre Krankheit verhindert worden, ihren Kindern und Freunden am heiligen Abend die Weihnachtsgaben zu ſchenken, feierte ſie nun die Beſcheerung am Neujahrsabende in eben ſo geſchmackvoller, wie unſchuldiger und herzlicher Weiſe. Auch Hjort und ich erhielten Geſchenke mit Verſen von ihrer Hand; ich bekam ein kleines Portefeuille oder Erinnerungsbuch in rothem Saffian mit vergoldetem Schnitt und dieſer Inſchrift:

„Erinnerung an Kunſt und an Natur,
Die Dir begegnet auf Heſperiens Flur,
Bewahre Dir dies Buch für künft'ge Zeiten;
Drum laß es Dich als einen Freund begleiten."

Ich werde nie vergeſſen, wie poetiſch ſie ausſah, als ſich die Thür ihres Zimmers endlich öffnete, nachdem Kinder und Gäſte ein Weilchen im äußeren Raume gewartet hatten, um ihr Zeit zu laſſen, Alles in gehörige ſymmetriſche Ordnung zu legen; zufällig ſtand ſie mitten im Zimmer, den Rücken gegen den hell ſtrahlenden Chriſtbaum gekehrt, der ſeine mit Kerzen beſteckten Zweige gleich einer Madonnenglorie über ihr Haupt emporſtreckte. Als ſie ſo, umgeben von dieſem Glanze, gegen uns eine freundliche Verneigung machte, jauchzten die Kinder vor Freude, und der älteſte Knabe, der langes goldgelbes Haar trägt und wie ein kleiner Hermann ausſieht, rief laut: „Schöne Mutter! Blanke

Digitized by Google

Neben Atterbom und Hjort verherrlichte auch der muntere und gutmüthige Norweger Steffens oft den Schellingſchen Kreis. Trotz ſeines fremden Vaterlandes war er ein ganzer Deutſcher; hatte er doch, ſeine Profeſſur in Breslau aufgebend, die Freiheitskriege in Blüchers Hauptquartier als Freiwilliger mitgemacht, wo er u. A. zu militäriſchen Unterhandlungen mit Bernadotte verwendet wurde, als dieſer nur ſehr ſchwer zur kräftigen Theilnahme an der Schlacht bei Leipzig zu bewegen war.

Steffens hatte durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf wiſſenſchaftlichem Gebiete ſchon damals europäiſchen Ruf erlangt. Ich begegnete ihm öfters in der Akademie. Er war Kunſtenthuſiaſt und theilte ſeine Empfindungen aus der Fülle des Herzens in geiſtreicher Weiſe mit; dabei war ſein Weſen freundlich, theilnehmend und einfach, ſo daß mir der Verkehr mit ihm ſtets genußreich blieb. Den Arzt Ringseis, einen ſtrengen Katholiken, finſter, ſchwarz und ganz wie ein Spanier ausſehend, lernte ich ebenfalls kennen; ich ſah ihn oft bei Langers.

Letztere Familie war ſtreng katholiſch, beſonders der einzige Sohn

---

Lichter!" — eine Bemerkung, die wir Alle unwillkürlich machten. Nun kam ſie uns entgegen und Schelling ſtellte uns ihr vor; herzlich faßte ſie mich bei der Hand und führte mich mit den Worten zu meinem Geſchenk: „Laſſen Sie ja mich auch in Ihrer Erinnerung leben!" Schelling ſelbſt erhielt ein zierliches Theegeſchirr mit darauf gemaltem dreiblättrigem Kleeblatt (ihre drei Kinder); ihre Verſe an ihren Mann waren, wie billig, die längſten und wirklich poetiſch ſchön. Der älteſte Sohn, von dem ich ſchon ſprach, erhielt einen goldenen Helm und einen kleinen Säbel, er ſpazierte den ganzen Abend ſtolz in dieſer Rüſtung umher, jetzt, mit dem Helme auf dem langen, flatternden Goldhaare und in einen ſcharlachrothen Waffenrock gekleidet, völlig zu einem kleinen Arminius umgewandelt. Ich blickte Schelling an — er verſtand mich und drückte meine Hand; den ganzen Abend wandelte er im Zimmer auf und ab, ſprach faſt kein Wort, aber ſah unendlich freundſchaftsvoll auf uns Alle und hatte beſtändig Freudenthränen in den Augen. Am anderen Tage ſchickte ich an Frau von Schelling zum Zeichen meiner Dankbarkeit einige Stanzen, die das Glück hatten, ſie ſowohl wie ihren Mann vollkommen von der Größe meiner Ergebenheit für ſie Beide zu überzeugen."

Digitized by Google

Robert; bei dem heiteren Vater trat der Katholicismus weniger hervor. Langers wohnten in einer reizenden, an dem hohen Ufer der Iſar gelegenen Villa, im Dörfchen Haidhauſen bei München. Für gewöhnlich hatten nur Katholiken Zutritt zu dieſer ſchönen Häuslichkeit; Frau v. Langer, ernſt, vornehm, machte die trefflichſte Wirthin; eine wunderſchöne Verwandte, Namens Joſephe, ſtand ihr dabei wie eine Tochter zur Seite. Als Proteſtantin mußte ich es für eine ganz beſondere Vergünſtigung halten, wenn mir bisweilen die Einladung zu Theil wurde, Sonntags mit in der Villa zu ſpeiſen. Der Direktor Langer war bei Tiſch unbefangen heiter, der Sohn hingegen ernſt, etwas docirend. Vor und nach Tiſche wurden gewöhnlich Kupferwerke alter Meiſter beſichtigt.

Was meine künſtleriſche Thätigkeit betrifft, ſo bekam dieſelbe in ſo fern mehr eine ſelbſtändige Richtung, als die beiden Langer, Vater und Sohn, von dem Copiren nicht viel hielten und mehr Benutzung der Natur, ſowie Anwendung derſelben zu Compoſitionen wünſchten*). Zunächſt mußte ich fleißig Hände zeichnen; die erſte größere Aufgabe, welche mir der Direktor ſtellte, war, eine Sybille zu malen. Dieſer Charakter war mir ganz fremd, ich ſcheute mich deßhalb, an die Arbeit zu gehen, und erlangte in der That bald einen mir ſehr willkommenen Aufſchub. Goethe hatte mich nämlich beauftragt, ein in der königlichen Gemäldegallerie zu München befindliches Portrait von Rafael für meinen Großherzog zu copiren; die Erlaubniß dazu wurde mir von der zuſtändigen Verwaltung ſogleich ertheilt, und ich machte mich ohne

*) Bei der Wichtigkeit, welche Langers Unterricht für Louiſe Seidler gehabt hat, dürfte das Urtheil des Naglerſchen Lexikons über dieſen Künſtler mittheilenswerth ſein. Es lautet: „Ganz beſonders glücklich und groß iſt Langer geweſen in Bezeichnung des Ausdrucks edler Grazie und ſanfter Hoheit weiblicher Naturen. Er verſtand es, jene Momente, in welchen ſich der Menſch mit voller Seele einem beſtimmten Affekte hingiebt, auf das lebendigſte zu faſſen und durch Contraſte den Hauptgedanken höchſt ſinnreich hervorzuheben. Wenige haben auch die menſchliche Figur in allen ihren Formen, Bewegungen und Lebensäußerungen ſo gründlich durchſtudirt und mit ſo viel Sicherheit nachgebildet wie Langer, und als Coloriſt iſt er nicht minder mit Auszeichnung zu nennen."

Digitized by Google

Säumniß an die Arbeit, wodurch denn der Entwurf jener Sybille zunächst in den Hintergrund gedrängt wurde*).

Als einer von Goethe begünſtigten, vom Großherzoge von Sachſen und dem Herzoge von Gotha beſchäftigten Kunſtnovize ward mir überhaupt manche Thür freundlich geöffnet, welche ſich ſonſt nur ſchwer erſchloß. Nicht Jedem wurde es ſo gut; trübere Erfahrungen als ich hatte eine Künſtlerin machen müſſen, welche unmittelbar vor meiner Ankunft nach Conſtanz, ihrer Vaterſtadt, zurückgereiſt war, die ich aber ſpäter in Rom kennen und lieben lernte: Maria Ellenrieder nämlich. Da das Studiren auf der Kunſtakademie Frauen nicht geſtattet war, ſo hatte ſich Direktor Langer anfangs auf keine Weiſe herbeilaſſen wollen, Maria Ellenrieder aufzunehmen, bis ihre Thränen, unter denen ſie ihm vorſtellte, wie ihre Taubheit ſie zu jedem anderen Berufe unfähig mache, endlich ſein Herz erweichten. Frommer Sinn, raſtloſer Fleiß und großes Talent machten bald die Schülerin dem Lehrer werth; Herr von Langer ſprach mit der größten Wärme von ihr und bedauerte oft, daß ich nicht mehr mit dieſer ſtrebſamen Genoſſin zuſammengetroffen ſei. Mit der Aufnahme Maria Ellenrieders als Schülerin der Akademie zu München war übrigens ein Präcedenzfall geſchaffen, der von guten Folgen war; mehr als Eine meines Geſchlechtes hat ſich ſpäter in der Iſarſtadt ausgebildet, und zwar weder zum Schaden der Kunſt, noch zum Nachtheil der weiblichen Würde.

Als ich mich in München einigermaßen wohnlich eingerichtet hatte, ſchrieb ich alsbald an Goethe, dem ich nach gewohnter Weiſe von all meinen Erlebniſſen vorplauderte. Bald darauf erhielt ich folgende Antwort:

„Ihr Brief, meine liebe Freundin, hat mich vielfach gefreut: er kommt bald, iſt ausführlich, giebt mir von Ihrer glücklichen Künſtlerlage und von dem Wohlbefinden ſo mancher theuern Freunde angenehme

*) Es war damals eine brennende Frage: ob dies Portrait Rafael ſelbſt, oder einen ſeiner Freunde darſtelle; ein Streit, den ich ſpäter kaum mehr begriff, da es mir ganz unzweifelhaft klar wurde, daß jenes Bild nicht Rafaels eigenes Portrait ſein konnte. (Anmerkung Louiſe Seidlers.)

Digitized by Google

Kunde. Was ſoll ich für Sie weiter wünſchen! Daß Sie in eine herrliche Kunſtwelt gelangen, daß Sie ſolche nach Kräften benutzen, daß Sie überall wohl aufgenommen ſein würden, war vorauszuſehen; und nun höre ich die Beſtätigung zu beſonderem großem Vergnügen.

Seit einigen Tagen bin ich wieder in Weimar, nachdem ich Jena in ſeinem ſchönſten Nebelglanze verlaſſen. Alles iſt in dem Zuſtande den Sie kennen. Drackendorf hat ſoeben eine neue Bewohnerin mit chriſtlicher Weihe bewillkommt.

Vorſtehendes iſt leider eine ganze Weile liegen geblieben, und als ich in dieſen Tagen wieder in Jena, im alten Quartier, Herberge nahm und die liebe Nachbarin hinter ihren Vorhängen nicht gewahrte, erinnerte ich mich meiner Schuld, und ſogleich nach meiner Rückkunft eile ich, dieſes Blättchen abzuſenden. Frommanns werden in dieſen Tagen erwartet; wie ſich andere Freunde befinden, haben Sie gewiß directe Nachricht. Laſſen Sie mir die Ihrige nicht fehlen; denn ich möchte gar zu gern dem Gang Ihrer ferneren Kunſtbildung folgen; auch von den werthen Freunden wünſche Einiges zu erfahren. Von mir weiß ich nichts zu ſagen, als daß ich nach meiner Weiſe fleißig bin und Ihrer mit herzlichem Antheil gedenke.

Weimar, den 18. September 1817.

In fidem

Goethe."

Um Goethe meinen andauernden Fleiß zu beweiſen, malte ich emſig an der von ihm gewünſchten Copie; als dieſe vollendet war, begann ich den Entwurf jener Sybille, welche mir Direktor Langer zur Uebung aufgegeben hatte. Ich war dem Stoffe nicht gewachſen; der Charakter der Sybille ſtand mir gar zu fern. Meine Auffaſſung ſtimmte nicht mit derjenigen des Direktors überein, was zu manchen Verdrießlichkeiten Anlaß gab. Er ſchien einen Mangel an Zutrauen in ſeine Kunſtanſichten bei mir vorauszuſetzen; es war damals die Zeit, in welcher ſich in der deutſchen Kunſtwelt zwei entgegengeſetzte Richtungen vorbereite-

Digitized by Google

ten. Die eine, diejenige der Akademiker, ſtrebte vor Allem nach correcter Zeichnung, zwar nach der Natur, aber nach den ſtrengen Regeln der Antike. Nur ein tüchtiges, gründliches Zeichnen ſichere dem Künſtler Leichtigkeit im Componiren — dies betonten ihre Anhänger fortwährend, und allerdings mit völligem Rechte. Beſondere Wichtigkeit legten die Akademiker auf architektoniſche Anordnung, im Allgemeinen weniger das Gefühl, als den Verſtand anregend. Das Colorit hielten ſie markig, ohne beſondere Rückſicht auf Zartheit, Wahrheit und Durchſichtigkeit der Farbe. Dieſe Richtung war vornehmlich durch den Direktor von Langer repräſentirt, welcher u. A. mit kühnem und breitem Pinſel ein großes Altarblatt: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen", in dieſer Weiſe ausführte. Natürlich gehörte ſein Sohn, gleich den übrigen Profeſſoren, ebenfalls dieſer Richtung an; einer von den Schülern Langers, der geniale, bis in ſein zweiundzwanzigſtes Jahr mit Feldarbeit beſchäftigt geweſene, dann aber plötzlich als Künſtler ſich glänzend hervorthuende Tyroler Rhomberg zeichnete ſich beſonders darin aus.

Anders war es mit der neu auftauchenden Schule der ſogenannten altdeutſchen Richtung, den Romantikern, deren Reigen Cornelius eröffnete. Sie ſuchten das Gefühl, die ſeelenvolle Tiefe, die innere Stimmung in der Compoſition auszudrücken, wie es die Altdeutſchen gethan, welche die Natur naiv, ohne die Brille der Antike nachahmten. So wurde z. B. die Madonna von ihnen nicht nur als eine jugendliche Schönheit, ſondern weit öfter als gläubig fromme, wirkliche Mutter, oder als jungfräuliche, demüthige Magd des Herrn, oder auch als ſchmerzensreiche, abgehärmte Mutter Chriſti dargeſtellt. Der ſinnig ernſte Heinrich Heß, der nachherige berühmte Kirchenmaler, der ſo Großes in dieſer Richtung leiſtete, ward, ohne es eigentlich zu wollen, zum Haupte dieſer aufſtrebenden Partei. Um ihn ſchaarten ſich Alle, die für wahre Kunſt Sinn und Gefühl hatten. Zu dieſen gehörte auch ein junger Schweizer, Namens Caspar Schinz*); er war mit einem beſon-

*) Die Tagebücher desſelben haben dem Herausgeber vorgelegen. Am 6. März 1818 zeichnet Schinz ein: „Frl. Seidler von Jena iſt ſchon ein halbes Jahr an der Akademie; ſeit einigen Wochen hatte ich Anlaß, ſie näher kennen

deren Talent für die Compoſition begabt, hatte aber weniger Geſchick zur Ausführung in Farben. Als früherer Schüler des Kupferſtechers Lips (deſſen Kunſt er ſich anfänglich widmen wollte), war er ein guter Zeichner und verſtand ſich vortrefflich auf die Perſpective; in der Malerei dagegen fehlte es ihm an Technik. Mir mangelte, was ihm geläufig war, und umgekehrt. Da wir in dem nämlichen Saale arbeiteten, ſo gab dies bei baldiger näherer Bekanntſchaft zu einem Austauſch unſerer Fertigkeiten Anlaß. Er war ein herzensguter, ſchöner, ganz mädchenhaft ausſehender Jüngling; leider verrieth eine abgezirkelte Röthe auf ſeinen Wangen den Keim zu einer ſchlimmen Krankheit. Wirklich ſtarb er auch ſchon in ſeinem zweiunddreißigſten Lebensjahre an der Schwindſucht. Sein knabenhaftes Ausſehen und der Umſtand, daß er elf Jahre jünger war als ich, begünſtigte ein herzliches, von meiner Seite ganz geſchwiſterliches Verhältniß; Schinz wurde mir in München (und ſpäter in Italien) ein ebenſo angenehmer wie nützlicher Führer und Begleiter. Ich ſah bald, wie viele Kenntniſſe ihm mangelten, beſonders in der Literatur; ich beſtrebte mich daher, nach eigener ſchwacher Kraft ſein Intereſſe für dieſe und ähnliche Dinge zu erwecken. Als Zwinglianer hatte er nie das höhere, poetiſche Element im Katholicismus gefühlt; durch Heß aber wurde er für dieſen Cultus ſo begeiſtert, daß er von einer zu großen Ueberſchätzung deſſelben nur durch meine Bitten: das neue Teſtament mit Nachdenken zu leſen, abgehalten wurde.

Hier iſt der Ort, auch der Jubiläumsfeier des Reformationsfeſtes Erwähnung zu thun. Der 31. October 1517 war der ewig denkwürdige Tag geweſen, an welchem einſt Luther ſeine 95 Theſen wider Tetzels Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg geſchlagen

zu lernen und fand ein ſehr gebildetes und angenehmes Franenzimmer, äußerlich ſchlank, die Geſichtsbildung gutmüthig, ohne ſchön zu ſein. Je länger wir bei einander arbeiten und uns alſo recht oft ſehen, verſtärkt ſich die gegenſeitige Wohlgeneigtheit." Und am 21. Juni: „Von Frl. Seidler erfuhr ich heute, wie ſie lange ihrem verwittweten Vater mit Mühe das Hausweſen, den Stall, das Federvieh beſtellt, wie ſie endlich das Haus wegen ſeiner Wiederverheirathung verlaſſen, wie ſie in Dresden mit Copiren, in Weimar und Gotha mit Portraitiren ſich durchhalf."

Digitized by Google

hatte; die dreihundertjährige Wiederkehr dieses Tages wurde überall gefeiert, wo ein Häuflein Protestanten sich zusammenfand; so auch in München. Ich beging das Fest im Schellingschen Kreise: des Morgens besuchten Pauline und ich die Kirche, Mittags aß ich bei ihr, hernach lockte uns das herrliche Wetter in den englischen Garten. Das Thema des Gesprächs bildete natürlich die kirchliche Lage, namentlich die Vereinigung getrennter Kirchenparteien zu einer Gemeinschaft, wie sie an eben jenem Tage in Preußen durch gemeinsame Abendmahlsfeier der Lutheraner und Reformirten als „Union" eingeführt wurde. Auch eine „Beschwörung", welche der Dichter Müllner veröffentlichte, beschäftigte die Geister; er rief dem Schatten Luthers ein kräftiges „Wach' auf" zu: —

„Der Glaube hadert um ein irdisch Recht,
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht, —
— Jetzt ist der Erd' ein Mann voll Kraft vonnöthen
Wie Du Dich einst der Christenheit bewährt:
Die Brust von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Ferf' ein Fels, die Lüge zu zertreten!"

Die Erwähnung Müllners bringt mich ganz natürlich auf die Schicksalstragödien, mit welcher besonderen Gattung des Dramas sein Name unzertrennlich verknüpft ist. Eben damals erstand ihm der gefährlichste Nebenbuhler in der Person des Wiener Dichters Grillparzer, dessen „Ahnfrau" das Münchener Hoftheater einzustudiren eilte. Der allgemeine Eindruck war, daß das Stück viele Mängel habe, aber für den Effekt trefflich berechnet und hinsichtlich der Zeichnung einzelner Charaktere herrlich sei. Namentlich erntete „Bertha" dieses Lob; in der That ist diese ganz Unschuld, Liebe und Jungfräulichkeit. Hjort und Atterbom theilten diese Meinung; auf alle aber hatte das Stück einen so tiefen Eindruck gemacht, daß Gespenstergeschichten, Ahnungen und Träume fortan ein Hauptthema der Unterhaltungen bildeten. Rasch folgte diesem ersten Drama aus Grillparzers Feder die „Sappho" und die „Medea" desselben Dichters; zwei Tragödien, in denen am 11. und 12. September 1818 die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder Lorbeern erntete, und zwar spielte sie die Medea fast noch schöner als

Digitized by Google

die Sappho — auch nach Schellings Urtheil, der mit mir der erſten Aufführung dieſer Grillparzerſchen Stücke beiwohnte.

Um in theatraliſchen Dingen nicht nur das Claſſiſche, ſondern auch das Volksmäßige kennen zu lernen, unternahm ich eines Abends mit etlichen Freunden eine Expedition in's Iſarvorſtadttheater, wo die Hanswurſtiaden des Staberle an der Tagesordnung waren; Schnurren, denen wir indeſſen wenig Geſchmack abgewannen. Leider erkältete ich mich an dieſem Abend, bei ſtrömendem Regen, der uns auf dem Heimwege überfiel und der mich ohne Schellings rettenden Regenſchirm ſicherlich bis auf die Haut durchnäßt haben würde, auf's heftigſte, und mußte deshalb darauf verzichten, die Catalani zu hören, welche in eben jener Woche zweimal in München mit ſo großem Beifall concertirte, daß zu den Proben wie zu den Aufführungen nur mit größter Mühe ein Billet zu erobern war.

Herrſchte, wie man ſieht, auf dem Gebiete der Schauſpiel- und Geſangskunſt regſtes Leben in München, ſo blieben auch die bildenden Künſte hinter jenen nicht zurück. Schon in den letzten Tagen des November 1817 waren von London, wohin Lord Elgin die Originale geſchleppt hatte, die erſten Abgüſſe des Frieſes vom Tempel des Apollon Epikurios zu Baſſae bei Phigalia in Arkadien, die Kämpfe der Centauren und Amazonen darſtellend, in die Akademie nach München gekommen; ein Ereigniß, welches die ganze Künſtlerwelt in Bewegung ſetzte. Ich beeilte mich, den Fries in der Größe des Originals auf blauem Papier, weiß gehöht, zu zeichnen, und meine Arbeit (am 3. Febr. 1818) an Goethe zu ſchicken. Die Sendung traf ihn in Jena, wo er längſt nicht mehr im Schloſſe, ſondern ganz nahe bei demſelben, im damals Biſchofſſchen Hauſe wohnte und den Tag mit dichteriſchen Arbeiten in dem Wirthshauſe „Zur Tanne“ hinbrachte. Umgehend dankte er mir für die Zeichnung in folgendem Briefe *):

*) Zu demſelben ſei bemerkt, daß (außer dem Namen) noch die beiden Anfangsſtrophen des citirten Gedichtes („Selbſtbetrug.“ Werke in 40 Bd. I, 21) von Goethe ſelbſt geſchrieben ſind. Das Dörfchen Camsdorf liegt unmittelbar am öſtlichen Ende der ſteinernen Brücke, welche von Jena auf das rechte Ufer

Digitized by Google

„Nicht einen Augenblick will ich ſäumen, mit den ſchnellſten Worten zu ſagen, daß Sie mich durch Ueberſendung der Basreliefs in die größte Bewegung und Betrachtung verſetzt haben! Jetzt bedarf es nicht mehr zu vergnügteſten Stunden; bisher wiederholte ich nur immer das Lied:

Der Vorhang rührt ſich hin und her
Bey meiner Nachbarin ꝛc.

deßhalb auch zuletzt eine Ortsveränderung ſtattfand. Wo aber Ihr blauer reichlich ausgebildeter*) Streifen, auf blaßgelbem Grunde, ſich herrlich ausnimmt, rathen Sie wohl nicht. Auf dem rechten Ufer der Saale, im Erker der Tanne, wo es wirklich ſchöner iſt, als man es ſich denken darf, da bewirthen Sie mich und meine Freunde mit der ſchönſten Gabe, wofür Ihnen der wärmſte Dank entrichtet wird. Wie heute früh beym Gläſerklang in Geſellſchaft von hübſchen jungen Leuten geſchah. Die hellen, mitunter ſonnenreichen Stunden des Tages verbringe ich auf dieſer Zinne, wo des letzten Camsdorfer Bogens Waſſer immer lebhaft unten rauſcht. Nur die Nacht über wohne ich

der Saale hinüberführt; die „Tanne“ ſteht nahe am „letzten Bogen“ dieſer Brücke, unter dem das Waſſer „lebhaft rauſchend“ über ein niedriges Wehr dahinſtrömt. Die durch Goethes Aufenthalt geweihten Stätten ſind jetzt mit Inſchriften verſehen.

*) Da auf der Zeichnung die Originalgröße des Frieſes beibehalten war, ſo mußten die Figuren ¾ lebensgroß ſein. Goethes Freude über die Sendung geht noch hervor aus einem ſeiner Briefe an Heinrich Meyer (Riemer, „Briefe von und an Goethe“, S. 123), in welchem es heißt: „In München ſind Abgüſſe der Phigaliſchen Basreliefs angelangt. Louiſe Seidler hat mir eins, blau Papier, ſchwarze Kreide, weiß gehöht, in Größe des Originals zugeſchickt, unter Langers Einfluß ſorgfältig gearbeitet. Es iſt ein Abgrund von Herrlichkeit, und wohl unerläßlich, ſolche zu betrachten,“ u. ſ. w. (folgt bruchſtückweiſe Louiſe Seidlers die Zeichnung begleitender Brief). Goethe bewahrte die Arbeit ſorgfältig auf; Schuchardts Verzeichniß der Kunſtſammlungen des Dichters nennt dieſelbe I, 289, unter No. 676. Der „lange Papierſtreifen mit Contouren des Frieſes vom Tempel zu Phigalia,“ den Goethe am 20. October 1828 nach aufgehobener Tafel einigen Tiſchgäſten zeigte (Eckermann, Geſpräche, II, 26), wird die Arbeit Louiſe Seidlers geweſen ſein.

Digitized by Google

in der alten Nachbarſchaft. Gleich jetzt erlebe ich den ſchönſten Sonnenuntergang. Mehr ſetze ich nicht hinzu, damit dieſes Blatt nicht ſäume. In wenigen Tagen mehr.

Jena, den 12. Februar 1818.

Goethe."

Inzwiſchen war auch die verhängnißvolle Sybille beendet und ich nahm jetzt jene wunderliche Beſtellung in Angriff, welche mir Herzog Auguſt von Gotha noch ſcheidend aufgetragen: den Wiſchnu, welchen er ſich als Chriſtus dachte und den er als ſolchen dargeſtellt wünſchte. Ich ſuchte mich in die indiſche Mythologie zu vertiefen, ich las Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer Aſiens — aber der Auftrag war und blieb unſinnig. Die Zeit, welche ich an das Bild wendete, konnte ich als gänzlich verloren erachten; trotzdem gab ich mir unſägliche Mühe, freilich ohne den Herzog, als er das Bild endlich empfing, zu befriedigen. Ich erhielt von ihm einen originellen, ſehr ſarkaſtiſchen Brief, den ich leider nicht mittheilen kann, da eine liebe Handſchriftenjägerin *) ihn mir entführt hat. Ich erinnere mich nur noch einer Stelle daraus, welche eine Abmahnung enthielt, gleich den meiſten Malern Italien zu beſuchen, wo, wie er ſich ausdrückte, ſein in Rom zum Katholicismus übergetretener Bruder „unter die Jeſuiten gegangen ſei und nun Pritſchmichel der Italiener zubenamſet werden müſſe." Ein ſehr reichliches Honorar **), das dieſem Schreiben beilag, tröſtete mich einigermaßen über die herbe Kritik, welche er über mein Bild ergehen ließ ***).

Als ich in München eben erſt angekommen war, hatte ich die große Freude eines Wiederſehens mit Frau Henriette Herz, welche ich ſchon in Dresden ſo liebgewonnen. Ich traf ſie bei Schelling, in deſſen

*) Dieſelbe war trotz aller angewandten Mühe nicht zu ermitteln.

**) Nach einer Notiz in Louiſe Seidlers Nachlaß: zehn Louisd'or.

***) Eine Bemerkung über das Bild findet ſich in Atterboms „Aufzeichnungen" wo es S. 144 heißt: „Louiſe von Seidel malt gegenwärtig für den Herzog von Gotha einen Wiſchnu, der wirklich ein Meiſterſtück poetiſcher Malerei wird."

Digitized by Google

Hauſe ſie die Geſelligkeit beſonders verſchönte. Wir beſichtigten miteinander die Kunſtſchätze; Abends ſchrieben wir dann über das Geſehene Notizen nieder. Die edle Frau wurde mir durch ihren gebildeten Geiſt, ihr tiefes Gefühl und ihre Anmuth täglich theurer. Wie gern hätte ich ſie nach Rom, wohin ſie nur zu bald abreiſte, begleitet; ein heißer Wunſch, deſſen Erfüllung ich mir mit ſo vielen Schwierigkeiten verbunden dachte, daß ich ihm in meiner Seele keinen Raum zu geben wagte. So bat ich denn Henriette Herz, mir wenigſtens von Rom aus öfters zu ſchreiben, denn es ſchien mir ſchon ein beſonderes Glück, einen Brief von Rom zu bekommen. In der That hielt die liebenswürdige Freundin das mir gegebene Verſprechen, und am 5. März 1818, an welchem Tage mich Pauline Schelling zu Tiſch gebeten hatte, überraſchte mich deren Gatte zum Deſſert mit folgendem Briefe*) von ihr:

„Rom, im Februar 1818.

Den 12.

Vor einer Stunde brachte Thürmer mir Ihren Brief, meine liebe Louiſe, und im erſten Gefühl der Freude, die er mir machte, will und muß ich Ihnen dafür danken und Ihnen ſagen, wie ich es recht erkenne, daß es lieb und gut von Ihnen iſt, mir geſchrieben zu haben! Durch einen von hier abgehen wollenden Künſtler wollten wir Ihnen ſchreiben, er reiſte aber nicht, und ſo unterblieb auch unſer Schreiben; jetzt, durch Ihre Freundlichkeit von neuem angeregt, verſchiebe ich es nicht länger und werde den Brief durch Ringseis beſorgen laſſen.

Wie ſoll ich nur anfangen Ihnen zu erzählen, zu ſagen, wie glücklich und angenehm unſere Reiſe war und wie unendlich herrlich es hier iſt! Ja, liebſte Louiſe, wer nicht nothgedrungen muß, der ſoll nicht ſterben, ohne Rom geſehen zu haben, ohne durch Tyrol dahin gereiſt zu ſein. Wie übertrifft die Wirklichkeit jede Beſchreibung! wie viel höher ſteht Tyrol mit ſeinen Bewohnern, als ſelbſt Goethe ſie beſchreibt!

Wie wohl mir in München war, das müſſen Sie geſehen haben; dem verehrten trefflichen Jacobi, deſſen flüchtige Bekanntſchaft wie ein

*) Treu nach dem Original, welches dem Herausgeber vorgelegen.

Digitized by Google

ſchöner Traum mir vor der Seele ſchwebte, näher zu ſein, ihn zu ſehen, zu ſprechen, mich ſeiner Freundlichkeit, deren er mich würdigte, zu freuen, die Bekanntſchaft von Schellings, Gotters, Niethammers und des bei Jacobis verſammelten Kreiſes — alles das war eine ſchöne Weihe zur Erfüllung meines Jugendtraums.

Mit München ging mir für's Erſte das Leben mit intereſſanten Menſchen unter, das der Natur ging aber auf, und wahrlich, alles was ich bis jetzt Großes, Schönes und Herrliches geſehen habe, vermindert den Eindruck nicht, den jenes herrliche Land auf mich gemacht hat. Alle Beſchreibung der Natur und der Menſchen dort giebt keinen Begriff von der Wirklichkeit — ich ſchweige alſo auch gegen Sie davon, liebe Louiſe, und ſage Ihnen nur, daß, vom Himmel begünſtigt, wir glücklich in Verona ankamen.

Verona war nun eigentlich die erſte große italieniſche Stadt, die wir ſahen, und in ihr die erſten Ueberbleibſel großer, längſt vergangener Zeiten. Das ſchöne Amphitheater verfehlte ſeine Wirkung nicht auf uns, auch gingen wir gläubig in ziemlich ſtarkem Regen nach einem kleinen, wüſten Garten und holten uns ein Steinchen von Julie und Romeos Grabe. Durch unſern Banquier, einen Schweizer, ſahen wir das Merkwürdigſte in Verona, und nach drei Tagen reiſten wir ab, gingen durch das ſchöne, aber öde und wüſte Padua längs der Brenta nach Venedig. Liebſte Louiſe, bilden Sie ſich ja nicht ein, durch alles, was Sie geleſen, geſehen und gehört haben von dieſer Zauberſtadt, auch nur einen entfernten Begriff von ihr zu haben; in jeder Hinſicht überſteigt ſie das Bild, das man ſich von ihr macht. Bunt, voll und faſt kleinlich iſt alles, was ich von Venedig gemalt geſehen habe. Die Paläſte ſtehen aber in grauer, ſtiller Pracht längs des großen Canals, indeß ein auf keine Weiſe zu beſchreibendes Leben auf dem herrlichen Marcusplatz und der Riva schiavono in unendlichen Geſtalten und Tönen ſich zeigt. Berauſcht vom Unerwarteten, Großen, Reizenden, war ich die erſten Tage, und die fünf Tage unſeres dortigen Aufenthalts verſtrichen in Einem Genuß, und das Bild Venedigs ſteht wie ein ſchöner Zauber vor meiner Seele. Von V. nach Florenz hielten

Digitized by Google

wir uns nur einen Vormittag in Bologna auf; in Florenz waren wir 4 Wochen, und dort ſah ich zuerſt mehrere herrliche Marmorbilder, deren ſchwache Nach- und Abbildungen ich früher an mehreren Orten geſehen hatte. Wie Bekannte in verklärter Geſtalt traten ſie mir entgegen — und mit Wahrheit kann ich Ihnen ſagen, liebe Louiſe, daß ich zuerſt vor ihrer mächtigen Herrlichkeit ſo erſchrak, daß mir die Bruſt eng ward, ich die Augen niederſchlug und mich wegwandte. Vor der Gruppe der Niobe war dies beſonders der Fall; allmählich ward ich vertrauter mit ihnen und kehrte gern und freudig immer wieder zu ihnen zurück. Deutſcher Umgang fehlte mir in Florenz, und nachdem ich Alles tüchtig, nach meinen Kräften, geſehen hatte, verließ ich es gerne, um dem höheren Ziele entgegen zu eilen, und vergnügt und geſund kamen wir am 11. Octbr. Vormittags um 12 Uhr in Rom an. War ich den ganzen Morgen des letzten Reiſetages außer mir, ſo war ich es nicht weniger, als ich endlich wirklich durch das Thor einfuhr, den Obelisk, die auf dem Platze liegenden Kirchen u. ſ. w. ſah. Das Wetter war herrlich in den erſten Tagen unſeres Hierſeins, und mir war oft, als hätte ich Flügel an der Seele, ſo leicht, ſo gehoben, ſo getragen fühlte ich mich. In den erſten Tagen ſah ich mehr, als ich vertragen konnte, und der ſich einſtellende Regen machte mir die nöthige Ruhe erreichbar. Der Regen hielt ungewöhnlich lange an, wir waren aber dennoch ſehr glücklich, denn wir waren in Rom! In Frau von Humboldt, der gegenüber wir unſer kleines Quartier bereit fanden, umarmte ich eine längſt bewährte Freundin, in den Söhnen der Friedrich Schlegel liebe junge Freunde, die ich wie Söhne ſelbſt liebe, da ſie meinem Herzen durch die Liebe der Mutter nahe verwandt ſind; in den beiden Schadows ſah ich alte, gute Bekannte und ebenſo machte ich in den erſten Tagen die Bekanntſchaft von Cornelius und Overbeck. Bin ich in meiner Unkunde und Unwiſſenheit in der Kunſt ſchon nicht berechtigt, etwas darüber auszuſprechen, ſo darf ich Ihnen doch ſagen, daß die Arbeiten dieſer jungen Männer mich wunderbar, Jedes nach ſeiner Individualität, ergriffen. Den jüngſten Schadow ſah ich beim Abſchiede von Berlin als einen zierlichen jungen Weltmann und ele-

Digitized by Google

ganten Portraitmaler, der durch einige ähnliche Portraits vornehmer Perſonen ſchon eine Art von Ruf hatte, der ihn über die Gebühr eitel machte. Den jüngſten Veit (Philipp, den Sie wohl von Dresden her kennen) ſah ich als Anfänger der Malerkunſt Berlin verlaſſen, nachdem er von der ſchönen Prinzeß Wilhelm ein gut gedachtes, aber dürftig und ſchwach ausgeführtes Bild gemalt hatte. Von Overbeck kannte ich ein kleines Madonnenbildchen mit ſteifen Falten und gelben ſteifen und ſtarren Haaren, von Cornelius Zeichnungen zum Fauſt und den Nibelungen — nichts in Farben — und wie fand ich alle dieſe Leute, nachdem ich ſie ganz anders zu finden, nach Goethes Main- und Rheinreiſe glauben mußte! Schadow war ein Portraitmaler geworden, der jedes Portrait zum Tableau erhöhte, ſowie in ſeinen Compoſitionen ſich ſtilles frommes Gemüth ausſpricht, und zwar auf die lieblichſte Weiſe durch Form und Farbe. Philipp Veit, der im Jahre 11 ſein erſtes Oelbild malte, deſſen Studien durch den Freiheitskrieg Deutſchlands, den er mitgemacht hatte, unterbrochen wurden, hatte Rieſenſchritte gemacht, und ſtehen ſeine Geſtalten und ihre Umgebungen vielleicht jenen an Lieblichkeit nach, ſo drücken ſie doch eben ſo tiefen Sinn auf vielleicht kräftigere Weiſe aus. Overbeck verbindet mit eben dieſem tiefen, ſtillen Sinn eine ungewöhnliche Grazie in Männer- und Frauengeſtalten. Cornelius ſteht vor Allen hoch da, und alles was ich früher von ihm geſehen hatte, verſchwindet gegen das, was er ſeitdem gemacht hat und jetzt macht. Der tiefe Ernſt in den älteren Mannesköpfen, die Milde und Männlichkeit und ſogar Lieblichkeit und Innigkeit in den jüngeren, die hohe Weiblichkeit in den Frauenköpfen iſt in allen ſeinen Compoſitionen gleich groß und ſchön. Bartholdy, der preußiſche General-Conſul, gab den vier Genannten zuerſt Gelegenheit, ihr Talent in der Frescomalerei zu zeigen, und das kleine Zimmer, das er in der gemietheten Wohnung konnte malen laſſen, enthält viel, ſehr viel Schönes, und jetzt läßt der Marcheſe Maſſimi in ſeinem Palaſte zwei Säale malen — den Dante und den Taſſo — d. h. die Haupt- und bedeutenderen Nebenmomente beider Gedichte darſtellend. Cornelius hat ſich den Dante, Overbeck den Taſſo gewählt, und Beide haben ſchon

Digitized by Google

Cartons dazu fertig, die ein selten herrliches Werk versprechen. Overbeck hat erst das Mittelstück der Decke ganz fertig; das befreite Jerusalem in der Gestalt einer auf einem prächtigen Sessel sitzenden Frau, der zwei Engel eben die Ketten abgenommen haben, die sie schwebend noch in den Händen haben. Die schöne Gestalt sieht ernst und fest und mit erlaubtem stolzen Gefühl aufwärts, den Werth der Freiheit fühlend, doch anerkennend, von wannen sie ihr kommt. Cornelius, der sehr schnell arbeitet, hat schon zwei Cartons mit vielen Figuren fertig, von denen die meisten trefflich gelungen sind*).

So, liebe Louise, hat der eigene Genius diese Jünglinge über das erhoben, wonach sie sich mit Gewalt bilden wollten: ich meine, daß ihr besserer Genius sie bewahrt hat vor den Unvollkommenheiten Derer, nach deren Vollkommenheiten sie mit Recht strebten und streben, die sie in einem gewissen Grade schon erreicht haben und hoffentlich immer mehr erreichen werden. Hätte Goethe die Arbeiten dieser jungen Männer gesehen, er würde vieles nicht über sie haben sagen lassen **); sähe er sie noch, er nähme manches zurück. Ich habe Ihnen nur diejenigen genannt, die mit Recht als die vorzüglichsten genannt werden — es giebt aber noch einige, die Lob verdienen, und dazu gehören der älteste Veit, der langsamer als die andern arbeitet, daher auch weniger große Fortschritte gemacht hat; seine Bilder sind melancholisch in Composition und vielleicht auch in Farben, derselbe tiefe, fromme Sinn aber ist auch in ihnen. Lassen Sie uns den Geist, der über Jene gekommen ist, nicht tadeln, wenn er auch etwas in sie gebracht, das vielleicht aus ihnen wegzuwünschen wäre. Ist es in unserer Macht, zu sagen, daß

*) Diese Cartons sind nicht in Farbe ausgeführt, da ein Ruf nach Düsseldorf den Künstler an deren Vollendung hinderte. Ph. Veit übernahm diesen Auftrag und stellte das Paradies nach seiner Ansicht dar. Cornelius' Cartons sind lithographirt und erschienen 1830 zu Leipzig als „Umrisse zu Dantes Paradies, mit erklärendem Texte von J. Döllinger," dem jetzigen Münchener Professor.

(Anmerkung Louise Seidlers.)

**) Wie im zweiten Hefte von „Kunst und Alterthum", in dem Aufsatze: „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst."

ſie ſo ſtreng ſittlich, ſo gründlich künſtleriſch, ſo rechtlich, wacker, fromm und treu wären, wenn ſie geblieben, was ſie waren? Und was waren die meiſten? Etwa Proteſtanten? Nein — ſie waren nichts, ſie waren ohne alle Religion, denn wären ſie Proteſtanten im wahren Sinne des Wortes geweſen, ſo könnten ſie ja wohl alles geweſen und geworden ſein, was ſie jetzt als Katholiken ſind.

Ich habe Ihnen, liebſte Louiſe, flüchtige Worte über die neue Kunſt hier und gar keine über die alte geſagt, denn mit meinem Verſtehen der Kunſt ſteht es ſchwach; ich fühle ſie allenfalls — die Menſchen und die Natur verſtehe ich beſſer, und ſo erfreue ich mich täglich des Umgangs mehrerer Künſtler, die den Abend gerne Theil nehmen an unſerm Theetiſch, der mit ſeinem ſiedenden Keſſel uns nordiſche Abende nach ſüdlichen Tagen bereitet — ſo entzückt mich täglich der dunkelblaue Himmel, die herrlichen, mit Schnee bedeckten Berge, die in der ſchönſten Mittag- und Abendbeleuchtung vor mir liegen, indeß ich in warmer Sonne unter ewig grünen Bäumen ſtehe, auf hellgrünem Raſenteppich, der mit den mannichfaltigſten Blumen von ungeheurer Farbenpracht bedeckt iſt — umgeben vom Duft der faſt nie verblühenden Veilchen, nie aufhörendem Vögelgeſang, indeß faſt rund umher die jetzt reifen Pomeranzen mich aus dunkelgrünem Laube anglühen. Sagen Sie nur, wie das Alles eine arme Nordländerin, die im Schnee geboren und erzogen iſt, aushalten ſoll — mir iſt auch oft, als könnte ich es nicht — und nun in all dieſer Himmels- und Erdepracht geſammelt und aufgehäuft Schätze der Kunſt aus ihren beſten Zeiten, in unglaublichem Maße, ja, aufgehäuft und einzeln; denn in jedem Winkel der Stadt findet man Andenken der großen Kunſtzeit! Und doch, und doch giebt es treffliche Menſchen, denen das alles nicht genügt, denen es in Rom nicht gefällt — die ſich in dem, was da iſt, ſtören laſſen durch das, was ſie vermiſſen, die über das Nichtgute, das wirklich da iſt, das nicht ſehen, was klar, groß und herrlich da liegt.

Zu dieſen aber gehört der Kronprinz von Bayern nicht, an deſſen großer Freude an Rom ich meine eigne Freude habe, dieſes iſt ein einziger Prinz, wahrlich, in deſſen Nähe man vergißt, wie hoch er in

Digitized by Google

der äußeren Welt über Einem ſteht. Er erkennt in vollem Sinne den Werth und das Verdienſt der hieſigen deutſchen Künſtler nicht nur, ſondern alles, alles, was hier zu erkennen iſt — läßt ſich durch nichts ſtören im Genuß der Herrlichkeit, die einem geſunden inneren Sinne hier überall, aus jedem Winkel, von jedem alten Gemäuer, in hohen Sälen, wie vom Raſen, entgegenſtrahlt. Er iſt in Einem Entzücken, das ich vollkommen mit ihm theile, und wahrhaft wohl thut es mir, daß er die deutſchen Künſtler, und beſonders die Preußen, auszeichnet. Eberhardt, ſeinen Landsmann und künftigen Unterthan, hat er erſt während ſeines jetzigen Aufenthaltes recht kennen und würdigen gelernt. Steht er als Bildhauer nicht ſo hoch, wie mancher andere, und beſonders wie Thorwaldſen — der wahrlich auf ſelten hoher Höhe ſteht, — ſo iſt er als Componiſt bewundernswerth und wahrhaft groß. Das tiefſte Gemüth ſpricht ſich in anmuthigen Geſtalten und Zuſammenſetzungen in ſeinen Zeichnungen aus, auch wird der Kronprinz ihn hoffentlich beſchäftigen. Dieſer beſucht alle deutſchen Künſtler und hat ſich mit ſeinem Gefolge mit altdeutſcher Tracht bekleidet; er meint, Ringseis ſähe wie ein Geiſterbeſchwörer darin aus; und finde ich auch das grade nicht, ſo ſieht er doch wunderlich genug mit ſeinem Schnurr-, Knebel- und Zwickelbart aus, der ſeinem mageren Geſicht ein wunderliches Anſehen giebt.

Den 17.

Nun, liebſte Louiſe, will ich nur aufhören; denn wie viel ich auch noch zu ſagen hätte, ſo muß ich es, denn wo die Zeit hernehmen? Des Vormittags ſcheint mich die Sonne zum Zimmer hinaus, ich kann es nicht aushalten im Hauſe, und den Abend ſind entweder Leute bei uns oder wir ſind ſpäter drüben bei Frau von Humboldt, wo auch immer deutſche Künſtler ſind. Dann habe ich die Bekanntſchaft einiger engliſchen Häuſer, die mir auch zuweilen einen Abend nehmen, und auf dieſe Weiſe lerne ich denn geläufig deutſch und engliſch ſprechen, an italieniſch iſt nicht zu denken, da mich die italieniſchen Geſellſchaften langweilen und ich die Bekanntſchaften dieſer ſonſt wirklich zuvorkommenden Leute vernachläſſige.

Leben Sie wohl, recht wohl, ſtreben Sie danach, uns noch in Rom zu ſehen, die Reiſe iſt bequem und nicht ſehr koſtbar.

Grüßen Sie Jacobis; wie ſoll ich Ihnen aber ſagen, wie Alle und wie Jeden, mit Liebe und Dank? Sie werden es wohl wiſſen: Schellings, Roths, Niethammers, und wer freundlich meiner gedenkt. Schreiben Sie mir bald wieder, ich ſage Ihnen meine Adreſſe in dem Papierchen, in welchem die Veilchen liegen: ein paar Veilchen, in der Villa Pamphili gepflückt!

Leben Sie wohl und ſein Sie gewiß, daß wir Ihrer oft freundlich gedenken.

Henriette Herz."

Als ich dieſen Brief*) geleſen hatte, beherrſchte mich nur noch Ein Gedanke, Ein Gefühl: Italien zu ſehen! Auch Schelling und die übrigen Freunde waren der Meinung, ich müſſe Alles daran ſetzen, dieſes Ziel zu erreichen. So ſchickte ich denn den Brief der Henriette Herz an meinen Vater, mit der Bitte, ihn auf irgend eine Art in die Hände meines gnädigen Gönners, des Großherzogs Carl Auguſt, gelangen zu laſſen. Frau von Heygendorf, deren Theilnahme für mich ſchon einmal ſo wirkſam in meinen Lebensgang eingegriffen hatte, übernahm abermals den Liebesdienſt freundlicher Vermittlung; der Erfolg war bald der günſtigſte. Schon am 3. Mai 1818 erhielt ich einen Brief der gütigen Künſtlerin, in welchem ſie mir anzeigte, daß der Großherzog mir abermals ein Geſchenk von 400 Thalern bewilligt habe, mit der Erlaubniß, für dieſe Summe in Rom zu ſtudiren. Außerdem hatte ich mir durch vortheilhafte Verkäufe einiger Copien ein kleines Capital geſammelt, welches ich auf die Reiſe verwenden konnte, und bald fand ſich auch die angenehmſte Reiſegeſellſchaft. Ich hatte in Jena die Mutter meiner Freundin Suſette Voigt, Frau von

*) Derſelbe muß in den Münchener Künſtlerkreiſen Senſation erregt haben. „Hätte ich Flügel" ſchreibt Schinz, nachdem er ihn geleſen, in ſein Tagebuch, „er hätte mich gleich zu einer Reiſe entſchloſſen gemacht." Eins der mitgeſandten Veilchen, welches ihm Louiſe ſchenkt, erfüllt ihn mit dankbarer Freude.

Digitized by Google

Loewenich, kennen gelernt, eine wohlhabende, resolute Wittwe, die in Frankfurt lebte. Diese hatte einen Bruder in Neapel, dem sie längst einen Besuch zugedacht hatte; und als ich bei ihr anfragte, ob sie die Reise nach Italien mit mir unternehmen wolle, erhielt ich beinahe umgehend eine bejahende Antwort. Der junge Schinz wurde durch die Aussicht auf meine Reise so angeregt, daß er beschloß, ebenfalls nach Italien zu ziehen; ich erlaubte ihm um so eher, sich uns anzuschließen, als Frau von Loewenich mir aufgetragen hatte, mich nach männlicher Begleitung umzusehen. Ein Lehrer im Italienischen, der uns rasch in dieser Sprache förderte, war bald gefunden, und nachdem so alle Vorfragen erledigt waren, genoß ich die Aussicht auf die wunderherrliche Reise in vollen Zügen; sogar die Tücken des Münchener Klimas, welche sich in diesem Frühjahre durch Zahn- und Gesichtsschmerz besonders an mir äußerten, wurden nun leichter von mir ertragen. Wirklich flogen alle diese Plagen, als ich die Alpen überstiegen hatte, gleich einer trüben Wolke von dannen.

Das milde Wetter des vorrückenden Herbstes benutzte ich noch zur Besichtigung mehrerer Kunstschätze in dem damals frisch emporstrebenden München. Da muß ich zuerst einer eigenthümlichen Sammlung Erwähnung thun, nämlich der Gallerie des Kapaunenstopfers Reichel. Von einigen Kunstgenossen auf dieselbe aufmerksam gemacht, ging ich eines Tages, sie zu besichtigen. Ich gelangte zu einem kleinen Hause in der Vorstadt; als ich auf schmaler steiler Treppe die erste Etage erklomm, fiel mein Blick seitwärts durch eine offene Thür in ein schauderhaftes, mit einem Gemisch von Federn und Blut angefülltes Gemach — es war die Kammer, in der das Geflügel geschlachtet und gerupft wurde. Voll Entsetzen wandte ich mich ab und eilte weiter, alle Hoffnung aufgebend, daß neben solchem Handwerk wirklicher Kunstsinn bestehen könne. Aber ich sollte mich sehr getäuscht haben; die Gemälde, welche ich im oberen Stockwerk fand, waren Perlen der neueren bayrischen Kunst und so zahlreich, daß sie, trotzdem der zu ihrer Aufbewahrung bestimmte Raum nichts weniger als beschränkt war, dennoch zum Theil an die Wände gelehnt, auf dem Boden standen. So fanden

Digitized by Google

ſich bei den braven Bayern vielfach Spuren von Kunſtſinn, die man im Norden damals noch vergeblich ſuchte.

Von Schinz begleitet, machte ich außerdem vor meiner Abreiſe einen Beſuch bei dem Maler Adam, dieſem Rafael der Thiermalerei. Er hatte eben ein neues, ganz vortreffliches Bild fertig auf der Staffelei: eine Stute mit dem Füllen weidend; im Hintergrunde auf der von der Abendröthe beſtrahlten Wieſe tummelten ſich noch mehrere Pferde. Einen „Pferdemarkt" hatte er unlängſt an den eben genannten Reichel verkauft.

Adam ſelbſt war ein ſehr zuvorkommender Mann, nicht minder liebenswürdig war die hübſche, von munteren Kindern umgebene Frau, deren einer Sohn ſpäter in die Fußtapfen des reichbegabten Vaters getreten iſt. Auf lange anhaltenden Regen war ſoeben der erſte ſonnige Tag gefolgt; gern nahmen wir daher die Einladung des gaſtfreien Adam an, den Abend bei ihm zuzubringen. Es waren behagliche Stunden, die wir in dem freundlichen Häuschen, mit dem fruchtbaren Garten daneben, unter frohem Geplauder verlebten.

Endlich gedenke ich noch meines Beſuchs in der Gallerie Leuchtenberg, wo mich vor Allem der große Carton der Hunnenſchlacht von Kaulbach intereſſirte, welcher den Ruhm dieſes Künſtlers begründen ſollte. Sodann erfreute ich mich an einem lieblichen, klar und durchſichtig gemalten Madonnenbilde von Electrine Stunz. Dieſe talentvolle Künſtlerin (geb. 1797 zu Straßburg im Monat Electoral, daher ihr Vorname) lebte ganz zurückgezogen bei ihrem Vater in München; ihre Begabung war ſo groß, daß ſie ſchon als Kind Skizzen hinwarf, wie Andere ein Gedicht niederſchreiben. Ihr Vater, ein finſterer und ſtrenger Mann, war ein tüchtiger Zeichner und Maler, doch hatte er ſich ganz der damals ſoeben von Aloys Seneſelder erfundenen Steindruckerei gewidmet. Er erlaubte ſeiner Tochter nicht, die Akademie zu beſuchen, ſondern unterrichtete ſie ſelbſt. Ihr großes Talent entwickelte ſich in der ſtillen Verborgenheit ſo wunderbar, daß ſie in München einen Namen hatte, ohne daß ihre Perſönlichkeit irgendwie bekannt geweſen wäre. Auch ich war ihr in München nur ein einziges Mal

Digitized by Google

begegnet, doch hatte ſie auf mich den angenehmſten Eindruck gemacht. Unter ſchwarzen, von Natur geringelten Locken glänzten ſanfte, dunkle Augen hervor; ein ſchönes Colorit belebte kleine, kindliche Züge. Ein reſiger Mund mit weißen Zähnen und eine zierliche, runde Geſtalt vollendeten die liebliche Erſcheinung. Die eiferſüchtige Wachſamkeit ihres Vaters hatte ſie indeß doch nicht ganz verbergen können; ein Baron Wilhelm von Freiberg ſah und liebte ſie. Electrine merkte anfänglich ſeine Neigung kaum und erwiederte ſie ſpäter nur in ihrer ſanften, paſſiven Weiſe. Die beiderſeitigen Eltern waren dieſer Verbindung ganz abhold. Einige Jahre vergingen, während deren die Leidenſchaft Freibergs immerfort wuchs, wodurch Electrinens Gegenliebe mehr und mehr geweckt wurde. Endlich erklärte Freiberg ſeinen Eltern auf das beſtimmteſte, dieſe Heirath ſchließen zu wollen. Die ſtolzen Adligen erſchraken darüber ſo ſehr, daß ſie ſich an Stuntz wendeten und ihn erſuchten, ſeine Tochter ſo bald wie möglich im Stillen nach Italien zu bringen; die Koſten der Reiſe und des Aufenthaltes im Süden wollten ſie übernehmen. Dem alten Stuntz, welcher die Verbindung ebenſo wenig wollte, als die Familie von Freiberg, kam dieſe Aufforderung ſehr erwünſcht; Electrine aber, die in erſter Reihe Künſtlerin war, freute ſich, Italien zu ſehen und dort weiter ſtudiren zu können. Baron von Freiberg entdeckte jedoch kaum die Abreiſe der Geliebten, als er dieſer von Station zu Station nachreiſte. Endlich fand er ſie in Rom. Von hieraus erklärte er ſeinen Eltern nochmals, daß er dieſe Verbindung um jeden Preis eingehen würde, und ſo gaben dieſe zuletzt (1823) ihre Einwilligung; die Trauung fand in München ſtatt. Der überglückliche Gatte wünſchte, daß Electrine auch an ſeiner Seite der von ihr mit ſo hoher Auszeichnung betriebenen Kunſt — hatte doch die Academie von S. Luca in Rom ſie zu ihrem Mitgliede ernannt! — treu bleibe, und ſo bezog er mit ihr ein idylliſch belegenes kleines Gütchen in der Nähe von München, wo ſie ungeſtört nur der Liebe und ihrem Genius leben konnte. Leider war Electrinens zarter Körper den doppelten Pflichten einer Hausfrau und Künſtlerin auf die Dauer nicht gewachſen; nachdem ſie drei oder vier hübſchen Kindern

Digitized by Google

das Leben geſchenkt, begann ſie zu kränkeln und ſtarb 1817 an der Auszehrung, einen troſtloſen Wittwer hinterlaſſend.

Unterdeſſen nahte das Ende des Sommers 1818 heran; all mein Sinnen und Denken bezog ſich ſchon auf Italien. Mit Ungeduld erwartete ich Frau von Loewenich; endlich traf dieſe aus Frankfurt ein und wenige Tage ſpäter erſchien mit dem 19. September 1818 der letzte Tag, die letzte Nacht, die ich in München zubrachte. Kein Schlaf kam in meine Augen; ich zählte Stunden und Viertelſtunden, bis die Glocke fünf Uhr verkündete. Der Wagen fuhr vor. Mein Herz pochte gewaltig; kaum fand ich Ruhe und Zeit, der mich in der Chaiſe bereits erwartenden Reiſegefährtin „Guten Morgen" zuzurufen. Nur ſchwer gelang es mir, meine Aufregung zu bemeiſtern; ich faßte mich endlich ſo gut es ging und ſtieg ein. Der Kutſchenſchlag fiel zu, die Pferde zogen an, und hinaus ging es in den dampfenden Morgennebel.

Welch ein Unterſchied, wenn die jetzige Jugend nach Rom reiſt! Kaltblütig ſteigt man in den Eiſenbahnwagen, in das Dampfſchiff, und landet in Civita-Vecchia, erreicht die herrliche Roma auf dem kahlſten Wege und gelangt durch unbedeutendes Straßengewinkel zum Hôtel.

Weit poetiſcher kamen Schinz, Frau von Loewenich und ich an das Ziel unſerer Sehnſucht: über die blauen Berge, quer durch Tyrol ziehend, erreichten wir aller Künſtler gelobtes Land, — das ſonnige Italien.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Italien.

Rom. Neapel. Florenz.

(1818—1823.)

„Ich komme mit allem guten Muth,
Leiblichem Geld und frischem Blut;
— — — — — —
Möchte gern was recht's hieraußen lernen!"
(Goethe.)

Digitized by Google

Es war mir wie ein Traum, als wir endlich in dem ersten bedeutenden italienischen Orte, der märchenhaften Lagunenstadt Venedig, rasteten. Wir hatten uns vorgenommen, nicht lange zu bleiben; der von unzähligen Gondeln wimmelnde große Canal, die Rialtobrücke, der prächtige Marcusplatz, die Marcuskirche und wie sonst die Herrlichkeiten der oft geschilderten Stadt heißen, wurden mithin verhältnißmäßig rasch in Augenschein genommen; die hurtigen Gondeln trugen uns ebenso schnell wie wohlthuend geräuschlos von einer Sehenswürdigkeit zur andern. So besuchten wir die Schiffsbauwerkstätte, wo wir ein noch von dem Franzosen angefangenes Kriegsfahrzeug von 84 Kanonen bestiegen, um alle Einzelnheiten desselben kennen zu lernen; auch das Modell des berühmten Bucentaurus war dort zu sehen. Das Original, auf dem sich ehemals die Dogen in großer Feierlichkeit mit dem Meere vermählten, ist zerfallen. Außerdem ließen wir uns in Venedig das Arsenal zeigen und erkletterten den Marcusthurm, der, gleich den meisten Glockenthürmen in Italien, abgesondert steht.

Wenig Tage, und wir zogen weiter nach Verona, überall geleitet von einem trefflichen Führer, von Goethes „italienischer Reise." Indem wir diesem damals noch ziemlich neuen klassischen Werke treulichst folgten, genossen wir vieles doppelt; andrerseits freilich geschah es, daß wir manches, weil es unserm großen Dichter entgangen war, oder weil er es nicht für erwähnenswerth gehalten hatte, gleichfalls nicht zu sehen bekamen. Frau von Loewenich war die beste Reisegefährtin; sehr oft kürzte sie die Zeit während der Fahrt durch Recitiren von Gedichten, was sie trefflich verstand.

Digitized by Google

Daß wir von den Schätzen ſämmtlicher Künſte alles irgend Erreichbare in den Kreis unſerer Betrachtung zogen, brauche ich wohl nicht beſonders hervorzuheben; in dieſer Beziehung entſinne ich mich noch eines merkwürdigen Ungefährs. Wir waren zu den in ſchwindelnder Höhe befindlichen Steinſitzen des mit Sorgfalt erhaltenen Amphitheaters zu Verona emporgeklettert; die Bruſt noch geſchwellt von den empfangenen großartigen Eindrücken, begaben wir uns in die Arena. Hier fanden wir eine kleine bretterne Bude errichtet, in welcher zu unſerm größten Erſtaunen eine elende italieniſche Schauſpielertruppe eine Ueberſetzung von Kotzebues „Indianern in England" (deren Hauptperſon die alberne Gurli iſt) aufführte. Ein antikes Bauwerk und moderne Comödie, ein römiſches Amphitheater — und Gurli! Welch ein Contraſt!

Nach kurzem Aufenthalte zu Verona fuhren wir durch die Ebene weiter nach Mantua; Director v. Langer, welcher für Giulio Romano ſehr eingenommen war, hatte es uns zur Pflicht gemacht, dieſe Stadt eigens um der Bilder dieſes Meiſters willen zu beſuchen, — ebenſo Parma, um Correggio kennen zu lernen, was außer in dieſer Stadt nicht erſchöpfend möglich ſei. In der That waren die Eindrücke, die wir in Parma hatten, ſo groß, daß ſie mir noch jetzt mit lebendigen Farben vor der Seele ſtehen; hoch beglückte es mich, die alten mir in Nachbildungen wohlbekannten Gemälde nun im Original zu ſehen, namentlich Correggios Oelbilder in der Akademie, die ſich meiſt durch tiefes Gefühl und erhabene Einfachheit auszeichnen.

Von Parma ging es nach Bologna. Hier bewunderten wir Rafaels heilige Cäcilie, außerdem die Meiſterſtücke der Bologneſiſchen Schule; Guido Reni und die beiden Caracci lernte ich in ihrer ganzen Erhabenheit kennen. Schade, daß uns der Contraſt des Ideals mit dem Leben nicht erſpart blieb; wenn wir die Kirchen und Gallerien verließen, ſo trat uns die zudringlichſte Bettelei ſtörend entgegen. Wahrhaft erſchreckt aber wurde ich eines Tages durch eine ganz in ſchwarze Seide gekleidete, verſchleierte Frauengeſtalt, welche in der dunkelſten Ecke eines Säulenganges knieend, den Vorübergehenden beide Arme

Digitized by Google

entgegenstreckte und unaufhörlich „Carita! Carita!“ schrie — in einem Tone, der Mark und Bein durchdrang. Wir gaben ihr ein reichliches Geschenk und eilten erschüttert davon.

Am 15. October erreichten wir endlich Florenz, dessen Lage schon uns überraschte und entzückte; diese Stadt trägt ihren Namen mit Recht! Tief in einer Thalsenkung sahen wir bei einer Krümmung des Weges unser Reiseziel unerwartet vor uns; Tausende von einzelnen Landhäusern waren rings um die Stadt verstreut. Diese Villen lagen mitten zwischen Oel- und Weinpflanzungen, wodurch das Thal den Anblick eines lieblichen Gartens darbot. In malerischen Krümmungen schlängelt sich der Arno durch diese Landschaft, welche in weiter Ferne von den grotesken Formen der carrarischen Gebirge begrenzt wird. Das ganze pittoreske Bild athmete Frieden und Heiterkeit; in seiner stimmungsvollen Ruhe schien es mir einem Gemälde des beato fra Angelico zu gleichen, der ja in dem nahen Fiesole einst wirkte und wandelte.

Und nun — die in Florenz aufgehäuften Kunstschätze! In den Prachtzimmern des Palazzo Pitti, der Wohnung der Großherzöge von Toscana, welche staunenswerthe Menge unvergleichlicher Bilder! Nicht allein eine Auswahl der herrlichsten Rafaels, sondern auch die edelsten florentinischen Künstler fanden wir in wunderwürdigen Werken vertreten. Hinter dem Palazzo lag der terassenförmig aufsteigende Garten Boboli mit der Michel Angelo zugeschriebenen Gruppe von Adam und Eva, einem Meisterwerke der Bildhauerei. Ebenso fesselte uns die weltberühmte, an antiken Gemälden und Kunstschätzen aller Art reiche mediceische Gallerie im Palazzo degli Uffizi, namentlich ein rundes Gemach mit Oberlicht, wo unter anderen Perlen auch die mediceische Venus aufgestellt ist. Vor der Stadt besuchten wir noch das Großherzogliche Lustschloß Pratolino, die Kolossalstatue des Apennin bewundernd, welche im dortigen englischen Garten, den deutsche Beamte mit deutscher Sauberkeit im Stande hielten, aus dem Sandsteine des Berges in riesenhaften Dimensionen gehauen ist. Doch unseres Bleibens war nicht lange, wir behielten uns einen späteren, dauernderen Besuch vor

Digitized by Google

und eilten weiter; nur einen Strohhut — dieses berühmte Florentiner Fabrikat — zu kaufen, konnte ich nicht unterlassen.

Die Seele erfüllt von all den großartigen Eindrücken, welche wir bisher empfangen hatten, brachen wir auf nach Rom. Arezzo, dann Perugia, für uns schon des Tempels Vorhof, waren bald erreicht; über Spoleto gelangten wir nach Assisi. Hier verleitete uns Goethe, die dreifach über einander gebaute Kirche des heil. Franciscus zu übergehen und nur einen antiken Tempel der Minerva aus den Zeiten des Augustus aufzusuchen, der zwar noch vollkommen gut erhalten, aber lange nicht so groß und ausdrucksvoll ist, wie wir gedacht hatten. Endlich kam der Tag, an welchem der Reisewagen uns zum letzten Male in seinem dunkeln Schooße begraben sollte.

Es war ein wundervoller Herbstmorgen. Schon von Nepi aus genossen wir das unbeschreiblich schöne Panorama der Umgegend Roms mit seinen prachtvollen Gebirgszügen, den Sabiner und Albaner Bergen. Auf einer Anhöhe hinter der letzten Poststation la Storta sahen wir hochklopfenden Herzens zuerst die Peterskuppel allein; endlich erreichten wir, über die Ponte molle fahrend, Rom, welches — im Gegensatze zu anderen Städten, deren Nähe sich durch Villen, Fabriken, überhaupt vermehrten Verkehr ankündigt — in der Campagna di Roma wie in einer Einöde vor uns lag.

Durch die Porta del Popolo fuhren wir am Nachmittag des 28. Oktober 1818 zur ewigen Stadt hinein; gleich am Thore, als wir unsere Pässe vorgewiesen, überraschte mich ein lascia passare, den mir Niebuhr, der preußische Gesandte, freundlich entgegengeschickt hatte. Diese Gunst war in Rom, wo es mit der Dogana damals sehr streng genommen wurde, keine Kleinigkeit; sie überhob uns der unangenehmen Durchsuchung unserer Effekten durch die Zollbeamten; der ganze Betturinwagen ging nun frei in die Stadt. Wir dankten jenen Passirschein der Güte meiner werthen Freundin, Frau Henriette Herz, sowie der Fürsprache meines Vetters Eduard Ettinger, den ich noch wenige Wochen zuvor, als er nach Rom zum Prinzen Friedrich von Gotha reiste,

Digitized by Google

um dort die Stelle eines Secretärs und Geſellſchafters anzutreten, in München bei mir geſehen hatte.

Die erſten Perſonen, die ich nicht weit vom Thore erblickte, waren denn auch der mir wohlbekannte Prinz, in Begleitung meines Vetters Eduard. Von beiden auf das herzlichſte begrüßt, fühlte ich mich in Rom ſogleich heimiſch, wie ich denn während der fünf Jahre meines erſten Aufenthaltes in Italien niemals Sehnſucht nach dem Vaterlande empfand. Die Erinnerung an das ferne Wunderland blieb vielmehr mein Troſt, wenn ſpäter oft „des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückte“; die Bilder, welche aus jener köſtlichen Zeit in meinem Gedächtniß haften, ſcheinen mir aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit — mein ganzer Aufenthalt in Italien während der Jahre 1818 bis 1823 däucht mir ein einziger heller Frühlingstag.

Schon der herzliche Empfang, den wir fanden, rührte uns tief, und in freudiger Bewegung erreichten wir das Haus, in welchem Henriette Herz für Frau von Loewenich und mich eine Wohnung gemiethet hatte. Es war ein ſchönes, geräumiges Gebäude, deſſen Parterre von einer Familie Pulini bewohnt ward, welche die übrigen Räumlichkeiten zu Künſtlerwohnungen eingerichtet hatte.

Ein ſchwarzbrauner Römer empfing uns; mit ihm kam ſeine freundliche, blonde Frau, begleitet von ſechs ſchönen Kindern. Der Römer, unſer nunmehriger Hausherr, war Bildhauer; nicht ſelbſtſchaffend, ſondern mehr ein geſchickter Bearbeiter des Marmors und deshalb ein geſuchter Gehilfe der erſten Künſtler. Die Frau war eine Apothekerstochter, alſo nicht von gemeiner Herkunft; trotzdem beſaß ſie — wie ſich gleich bei ihren erſten Worten verrieth — nur die gewöhnlichſte italieniſche Bildung des früheren Kloſterunterrichts. Die beiden älteſten Töchter, Mädchen von 12 und 13 Jahren, hatten die nämliche ungenügende Kloſterbildung, zeigten ſich aber bald als gewandt, gefällig und lebhaften Geiſtes, beſonders die ältere, Caroline. Ich wurde in ein großes, feuchtes Zimmer geführt, ein kleinerer Raum, ehemals eine Küche, war daneben; dies ſollte meine Wohnung ſein. Als ich mir alles anſchaute, hatte ich gleich eine echt italieniſche Ueber-

Digitized by Google

raſchung: in einem Commodenkaſten, den ich öffnete, entdeckte ich einen Scorpion, über den mich Todesangſt ergriff.

Neben dem großen Gemach, das mir angewieſen war, wohnten Wand an Wand die Hiſtorienmaler Schnorr von Carolsfeld und Friedrich Olivier, welche ſpäter auch in verwandtſchaftliche Beziehungen traten, indem ſie zwei Schweſtern, Stiefſchweſtern von Friedrich Oliviers älterem Bruder Ferdinand, heiratheten. An die Zimmer dieſer beiden Künſtler ſtieß dasjenige der Frau von Loewenich. Schnorr begrüßte in mir ſogleich auf's herzlichſte die Landsmännin, mit einer Freundlichkeit, durch welche der angenehme Eindruck ſeines Entgegenkommens noch erhöht wurde. Er war von ſchlanker Figur; ſein Gang und ſeine Bewegungen waren leicht; ſein ganzes Weſen erſchien einnehmend und ritterlich; beſonders gut kleidete ihn die damals von den in Rom lebenden Künſtlern faſt allgemein angenommene altdeutſche Tracht. Er bildete den wohlthuendſten Gegenſatz zu dem verſchloſſenen, manchmal ſchroffen Olivier, der für mich nie etwas anziehendes hatte. Da ich Schnorr mein Leid über die für meine Geſundheit nachtheiligen Zimmer klagte, bot er mir ſofort ſeine ſehr freundlich belegene Wohnung an — eine Güte, welche ich mir dankend zu Nutze machte*).

Damit man aber nun nicht glaube, ich habe gewohnt wie eine Prinzeſſin, ſo folge gleich hier eine Schilderung meines nunmehrigen Quartiers, welches mich während der größten Zeit meines Aufenhaltes in Rom beherbergen ſollte.

Wie faſt alle Künſtlerwohnungen, war es am Monte Pincio belegen, und zwar auf dem höchſten Punkte deſſelben, dicht neben der Porta Pinciana, jenem Thore, an welchem einſt der blinde Beliſar bettelnd geſeſſen haben ſoll. Dort ſtand (und ſteht vielleicht noch) der vierſtöckige Palazzo Guarniere; in dieſem befand ſich mein Logis eine Treppe hoch. Es beſtand aus einem langen, mit verwitterten Fresken

*) Auch Schinz hebt in ſeinen Tagebüchern gleich nach der Ankunft in Rom hervor: „Schnorr, ein ſehr gefühlvoller, geſchickter junger Künſtler von 24 Jahren, nimmt ſich meiner mit Liebe an, ertheilt mir manchen guten Rath und macht mich auf vieles aufmerkſam."

Digitized by Google

gezierten Saale und einem anstoßenden Schlafzimmer, welches zwei Fenster und einen Kamin hatte. Die Marmorbekleidung der verbindenden Thür, in Folge eines Erdbebens geborsten, klaffte weit auseinander. Das Mobiliar war gleich null, man sah weder Vorhänge noch den Luxus eines Schreibtisches; als Sopha diente eine schmale, strohgeflochtene Bank; die einzige Kommode war grau angestrichen und mit bunten Linien verziert; das Bett, wie gewöhnlich in Italien, so breit, daß drei bis vier Personen darin Platz gehabt hätten. Es bestand aus vier Brettern, die auf eisernen Untergestellen ruhten; auf den Brettern lag ein mit Maisblättern gestopfter Sack, darüber eine dünne, mit Wolle gefüllte Matratze. Ein ebenso gefüllter leinener Sack fungirte als Kopfkissen; vervollständigt wurde dieses primitive Ganze durch eine wollene Decke. Das Leinenzeug war stets ungerollt und so grob wie ein deutsches Soldatenhemd; Andersens „Prinzessin auf Erbsen" würde wahrscheinlich auf dieser Lagerstatt in der ersten Viertelstunde den Geist aufgegeben haben.

Im Winter wurden die Annehmlichkeiten meiner Wohnung noch erhöht durch Kälte und Rauch. Das Kaminfeuer des Schlafzimmers reichte nicht aus, den großen Saal, in welchem ich arbeitete, mit zu erwärmen; ich schaffte deshalb einen sogenannten „Ofen" an; das heißt einen eisernen Kasten, auf dito Stangen ruhend, und versehen mit einem langen eisernen Rohre. Letzteres konnte nirgend anderswo, als zum Fenster hinaus geleitet werden; bei widrigem Winde fehlte es daher nicht an Rauch. Das Heizen mußte dann ganz unterbleiben und die sechszehn Scudi (Speciesthaler), womit ich auf dem Trödelmarkt den Ofen theuer erkauft, trugen ihren Zins nicht ein. Da aber, wer den Schaden hat, für den Spott nicht sorgen darf, so mußte ich noch obendrein die Neckereien meiner Kunstgenossen ertragen, von denen gewöhnlich Philipp Veit, mein verehrter Hausgenosse, der drei Etagen höher in ähnlicher Calamität steckte wie ich, meine Stubenthür zu öffnen und nach Art der deutschen Schornsteinfeger hereinzurufen pflegte: „Heute wird gefegt," oder: „Heute heizt man nicht!"

Angenehmer war die Wohnung im Sommer, denn ich hatte die

Digitized by Google

Aussicht auf ein reizendes Hausgärtchen, dessen Mauern ganz mit dem saftigen Grün der Limonen überdeckt waren, zwischen denen Blüthen und Früchte prangten; in der Mitte befand sich ein klares Bassin. Auf den gut gehaltenen Beeten des Gärtchens wuchsen große Büsche wohlriechender Gewächse, welche bei uns nur als Zierpflänzchen in Töpfen fortkommen.

Wohl war mein italienisches Heim, trotz des nicht unbedeutenden Preises, den ich dafür zahlen mußte, höchst bescheiden und einfach, aber doch — wie glücklich fühlte ich mich darin! Verhältnißmäßig genommen, konnte ich übrigens nicht klagen, denn von meinen Kunstgenossen wohnte gewiß keiner besser. Bequemlichkeit galt nichts; man lebte nur, um zu streben.

Neben den Gemächern, welche ich zu schildern versucht habe, lagen die Zimmer des stillen, in sich gekehrten Historienmalers Johann Veit; im vierten Stockwerk hatte, wie bereits bemerkt, der große Meister Philipp Veit, später mein Lehrer und lieber Freund, seine Wohnung. Mir imponirte gleich sein erster Anblick; er war eine schlanke, hohe, orientalische Schönheit, sein Wesen ernst, aber nicht finster. Geist und Witz belebte seine Unterhaltung, und wo er erschien, beherrschte er unwillkürlich die Umgebung, ohne es zu wollen. Er hatte den Freiheitkrieg unter General Kleist als Freiwilliger zu Pferde mitgemacht und etwas ritterliches lag in seinem ganzen Wesen; auch ging er gern mit dem Hausherrn Pulini auf die Jagd. Seine Kunst war in jeder Hinsicht so einfach groß wie er selbst, besonders zeichnete er sich durch sein schönes klares Colorit aus. Er heirathete später die älteste Tochter unseres Hausherrn, die bereits erwähnte Caroline, ein liebes, sinniges Wesen, frisch und heiter; trotz ihrer fünfzehn Jahre zwar ohne besondere Schönheit, aber tüchtig im Haushalte, in welchem sie überall wacker mit zugriff, bald am Kochtopfe, bald in der Waschküche ihre emsige Thätigkeit entfaltend.. Ihre beständigen kindischen Neckereien mit Philipp Veit veranlaßten mich eines Tages, dessen Mutter, Frau von Schlegel, aufmerksam zu machen, daß dies für beide Theile gefährlich werden könne. Stolz sich von mir abwendend, erwiderte sie: „Mein

Digitized by Google

Philipp wird doch keine ſolche Hausglucke heirathen?“ Aber Carolina wurde (im September 1821) dennoch Philipps Frau; ihr natürlicher Sinn, ihr praktiſcher Verſtand und ihr ſicherer, feiner Tact machten ihm das gute Geſchöpf täglich theurer und die Ehe mit der „Hausglucke“ wurde ſehr glücklich. Freilich verdient hervorgehoben zu werden, wie merkwürdig und über alle Erwartung das ſcheinbar unbedeutende Kind ſich entwickelte. Dinge, die ihr früher gänzlich fremd waren, begriff Caroline Veit ebenſo raſch wie gründlich, im Deutſchen z. B. machte ſie die ſchnellſten Fortſchritte. Sehr bald hörte ihre Unterhaltung auf, langweilig zu ſein; ihr Urtheil war verſtändig; leicht und theilnehmend ging ſie auf fremde Gedanken ein. Philipp beſprach mit ihr jedes ſeiner vielſeitigen Intereſſen, ſo daß ſie bald um Alles, ganz beſonders aber um ſeine Arbeiten, genau Beſcheid wußte. Nicht minder ſorgte ſie für ſein leibliches Wohl. Einſt hatte er ſich auf der Jagd ein Entzündungsfieber zugezogen, das ſich zuerſt erſchreckend heftig ankündigte; wie rühmte nun Philipp die treffliche Pflege ſeiner kleinen Frau, deren lebhafte Theilnahme und Beſorgniß uns wahrhaft rührte; wie dankbar erkannte er, daß ſeine raſche Wahl einer Lebensgefährtin ihm ſo zum Heile ward! Später ſöhnte ſich auch Frau von Schlegel — welche die Heirath nicht eher erfahren hatte, als bis dieſelbe eine vollendete Thatſache war — völlig mit ihrer Schwiegertochter aus; dieſe wurde der alternden Dame eine treue Pflegerin, wodurch ſie deren ganzes Herz gewann. Zwiſchen Philipp und ſeiner Mutter beſtand von jeher das ſchönſte Verhältniß.

Noch am Tage meiner Ankunft in Rom hatte ich Gelegenheit, Bekanntſchaft mit dem Hiſtorienmaler und ſpäteren Kunſtſchriftſteller Paſſavant aus Frankfurt anzuknüpfen; demſelben, der ſich ſpäter durch ſein treffliches, vom reichſten Wiſſen zeugendes Werk über Rafael einen berühmten Namen machte. Er war ein freundlicher, ſchöner und kenntnißreicher Mann. Wir holten unſern Reiſegefährten, den treuen Schinz, der nicht weit von unſerer Wohnung ein beſcheidenes Quartier gefunden hatte, und gingen darauf dankerfüllten Herzens Alle zu der uns ſo gefällig und dienſtlich geweſenen Henriette Herz, wo wir mit dem ori-

ginellen Tyroler Koch, Historien- und Landschaftsmaler, und dem braven, geschickten Suter aus Wien nebst dessen Frau zusammentrafen, mit denen wir nach deutscher Sitte Thee tranken. So endete mein erster Tag in Rom.

Am nächsten Morgen besuchte uns Henriette Herz; wir gingen miteinander nach der Villa Bartholdina. Der preußische Consul Bartholdy hatte hier zur Förderung der jugendlich aufstrebenden Künstler Cornelius, Veit, Overbeck und Schadow einige Zimmer mit Fresken, deren Figuren lebensgroß waren, ausmalen lassen. Vor Allem überraschte mich hier Cornelius' tief empfundene Darstellung des Wiedersehens zwischen Joseph und Benjamin; ebenso die „sieben fetten Jahre" Veits. Auch eines der Overbeckschen Bilder, „die mageren Jahre", fand ich besonders groß gedacht und erhaben im Styl.

Auf dem Heimwege begegnete uns der gelehrte Bunsen, Legationssecretär beim preußischen Gesandten. Seine Züge waren nicht eigentlich schön zu nennen, aber ungemein gewinnend; sein volles, rundes Gesicht, gedrungen wie seine ganze Figur, war bartlos und ohne lebhaftes Colorit, sein Haar war dunkelblond, die Augen lebhaft. Sein frisches, herzliches Wesen bahnte schnell einen zwanglosen Verkehr mit ihm an.

Bunsen galt mir immer als das seltene Beispiel eines Mannes, bei dem Glück und Verdienst Hand in Hand gehen. Als armer Student machte er in Göttingen die Bekanntschaft eines Amerikaners, der ihn bat, ihm Führer auf einer beabsichtigten weiteren Reise zu werden. So kam Bunsen nach Rom, wo er den preußischen Gesandten Niebuhr kennen lernte. Dieser gewann ihn lieb und führte ihn in die ersten Kreise ein. Eine Engländerin, Mrs. Waddington aus Monmouthshire, welche zwei jugendliche, liebenswerthe Töchter besaß, wünschte, daß diese sich in der deutschen Sprache und im Kunstverständniß vervollkommnen möchten, und bat Bunsen, diesen Unterricht zu übernehmen. Nach und nach erwarb sich der junge Mann die Achtung der Mutter in so hohem Grade, daß sie die stille Neigung zu ihm, welche in dem Herzen ihrer älteren Tochter Fanny erwachte, mit

Digitized by Google

Vergnügen entdeckte und Bunſen nach Verlauf eines halben Jahres fragte, ob er geneigt wäre, ihr Sohn zu werden. Freudig erſtaunt erwiderte der Beſcheidene, daß er ſolche Hoffnungen nicht zu nähren gewagt habe, da er weder Vermögen noch eine Stellung beſitze. Die Mutter wünſchte nur, er möge ſich einen paſſenden Wirkungskreis verſchaffen. Bunſen vertraute ſich ſeinem Gönner und Freunde Niebuhr an, welcher ihm ſogleich Hoffnung auf den Poſten ſeines bisherigen Geſandtſchaftsſecretärs, des Dr. Brandis, machte, der aus Geſundheitsrückſichten in die Heimath zurückkehren wollte. Somit waren die beiderſeitigen Bedenken gehoben; Bunſen erhielt nach Brandis' Rücktritt wirklich deſſen Stelle; für ein reichliches Auskommen ſorgte die Mutter. Die Verbindung ward bald geſchloſſen, und als Niebuhr im Jahre 1823 aus Rückſicht auf die Geſundheit ſeiner Frau Rom verließ, trat Bunſen an deſſen Stelle. Er war dem König Friedrich Wilhelm III. bei ſeinem Aufenthalt in Rom im Jahre 1822 und einige Jahre ſpäter dem Kronprinzen perſönlich bekannt geworden; als Führer des Letzteren durch die Kunſtwelt Roms hatte er volle Gelegenheit gehabt, ſeine großen Kenntniſſe und zugleich ſeine geiſtreiche Liebenswürdigkeit zu entfalten, ſo daß er ſich bei dem nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. trefflich empfahl. Später wurde er von Rom abberufen und ging nach der Schweiz, wo er bei der Eidgenoſſenſchaft accreditirt ward; endlich erhielt er den Geſandtſchaftspoſten in London.

Als ich in Rom eintraf, war noch Niebuhr preußiſcher Geſandter. Herz und Geiſt leuchteten aus den wunderſchönen, tiefblauen Augen dieſes edlen, ausgezeichneten Mannes und ließen ihn, ſeiner kleinen Figur ungeachtet, groß und bedeutend erſcheinen. Eine ſchöne, ernſte Blondine mit den feinſten Zügen trat mir als ſeine Frau entgegen; zwei holde Kinder, ein Knabe und ein zartes Mädchen mit dickem Lockenhaar, vollendeten das reizende Bild. Niebuhrs wohnten im alten Theater des Marcellus, einem kleinen Coloſſeum, deſſen Unterbau (in welchem ſich auch die ſogenannte „Goethe-Kneipe" befand) offene Bogenhallen bildeten, auf denen zwei Etagen ruhten. Im Mittelalter war das Theater zum Palaſt der mächtigen Familie Savelli umgeſtaltet wor-

Digitized by Google

den. Auf der einen Seite war das Theater eingestürzt; auf diesen Trümmern war ein Garten entstanden, zu dem man durch zwei Auffahrten gelangte. Der Garten selbst war von Zimmern und Sälen umgeben, welche die Aussicht bis fern auf den Monte Aventino mit seinen Kirchen und Klöstern gewährten. Das behaglich und vaterländisch eingerichtete Niebuhrsche Familienzimmer war das letzte einer großen Reihe von Gemächern, welche im dritten Stockwerk des ehemaligen Theaters lagen. Unter diesem Stockwerke, sowie unter dem Garten befanden sich kellerartige Räume; in einigen stehengebliebenen Eingangshallen des zusammengestürzten Theaters hatten Schmiede, Schlosser, Wagner und andere Handwerker ihre Arbeitsstätten aufgeschlagen; es war ein buntes, bewegtes Treiben, das sich meinem Auge darbot. Ein zerfallener Bogen bildete vor der düsteren, schmalen Treppe den Eingang zu der interessanten, romantischen Wohnung des preußischen Gesandten. Schon bei meinem ersten Besuche gewann ich das treffliche Ehepaar Niebuhr lieb; eine Zuneigung, welche auch später nie erkaltet ist.

Gleich nachdem ich in Rom angekommen war, besuchte ich Frau Dorothea Schlegel, die Mutter der beiden Veit, deren Ruhm so herrlich im Erblühen war. Sie war geistreich, freundlich und wohlwollend, so daß man sich, trotz ihrer Häßlichkeit und des brennenden Blicks ihrer großen dunkeln Augen doch unendlich angezogen fühlte. Wie Henriette Herz, wohnte Frau von Schlegel in dem Hause, welches einst Angelica Kauffmann besessen, und worin diese Künstlerin ihr Dasein beendet hatte.

Eigenthümlich war übrigens der Contrast zwischen Dorothea Schlegel und Henriette Herz. Diese genoß in jeder Hinsicht allseitige Verehrung; über ihrem ganzen Wesen lag der Zauber der Schönheit und Anmuth ausgegossen; echt weibliche Herzensgüte zeichnete sie aus. Ganz Bescheidenheit, ließ sie ihre mannichfachen Begabungen, besonders ihre großen Sprachkenntnisse, selten ahnen. Sie war nicht genial und geistreich wie Dorothea Schlegel, die von Witz und Leben sprühte. Dorothea imponirte unbewußt; nebenbei verstand sie es meisterlich, Jedem etwas Passendes, Liebes und Angenehmes zu sagen. Gern setzte sie fremde Vorzüge in's rechte Licht und suchte dieselben vortheilhaft zur

Digitized by Google

Geltung zu bringen. Waren beide Frauen beisammen, so überragte die häßliche Dorothea doch die schöne Herz bei weitem. Allein während das Leben der letzteren in unschuldigster Reinheit strahlte, konnte das der Schlegel nicht vor einem strengen Richterstuhle bestehen. Noch eine Scheidewand war da. Der Protestantismus, zu dem sich Henriette Herz bekannt hatte, wirkte trotz aller Vermittelungsversuche, störend auf das sonst so innige Freundschaftsverhältniß der beiden, seit ihrer frühen Jugend mit einander bekannten Frauen, sowie auf deren ganzen Kreis ein. Dorothea war mit ihren acht- und neunjährigen Söhnen in Köln zur katholischen Kirche übergetreten; auch Overbeck und andere damals in Rom lebende Maler waren katholisch, theils durch Geburt, theils durch Wechseln mit dem Glauben. Bitter empfand dies Henriette Herz, und oft schien es mir, als ob Frau von Humboldt (von der ich sogleich näher sprechen werde), so sehr sie die überwiegende Genialität Dorothea Schlegels anerkannte, die arme Henriette durch doppelte Freundlichkeit für manche durch die katholischen Elemente erfahrene Zurücksetzung entschädigen wollte. Auf mich, die im Protestantismus geboren war, hatte der Unterschied der Confession wenig Einfluß; wie mit beiden, von mir, jede in ihrer Art, geschätzten Frauen, verkehrte ich freundschaftlich mit meinen Kunstgenossen, gleichviel ob diese Katholiken waren oder nicht.

Noch eine dritte meines Geschlechtes sollte mir merkwürdig und auf mein späteres Geschick einflußreich werden: die soeben erwähnte Frau von Humboldt, Gemahlin des preußischen Ministers Wilhelm von Humboldt. Diese an Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau brachte mit ihren beiden Töchtern, Gabriele und Caroline, die strenge Jahreszeit in Rom zu*). Sie war eine leidenschaftliche Kunstfreundin,

*) Scherzend schreibt Atterbom an Schelling (25. Mai 1818, ungedr.): „Es soll hier in Rom eine ganze Colonie von deutschen Frauen errichtet werden, und alle diese Damen wollen zusammen wohnen, in Einem Hause. Die Minerva dieses wunderlichen Olymps wird wohl die Frau von Schlegel vorstellen; den Platz der Juno wird wohl keine der Frau von Herz streitig machen wollen. Schade, daß die alte Cybele, Frau von Humboldt, bald nach England abgeht!

Digitized by Google

und hatte ſich aus dieſem Grunde bei einer Wittwe einquartiert, die ſich mit ihren vier Kindern davon ernährte, daß ſie möblirte Wohnungen an Künſtler vermiethete. So lebte Frau von Humboldt Wand an Wand mit ſchöpferiſchen Talenten — ein Gedanke, der ihr ungemein wohlthuend zu ſein ſchien. Ihre drei Treppen hoch belegenen Zimmer befanden ſich im einfachſten Zuſtande, die Backſteinfußböden waren ſchadhaft, die Wände nur mit Kalk getüncht; man ſah weder Vorhänge noch einen Schreibtiſch, noch ein Sopha; das Mobiliar beſtand aus Strohſtühlen, mit Oelfarbe angeſtrichenen Tiſchen und Commoden, ſowie zwei kleinen Toiletteſpiegeln. Die daheim durch jede Bequemlichkeit verwöhnte Frau aß mit der ganzen Hausgenoſſenſchaft — darunter der Maler Schadow und Thorwaldſen — in dem Wohnzimmer der Familie der Vermietherin, welches gleichzeitig als Waſchküche und Baderaum, ſowie für ſonſtige häusliche Zwecke diente. Frau Buti (ſo hieß die Vermietherin) war die allgemeine Mama, auch ihre Töchter, ſittig, einfach und ſchön, benahmen ſich beſcheiden und anſtändig; eine derſelben heirathete kurze Zeit nachher den Maler Lengerich. Die Unterhaltung bei Tiſch war gewöhnlich lebhaft und fröhlich, ſelbſt Thorwaldſens ſonſt ſtilles Weſen ward angeregt. Frau von Humboldt hielt keine Equipage, war alle Abend zu Haus und empfing Künſtler, Gelehrte und Fremde; nicht lange, ſo erhielten auch Schinz und ich Zutritt zu dieſem Cirkel. Die Unterhaltung, welche die geiſtreiche Wirthin immer auf Kunſtintereſſen zu lenken wußte, war ſtets ſehr belebt. Frau von Humboldt bewies ſich wie eine Mutter für alle beſſeren Künſtler; wo ſie von einem Kunſtwerk hörte, verſäumte ſie nie, es zu ſehen. Befand ſich der Schöpfer deſſelben in drückender Lage, — in Rom keine Seltenheit! — ſo vermittelte ſie bei ſeinem Fürſten, oder wo es ſonſt möglich war, den Verkauf ſeiner Arbeit oder Erneuerung ſeines Stipendiums. So ſorgte ſie auch kurz vor ihrer Abreiſe im Frühjahr 1819 für mich, indem ſie an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schillers

Fräulein Seidler muß ſich ſputen, damit ſie ja ihre Aufnahme in dieſen allerliebſten Frauenſtaat nicht verfehle. Es ſind ſchon zwei junge Fräulein dort, und Auguſte Klein die dritte, die ſich mit Malerei beſchäftigen."

Digitized by Google

Schwägerin, über meine Fortschritte in der Kunst berichtete und lebhaft ihr Bedauern darüber ausdrückte, daß ich nicht noch länger in Rom verweilen könne; zugleich bat sie Frau von Wolzogen, meinem Fürsten und Wohlthäter Carl August den Inhalt ihres Briefes vorzutragen. Dies geschah, und das Fürwort der Frau von Wolzogen, welche sich überhaupt seitdem warm für mich interessirte und mir nach meiner Rückkehr in's Vaterland die wohlwollendste Gönnerin wurde, hatte den besten Erfolg. Der gütige Großherzog setzte mir für ein zweites Jahr, das ich in Italien verleben sollte, abermals vierhundert Thaler aus. Als ich diese überraschende Nachricht erfuhr, beschloß ich sogleich, meinem Wohlthäter in Dankbarkeit ein schönes Staffeleibild zu copiren, das ihm als angenehmer Gegenstand willkommen sein und meine Fortschritte bekunden konnte. Da mir für den Augenblick die Gelegenheit fehlte, diesen Plan zweckentsprechend in's Werk zu setzen, so mußte ich die Ausführung desselben einstweilen verschieben. Erst im Frühjahr 1821, bei einem längeren Aufenthalte in Florenz, konnte ich auf meine Absichten zurückkommen und diese so würdig ausführen, wie mein dankbares Herz es mir vorschrieb.

Mit Thorwaldsen und Schadow, den schon erwähnten Hausgenossen der Frau von Humboldt, wohnten außerdem noch der zierlich-feine Maler Wach, später Akademiedirektor zu Berlin, und der Kupferstecher und Maler Senff unter einem Dache; alle Vier hauseten im ersten Stock. Von ihnen war Thorwaldsen der einzige, der mehr als ein Zimmer hatte, nämlich drei. Im ersten derselben war ein kleines Atelier; Staffeleien mit angefangenen Basreliefs standen darin umher, der Fußboden, die Tische und Stühle waren mit kleinen Figuren bedeckt; nur mit Mühe fand man einen Stuhl zum Sitzen, nirgend etwas, das einem Comfort ähnlich war; weder ein Bücherbrett, noch Schreibzeug, noch Schreibmaterialien. Das Schlafzimmerchen war besonders klein; trotzdem stand auch in diesem dicht vor des Künstlers Bett ein Modellirstuhl mit einem angefangenen Bildwerke darauf, an welchem er sogleich nach dem Aufstehen zu arbeiten pflegte. Hinter diesem Zimmer befand sich ein etwas größeres, die schönste Aussicht gewährendes Ge-

Digitized by Google

mach, mit Gemälden geſchmückt, durch deren Ankauf Thorwaldſen bedrängte Künſtler unterſtützt hatte; auf den Tiſchen ſah man in bunter Unordnung allerlei Ausgrabungen, Vaſen, Münzen, Bronzen u. ſ. w. Aus dieſem Raume führte eine Thür zu einer größeren, gewöhnlich unbenutzten Treppe, neben der ſich eine Marmortafel befand, in welcher das Datum eines Beſuches des Papſtes Pius VII. bei Thorwaldſen eingegraben war.

Der Künſtler hatte jedoch nicht nur dies eine Atelier, ſondern deren vier bis fünf, in denen er viele Arbeiter beſchäftigte. Er fertigte die Skizzen zu ſeinen Werken gewöhnlich nur einen Fuß hoch an und ließ ſie darauf von einem geſchickten Schüler oft über Lebensgröße modelliren. Dies Thonmodell wurde ſodann abgegoſſen und in Marmor copirt. Sein beſter Schüler, Pietro Tenerani, war ihm dabei beſonders werth und eigentlich unentbehrlich. Die einzige Statue, die er ganz allein vollendet hat, iſt der Adonis, den man in der Münchener Glyptothek bewundert, und der ein Zeugniß dafür ablegt, daß er, ebenſo wie Canova, den Marmor trefflich zu bearbeiten verſtand. Die gröberen Arbeiten, wie das Aushauen der Figuren aus dem rohen Marmorblock, waren untergeordneten Bildhauern anvertraut; die feinere Arbeit ging dann in geſchicktere Hände über. Eins ſeiner Ateliers war ſo groß wie eine kleine Kirche, die anderen waren kleiner, oft recht kalt und feucht; nirgend ſah ich Kamine oder Oefen, an denen es auch in ſeiner eigenen Wohnung mangelte. Dafür kleidete ſich Thorwaldſen deſto wärmer; im Winter trug er mindeſtens vier bis fünf wollene Weſten und Jacken über einander, ſeine Schüler und Modelle mußten ſich mit großen metallenen Kohlenbecken behelfen. Beiläufig erzählt, rettete dieſe Eigenthümlichkeit der Kleidertracht dem Künſtler einſt das Leben; am 28. März 1823 nämlich wäre er beinahe durch eine Unvorſichtigkeit des jungen Buti, der ſich mit einem Gewehre nicht gehörig in Acht nahm, erſchoſſen worden, aber ſeine vielen Röcke ſchützten Thorwaldſen, indem ſie die Gewalt der Kugel ſchwächten. Seine Rettung war nichts deſto weniger ein wahres Wunder, denn die Kugel verletzte ſogar die Haut und verurſachte eine Quetſchwunde.

Digitized by Google

Als ich Thorwaldsens Atelier zum ersten Male betrat, war er eben mit seinem herrlichen Mercur beschäftigt. Neben ihm wurde der wunderschöne Triumphzug Alexanders für die Villa des Grafen Sommariva am Comer See vollendet. Dieses der Antike ebenbürtige Kunstwerk sollte ursprünglich die für Napoleon bestimmte Wohnung im Quirinal schmücken: eine sinnbildliche Verherrlichung der Thaten des Kaisers. Da dieser indessen nicht nach Rom kam, so erhielt das Basrelief eine andere Bestimmung.

Den großartigen Jason, dem Thorwaldsen sein Glück und seine Existenz in Rom verdankte, fand ich noch als Gypsmodell im Atelier. Der Künstler war nämlich 1796 mit einem Stipendium der Akademie von Kopenhagen auf fünf Jahre nach Rom geschickt worden, aber er spazierte die ganze Zeit umher, völlig in der Betrachtung der antiken Kunstwerke aufgehend, ohne etwas Eigenes zu schaffen. Erst als die Zeit seines Aufenthaltes beinahe abgelaufen war, entschloß er sich zu arbeiten und modellirte binnen wenig Tagen seinen Jason in übermenschlicher Größe. Ein kunstsinniger Engländer, Sir Thomas Hope, sah bei dem schon zur Rückkehr nach Dänemark gerüsteten Künstler das kaum vollendete Modell, kaufte es und bestellte es in Marmor. So konnte Thorwaldsen, vor Sorge geschützt, ruhig in Rom bleiben; der Auftrag Hopes machte ihn in weiteren Kreisen bekannt und fürder fehlte es ihm nie mehr an Aufträgen und Anerkennung.

Ich habe hernach Gelegenheit gehabt, Thorwaldsen ziemlich genau kennen zu lernen. Er war ein überaus einfacher Mensch; der Schlichtheit seines Inneren entsprach diejenige seines Aeußeren. Sein Arbeitskostüm bestand in einem grauen, mit Lämmerfell gefütterten Kattun-Schlafrock*), seine Straßentoilette war stets sehr bescheiden. Von seinen elf Orden wurde man selten etwas gewahr. Besonders oft verkehrte ich mit ihm, als ich das Portrait meiner Jugendfreundin Fanny Caspers zu malen begonnen hatte, welche am 7. Novbr. 1818, also

*) So hat ihn Begas 1823 in Rom gemalt; Amsler hat dies Bild in Kupfer gestochen. Der mit Lob sonst karge Schinz nennt (im Tgbch.) das Begas'sche Bild „ein, man kann sagen: vollkommenes Portrait."

Digitized by Google

nicht lange nach meiner Ankunft, ebenfalls in Rom eintraf. Mit lebhafteſter Freude erneuerte ich in ihr die liebe Bekanntſchaft aus den ſeligen Tagen, wo wir Beide noch im Flügelkleide das Penſionat der Doctorin Stieler zu Gotha beſuchten; die heiterſten Erinnerungen aus unſerer Jugendzeit traten uns wieder vor die Seele*). Fanny hatte ſich in ihrem Aeußeren ſeit den langen Jahren, während deren ich ſie nicht geſehen, verhältnißmäßig wenig verändert; ihr eigentliches Selbſt aber war noch ganz das alte. Ein liebenswürdiges Kind der Natur, war Fanny graziös in Worten und Bewegungen; alte wie junge Herren und Damen wurden durch den Reiz ihres Weſens bezaubert. Sie war jetzt Geſellſchafterin der ungariſchen Fürſtin Maria Leopoldine Graſſalkovics von Gyarak**), Tochter des Fürſten Paul Anton von Eſterhazy, einer ſehr gütigen Dame, welche ihr volle Freiheit ließ, wodurch es möglich wurde, daß wir uns viel ſehen konnten. Mit wahrem Vergnügen unterzog ich mich der Aufgabe, ſie zu portraitiren. Zu den Sitzungen traf Thorwaldſen faſt regelmäßig ein, denn nicht lange, ſo hatte ſich zwiſchen Beiden, welche ſich bereits von einem kurzen Beſuche her kannten, den Fanny im Herbſte 1815 mit ihrer Fürſtin in Rom gemacht, eine große Neigung entſponnen. Die lebhafte, muntere, witzige, begabte Fanny, die aller Schelmerei und Scherze voll war, konnte mit ihrer bezaubernden Art freilich wohl Liebe erwecken. Die Grazien ſchienen ihr alles gewährt zu haben, was entzücken kann; ſie ſang lieblich, plauderte hinreißend, wußte tauſend Anecdoten auf die amüſanteſte Art zu erzählen, kurz, war unerſchöpflich in geſellſchaftlichen Scherzen und harmlos-ergötzlichen Kunſtſtückchen. Ja, ihr trotz langer Entfernung von den Brettern noch immer beden-

*) „Wie unendlich glücklich bin ich, Louiſe Seidler hier zu haben! Wir bringen Stunden mit einander zu, die zu den ſeligſten meines Lebens gehören; jeder Ton, der meine Seele berührt, klingt in ihrer wieder, und unſere Anſichten ſtimmen in der Hauptſache faſt immer überein.“ Fanny Caspers, N. fr. Pr. No. 3662.)

**) So meldet der Gothaer Hofkalender von 1819. Raab (a. a. O., No. 3662) ſchreibt Gyarmat. — Die Ehe, am 25. Juli 1793 geſchloſſen, war kinderlos.

tendes Schauspielertalent zeigte sich gelegentlich mehrfacher Anlässe in hellem Lichte, namentlich als Ausgangs Februar 1819 Frau von Humboldts Geburtstag von den deutschen Künstlern sehr sinnig begangen wurde. Auguste Klein aus Berlin, eine dichterisch reichbegabte Freundin, die mir auch ein Sonett zu dem selbstgepflückten Blumenstrauße gefertigt, den ich schenkte, hatte ein kleines Lustspiel: „Die ländliche Familie", verfaßt, welches von Thorwaldsen, mir und einigen Anderen dargestellt ward; die Hauptrolle gab Fanny Caspers und erntete darin einstimmigen Beifall*). Und als am 1. Mai 1819 Philipp Veits Namenstag gefeiert wurde, übernahm sie in dem gleichfalls von Auguste Klein gedichteten Gelegenheitsscherze: „Die Kunst, Philipps Lieblingsbilder herbeibringend," die moderne Sibylle; Schadow war Paris und ich Johanna von Arragonien. Alle diese Eigenschaften Fannys waren dazu angethan, Thorwaldsen für dieselbe zu entflammen, und sie verehrte in ihm den unerreichten Bildhauer, den modernen Phidias.

Leider führte das gegenseitige Interesse doch zu keinem Resultat, und zwar aus Rechtlichkeit des Künstlers. Er hatte nämlich, kurz ehe Fanny nach Rom kam, seine Verlobung mit einer edlen, aber unschönen Schottin, einer Miß Franziska Mackenzie Seaforth, gelöst, und zwar zur Beruhigung der Trostlosen mit dem Versprechen, sich nie verheirathen zu wollen. Diese Dame hatte den Künstler in Albano kennen gelernt, wohin er sich, am römischen Fieber heftig erkrankt, zu seiner Wiederherstellung begeben hatte; sie ward ihm dort eine treue Pflegerin, zugleich lernte er in ihr die erste edle weibliche Seele in seinem Leben kennen. Sie war voller Kunstenthusiasmus und Kenntnisse aller Art, sanft, still, leise in ihrem Auftreten, was mit ihrem grauen Teint und

*) Schiller hatte in „Maria Stuart" eigens für sie eine „Gräfin Douglas" schreiben wollen. (Weimars Album, 151. Vergl. Pasqué: Goethes Theaterleitung, II, 285.) Ueber die Feier des Geburtstags der Frau von Humboldt durch das oben erwähnte Schäferspiel s. die deutsche Uebersetzung von Eugène Plons „Thorwaldsen" (Wien, 1875), wo S. 105—114 Bruchstücke aus den Tagebüchern Fannys abgedruckt sind. „Es spricht aus denselben eine für Natur und Kunst, für alles Schöne und Edle begeisterte Seele, ein tiefes Gemüth."

Digitized by Google

ihrem von Kopf bis zu Fuß grauen Anzuge völlig im Einklang ſtand. Einen bedeutenden Eindruck machte Miß Mackenzie, die mir ſpäter, als ich ſie kennen lernte, immer wie eine Fledermaus vorkam, nicht. Von Geſtalt war ſie groß, mager und knochig; ebenſo waren Hände und Füße. In dem Ausdruck ihrer Augen und der Geſichtszüge lag indeſſen etwas Angenehmes und Anziehendes; ein Stempel der Herzensgüte verſöhnte mit der ſonſt höchſt unſcheinbaren, auch nicht mehr ganz jungen Dame. Da früher Thorwaldſen die Beute einer ganz gewöhnlichen, üppigen, jähzornigen Römerin, Anna Maria Magnani (verheirathet mit einem Berliner Profeſſor, der ſich aber nicht mehr um ſie kümmerte), geweſen war, ſo mochte ihm der Contraſt zwiſchen den beiden Frauen zu Gunſten der Schottin ſehr fühlbar geweſen ſein. Allein die Italienerin hatte ihm wegen ſeiner Treuloſigkeit Rache geſchworen und würde dieſelbe wahrſcheinlich auch ausgeführt haben, wenn er der Gemahl ihrer Nebenbuhlerin geworden wäre; hatte ſie doch früher ſchon dem ſanften, ſtillen Thorwaldſen bei verſchiedenen häuslichen Zwiſtigkeiten Gefäße aller Art an den Kopf geworfen! Miß Mackenzie hatte, als ihr Thorwaldſen in Albano wirklich, leichtſinnig genug, ſeine Hand bot, nicht den Muth, ohne Zuſtimmung ihrer Familie ſogleich ihre Einwilligung zu geben: zum Glück für Thorwaldſen, denn ein Blinder mußte merken, daß ſie nicht die Perſon war, um den eigenartigen Künſtler mit dem Joche der Ehe auszuſöhnen; ſie ſelbſt wäre dabei am unglücklichſten geworden. So kamen beide nach Rom; Miß Mackenzie führte Thorwaldſen ſogleich bei ihren engliſchen Bekannten ein, in deren Abendzirkeln ſich indeſſen der Künſtler ſo bodenlos langweilte, daß ſie ihm bald unausſtehlich wurden und er in ſeine gewöhnliche Oſteria zu ſeiner Foglietta, der mit Stroh umflochtenen Weinflaſche, die er nicht verſchmähte, mit doppelter Wonne zurückkehrte. Vergebens verſuchte Miß Mackenzie, ſich den eigenſinnigen Thorwaldſen wenigſtens als Freund zu erhalten; er mied ſie gänzlich und löſte das Eheverſprechen, worauf ſie troſtlos in ihr Vaterland zurückreiſte. Nach mehreren Jahren kam ſie jedoch wieder nach Rom, um bei Thorwaldſen

Digitized by Google

ihr Grabmal zu beſtellen; auch da gelang es ihr indeſſen nicht, den Künſtler wieder für ſich zu entflammen.

Dieſe Schottin nun war grade im Begriff, ſich wieder nach ihrem Vaterlande einzuſchiffen, als die ſchöne, blühende, neckiſche Fanny auf's neue in Rom erſchien. Sie entzündete das leicht bewegliche Gemüth Thorwaldſens, deſſen Neigung ſie bald von ganzem Herzen erwiederte. Er ſuchte ſie ſo oft wie möglich auf; am liebſten bei mir. Gern ertheilte er mir dann ſeinen Rath in Betreff des Portraits von ihr; ſo mußte auf ſeine Anheimgabe Freund Schinz mir als Hintergrund des Gemäldes das Coloſſeum zeichnen *).

Die beiden Liebenden traten einander, ohne ſich indeſſen mit Einem Worte zu erklären, immer näher; namentlich weckte das Geplauder und der Gedankenaustauſch während der Stunden, da ich Fanny malte, gegenſeitig mehr und mehr die innigſte Theilnahme. Die brünſtigſten Gebete um Erfüllung ihres Herzenswunſches ſandte Fanny, eine gläubige Katholikin, zur Madonna empor, und forderte auch mich auf, zu Gott für ſie zu beten. Wir Alle wünſchten, daß ſie Thorwaldſens Frau werden möchte; ſie würde eine Stütze für die Deutſchen in Rom geworden ſein und den Künſtler aus den unwürdigen Feſſeln jener Italienerin, welche ihn inzwiſchen wieder umſchlungen hatten, befreit haben. Gewiß wäre ſie auch ſeiner natürlichen Tochter Eliſa, welche ihm die Magnani geſchenkt hatte, eine gute Mutter geweſen. Dieſes bei der elenden Anna Maria gebliebene Kind der Liebe verheirathete Thorwaldſen ſpäter an einen alten däniſchen Oberſten Namens von Paulſen, den jedoch ein tieferes Intereſſe an das vom Vater reichlich ausgeſteuerte Mädchen nicht zu ketten ſchien.

Unter den Kunſtkoryphäen, welche bei meiner Ankunft zu Rom

*) Das Portrait befindet ſich zu Linz im Beſitz der Tochter von Fanny Caspers. Letztere bemerkt darüber in ihrem Tagebuch (9. Jan. 1819): „Ich glaube, es wird das ähnlichſte Bild, welches von mir gemacht wurde. Mehrere Künſtler haben es geſehen und ſind ſehr zufrieden damit." Auch die gegenwärtige Beſitzerin rühmte dem Herausgeber „den lieblichen Ausdruck des Geſichtes" auf dem Bilde.

Digitized by Google

in großer Anzahl dort versammelt waren, stand unstreitig Thorwaldsen an Bedeutung, Gewalt des Genius und europäischem Rufe Allen voran. Aber auch unter den übrigen Künstlern befanden sich viele wackere Männer, und gern trage ich auf den folgenden Blättern zu deren Charakteristik nach Kräften bei. Ebenso dürften die gesellschaftlichen Beziehungen der damaligen Zeit Stoff zur Schilderung darbieten; um so mehr, als sie den Hintergrund bilden, von welchem die in meinem Gedächtniß bunt einander drängenden Hauptgestalten jener denkwürdigen Epoche sich werden abheben müssen.

Nicht lange war ich in Rom, so fand ich Zutritt in die Werkstätten der verschiedensten Künstler; gleich anfangs besuchte ich die Ateliers von Cornelius und Koch. Tief und bedeutend wie der Eindruck von Cornelius' Werken war auch derjenige seiner persönlichen Erscheinung.. Sein Adlerblick war nicht scharf, sondern nur seelenvoll; der Künstler war geistreich, aber zugleich erweckte seine biedere Herzlichkeit Vertrauen. Der höchst liebenswürdige, geistreiche, bescheidene Mann gefiel mir je länger, desto besser, und da er unter der katholischen Partei für einen Ketzer galt, so weiß man hiermit, daß er ein aufgeklärter, vernünftiger Katholik war, zu dessen Bekanntschaft man sich nur Glück wünschen konnte. Sein Talent war vom ersten Range; seine Arbeiten alle höchst genial und voll der größten Innigkeit. Des Tyrolers Koch heiteres, witziges Wesen war ebenso originell wie tüchtig. Er empfing uns in Hemdsärmeln in seinem Atelier*), sprach den Tyroler Dialect, hatte stets auf einem Stuhle neben sich den Dante liegen und eine seiner ersten Fragen, die er an mich richtete, war: ob ich die „Hölle" dieses Dichters gelesen hätte? Als ich dies verneinte, recitirte er sogleich einige Stellen daraus, und zwar in italienischer

*) Ueber diese „Atelierscene" bemerkt C. v. Lützow (Ztschr. f. bild. K., IX. Jahrg., S. 66) in einem Aufsatze „J. A. Kochs Jugendzeit": „sie ließe sich vortrefflich illustriren durch eine Caricatur von Kochs Schüler Hieronymus Heß, die sich in der Handzeichnungen-Sammlung der Wiener Akademie befindet." Jenem Aufsatze beigegeben ist ein treffliches Portrait Kochs. S. über diesen u. A. auch Kestners „römische Studien", 94 fg.

Digitized by Google

Sprache, welche er aber mit ſtarkem Tyroler Dialecte gräßlich ausſprach. Auf der Staffelei hatte er eine große Schweizer Landſchaft, welche ſo klar, ſo durchſichtig gemalt, ſo großartig aufgefaßt war, daß ſie nichts zu wünſchen übrig ließ. Unten an einer buſchigen Stelle hatte er Schlangen angebracht. „Sehen Sie," ſagte er, „das iſt das Gezücht der Recenſenten!" Ein figurenreiches Bild ſtand daneben: „Die Einnahme von Saragoſſa".

Mit dieſem geiſtreich-barocken Koch bin ich während meines Aufenthaltes in Rom ziemlich oft zuſammen gekommen. Er war ſo urwüchſig originell, daß er häufig verblüffte; ein ſolcher Kraftmenſch iſt nicht alle Tage zu finden. Als Maler genial, verſuchte er ſich auch auf literariſchem Gebiete und ſchrieb u. A. eine „Rumfortiſche Suppe" — eine Parodie auf die damaligen neuen Kunſtbeſtrebungen*). Es war ein Werk voll Geiſt und Witz, aber zugleich toll und verworren.

Alle Augenblicke ließ er mich rufen, um mir wieder eine andere Art ſeiner Malerei zu zeigen. Der wunderliche Mann machte immer neue Erfindungen, um das beſte Colorit zu erzielen, und wechſelte daher unaufhörlich mit der Methode in der Technik. Einmal kam er mir vor Freude ſtrahlend entgegen und verſicherte: nun das Rechte aufgefunden zu haben, nämlich das Untermalen mit bloßen Lazurfarben in der

*) „Moderne Kunſtchronik. Briefe zweier Freunde, in Rom und der Tartarei, über das moderne Kunſttreiben und Treiben: oder die Rumfortiſche Suppe, gekocht und geſchrieben von Joſeph Anton Koch in Rom." Carlsruhe, J. Belten, 1834. „Dieſes kleine Werklein" ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, „iſt eine ungeſchmeichelte und unlackirte Chronik der erbärmlichſten Erbärmlichkeit, zu Papier gebracht von einer nicht mit Praxis begabten Feder, aber zum Zeitvertreib oder auch Zeitverderb für gebildete Stände und zur Warnung für Künſtler, welche ſich über gemeines Handwerk, den Bettelſtab der Kunſt, oder über den Schofel, die Lakaienſchaft, niederträchtige Schmarotzerei und Kopfnicker erheben möchten, anſtatt das ſüßliche, zärtliche, zartäugelnde, gemüthlich äſthetiſche Gewimmer aus dem tiefſten Herzenskämmerchen der modernen Welt hervorzukitzeln, oder krampfhafte, von der unterſten Zehe gewaltſam heraufgehaspelte und von oberſter Höhe heruntergeſchmetterte hochſchwülſtige Trompetenſtöße zur Beförderung eleganter, literariſch- und kunſtgebildeter Geſelligkeit harmoniſch zu krähen und in das moderne Leben zu lispeln."

Digitized by Google

Stimmung, welche das Bild haben ſolle. „Sehen Sie," ſagte er, „meinen Bileams Eſel an; er iſt auf dieſe Weiſe behandelt, und einen gleichen Erfolg erwarte ich von meinem Ritter St. Georg." Ein andermal faßte er eine ſo große Vorliebe für den Grünſpan, daß dieſer zur Hauptfarbe avancirte; auch der Asphalt erfreute ſich bei ihm einer Epoche beſonderer Gunſt. „Ohne dieſen" behauptete er, „kann kein Bild beſtehen." Kaum glaublich iſt es, daß trotz dieſer Marotten ſeine Bilder nach der Vollendung trefflich, klar und harmoniſch ausſahen; lebendig in der Farbe, aber nicht grell. Namentlich ſeines Andreas Hofer entſinne ich mich als eines in ganz eigener, kräftiger und leuchtender Manier behandelten Gemäldes. Es war mir immer ein beſonderes Vergnügen, den merkwürdigen Alten zu beſuchen und ihn ſo eigenthümlich hantieren zu ſehen. Originell war ſchon ſeine Toilette. Ein kleines Käppchen auf dem Kopfe, den kurzen Pfeifenſtummel im Munde, ſaß er im offenen Hemd, mit aufgekrempten Aermeln, herunterhängenden Strümpfen und niedergetretenen Pantoffeln an der Staffelei. Machte er Beſuche, ſo war ein alter abgeſchabter blauer Ueberrock mit umgeſchlungenem buntem Halstuch ſein gewöhnlicher Anzug, bei welchem die Tabackspfeife als Schmuck der Rocktaſche nie fehlte. So nachläſſig war ſeine Erſcheinung, daß er einſt bei einer vornehmen Familie, die ihn immer mit größter Freude empfing — denn Jedermann hatte ihn lieb — von einem neu angeſtellten Bedienten, der ihn nicht kannte, als Bettler abgewieſen wurde. Dürftig wie ſeine Toilette war auch ſeine Umgebung, und doch blieb er ein ausgezeichneter Lehrer für alle jungen, von ernſtem Streben beſeelten Künſtler, ein Stern erſter Größe in der Kunſtwelt.

Aeußerſt lohnend war auch ein Beſuch des Ateliers des Bildhauers Eberhardt, deſſen ſchöne Compoſitionen im altchriſtlichen Styl mich beſonders anzogen. Der Künſtler ſelbſt, ein ſchlichter, ehrlicher, lieber Greis, war gleichſam eine Erſcheinung aus dem Mittelalter; er beſaß in Wahrheit den Charakter eines frommen Mönchs. Früher hatte er einige mythologiſche Gegenſtände ausgeführt, wofür ihm eine Profeſſur an der Münchener Akademie zu Theil ward. Als er für Rom Urlaub

Digitized by Google

erhielt, folgte er dort ganz seiner Neigung und arbeitete nur christliche Gegenstände, Basreliefs, Grabmäler u. s. w. Auch eine wunderliebliche sitzende Madonna, so fromm, so jungfräulich und demüthig, wie sie nur die alten Meister schufen, stand bei ihm im Atelier. Sein Leben war, im Einklang mit dieser Kunstrichtung, still, einfach und fromm; seine Tracht und seine Wohnung entsprachen seinem mönchischen Wesen.

Mit Eberhardt bildete Canova in Kunst und Erscheinung den völligsten Gegensatz, doch auf angenehme Weise. Er war von mittlerer Größe, schlank und zart gebaut; sein Benehmen das eines gebildeten, vornehmen Weltmannes. Ich kannte viele seiner zahllosen Arbeiten bereits aus Kupferstichen und Abgüssen. Immer hatte ich seine schöne, nur ihm eigene Art der Bearbeitung des Marmors bewundert; in Rom lernte ich einsehen, daß Thorwaldsen ihn im ächten antiken Styl weit überflügelt hatte. Canovas Grazien machten einen etwas süßlichen, gedrechselten Eindruck; diejenigen Thorwaldsens waren dagegen schöne, wiewohl ernstere Gestalten. Im Basrelief hat Canova Thorwaldsen nie erreicht, dessen Alexanderzug die großartigste Schöpfung des Meißels in neuester Zeit ist und wahrscheinlich bleiben wird. Die Italiener selbst pflegten daher auch den Dänen „Patriarch des Basreliefs" zu nennen.

Erwähnenswerth ist auch die derbe Persönlichkeit des Bildhauers Johann Martin Wagner, der vom Kronprinzen Ludwig von Bayern zum Ankauf von Kunstschätzen mit ausgedehnter Vollmacht versehen war. Der genannte Künstler lud mich eines Tages ein, die von der Insel Aegina gekommenen und von Thorwaldsen für die Münchener Glyptothek geradezu bewundernswürdig hergestellten Aegineten bei ihm anzusehen. Ich erblickte siebenzehn höchst merkwürdige, der Tempelruine des panhellenischen Jupiter entnommene Figuren aus der ersten griechischen Zeit, die Köpfe alle lächelnd und in keinem Verhältniß zu den schön ausgeführten Körpern. Spuren von Farbe befanden sich an den Rüstungen und bestätigten dadurch, was oft bestritten wurde: daß nämlich diese antiken Kunstwerke an ihrem Platze bemalt standen. Noch zeigte mir Wagner den barberinischen Faun, der so lebensvoll war, daß er zu athmen

Digitized by Google

ſchien. Dies Kunſtwerk war nur für Eingeweihte ſichtbar, da es bei dem Publikum in Vergeſſenheit gerathen ſollte, um ſpäter bei Nacht und Nebel nach München transportirt zu werden, denn eigentlich verbot ein ſtrenges Geſetz, römiſche Alterthümer auszuführen.

Ein Spaziergang mit Schinz führte mich kurze Zeit nach meiner Ankunft in Rom auch zu Overbeck, der mit ſeiner jungen Frau die Villa Palombara, unweit der Bäder des Diocletian, bewohnte. Der Marcheſe Maſſimi hatte, wie mir aus dem Briefe der Frau Henriette Herz bereits bekannt war, dem frommen, beſcheidenen und doch ſo großen Künſtler nebſt anderen deutſchen ſchöpferiſchen Talenten den ehrenvollen Auftrag ertheilt, ſeine Villa durch Fresken zu italieniſchen Dichtungen zu ſchmücken. Overbeck erhielt die Aufgabe, zum „befreiten Jeruſalem“ die Bilder zu liefern, eine Arbeit, die ihn mehrere Jahre hindurch beſchäftigte. Unbewußt hegte er eine ſtille Neigung für eine Wienerin, welche ihrer Geſundheit wegen ſeit Kurzem mit einer Geſellſchafterin in Rom lebte und bisweilen Künſtler bei ſich empfing. Signora Nina, — ihres Zunamens erinnere ich mich nicht, denn in Italien herrſcht die Sitte, die Menſchen nur bei ihrem Vornamen zu nennen*) — Signora Nina, eine engherzig-fanatiſche Katholikin, war eine weichliche, ſentimentale, anſpruchsvolle Dame, äußerlich nicht beſonders reizend oder fein, ſondern eher dick; mit großer Begabung zur Intrigue verband ſie reiche Bildung, wußte die italieniſchen Dichter auswendig und ſchwärmte für die Kunſt. Sie hatte in Wien, als Kind der Liebe eines ariſtokratiſchen Vaters, bei dieſem angenehm gelebt, war aber der Welt müde, glaubte ſich kränklich und daher eines ſüdlichen Klimas bedürftig. Der Vater gab ihr gern die Erlaubniß, mit ihrer Geſellſchafterin Eliſe nach Rom zu gehen. Kaum bemerkte die verſchlagene Nina die ſchüchterne Neigung Overbecks, als ſie alles mögliche that, um ihn ernſtlich zu feſſeln; als er nun gar die große Maſſimiſche Beſtellung bekam, beſchloß ſie, die Sache zum gedeihlichen Ende zu bringen. Sie vertraute

*) Auch Caroline Pichler (Denkwürdigk. II, 234) nennt „die nachmalige Frau von Overbeck“ nur „Fräulein Nina“, und bezeichnet ſie als „Nichte des Hofraths von Hartel.“

sich ihrem klugen Beichtvater an, sagte ihm, daß sie eine unbezwingliche Neigung zu Overbeck fühle und diesen deßhalb meiden müsse; ja, sie bat ihn, dies Overbeck selbst mitzutheilen, damit dieser seine Besuche einstelle. Es wirkte. Der unschuldige Künstler war entzückt, die zurückgedrängte Leidenschaft flammte auf, und er bat den Beichtvater, der jungen Dame sein Herz zu Füßen zu legen, ihr aber zugleich zu eröffnen, daß er befürchte, ihr jene glänzende Lage nicht bieten zu können, an welche sie gewöhnt sei. Signora Nina machte indessen dem schüchternen Künstler Muth, indem sie ihn wissen ließ, daß sie ein ansehnliches Heirathsgut von ihrem Vater erhalten werde. Nun wurde die Verbindung wirklich geschlossen; kurz vor meiner Ankunft in Rom war das junge Paar getraut worden und lebte seelenvergnügt im ganzen Vollgefühl des Glücks der Flitterwochen. Die Gesellschafterin der Signora Nina, welche durch deren Verheirathung mit Overbeck ihre Stelle verlor, fand ein Engagement bei Frau von Schlegel.

Elise war ein heiteres, praktisches, „fesches" Wiener Kind, das sich durch freundliches Wesen bei Jedermann bald beliebt zu machen wußte; nannte sie doch einst sogar unser protestantischer Prediger Schmieder „eines von den Wesen, die vom Herzen weg leben; ihre gute Laune habe hinter dem Schalk eine innige Heiterkeit und Einfalt, die Jedem das Herz erfreuen müsse." Trefflich verstand sie es, die Geselligkeit zu beleben, indem sie, unterstützt durch eine frische Stimme, kleine österreichische Nationallieder und „Schnadahupfl'n" mit viel Naivetät vortrug. Als Katholikin harmonirte sie sehr mit Frau Dorothea Schlegel; die dritte im Bunde war die schon erwähnte Berlinerin Auguste Klein, wegen ihres langen, schleppenden Mantels wohl scherzweis »la tragédie allemande« genannt; eine Dilettantin in der Malerei, welche zwar nichts Bedeutendes leistete, aber vermöge ihres regen Sinnes für das Schöne sowie ihres feinen Urtheils in künstlerischen Dingen doch in der ganzen Malerwelt wohlgelitten war. Ihr schönes Innere offenbarte sich bei mannichfachen Gelegenheiten in anmuthigen und wahrhaft poetischen Schöpfungen; auf dem Felde der Gelegenheitsdichtung that sie sich zu allen Zeiten ganz besonders hervor, und stets war, was sie

Digitized by Google

sagte, sinnig und zart. Ihre lebhafte Phantasie dürfte Ursache gewesen sein, daß sie in Rom zum Katholicismus übertrat.

Nun verband sie ein gleiches Interesse mit Elise und Frau von Schlegel, bei welcher sie fast täglich zu finden war; als bevorrechteter Mann erschien bei diesen Zusammenkünften, in denen hauptsächlich über religiöse Dinge gesprochen ward, der Maler Eggers: Man denke sich nun die Ueberraschung der ganzen römischen Künstlerwelt, als plötzlich die Gesellschafterin Elise, Auguste Klein und Eggers spurlos von der Bildfläche verschwunden waren. Als sie nach etwa acht Tagen wieder auftauchten, ward Elise als Frau Eggers vorgestellt und fortan machten die Drei einen Haushalt aus, denn Eggers hatte weder Vermögen, noch Aussicht auf genügenden Erwerb durch seinen Pinsel. Auch Elise war arm; daher suchte Auguste durch ihren Beitrag zum Wirthschaftsgelde die Häuslichkeit des jungen Paares zu verschönern. Sie ist die treue Freundin der beiden Gatten geblieben; in einigen düsteren, zum Palazzo Caffarelli gehörigen Gemächern, zu denen man durch einen unmittelbar auf dem tarpejischen Felsen angelegten Garten mühselig Zutritt fand, hauste das Kleeblatt — welches jedoch überraschend schnell vierblättrig wurde — in einer spärlichen Einrichtung. Elise und Auguste ergänzten sich trefflich; jene war praktisch und heiter, diese dagegen klug und poetisch, beide aber fanden ihren Vereinigungspunkt in der Vergötterung ihres gemeinschaftlichen Lieblings Eggers. Es war ein schönes, durchaus edles, wenngleich etwas eigenthümliches Verhältniß, in welches sich indessen die römischen Kunstgenossen sehr bald zu finden wußten, namentlich als die guten Seiten des Charakters der jungen Hausfrau und Mutter auch ihnen gelegentlich zu Gute kamen. Denn trotz mancher Widerwärtigkeiten ihrer Lage bewahrte Elise Eggers immer noch Kräfte und Gedanken, Anderen zu helfen; so dankte gelegentlich Schnorr ihrer Sorgfalt, ihrer Pflege, ihrem trefflichen Kochtalent seine Herstellung von einer traurigen und langwierigen Krankheit. Das andauernde Einathmen der nassen Kalkluft, welchem er bei einer Frescomalerei ausgesetzt war, hatte seine Säfte so verdorben, daß, als er bei einem heftigen Augenübel eine spanische Fliege auf den Arm

Digitized by Google

legte, dieſe eine böſe Entzündung hervorrief. Schon fürchtete man, der Arm müſſe abgenommen werden; dies ward zwar noch glücklich verhindert, allein da die Wunde ſich nicht ſchloß, ſo beſorgte man eine Auszehrung. Mit Arznei war wenig zu helfen; da übernahm die gute Eggers das Geſchäft, für den Kranken gute und kräftige Speiſe zu kochen; ein Beginnen, welches durch einen überaus glücklichen Erfolg geſegnet ward, denn der ſchon aufgegebene Schnorr blieb dem Leben und der Kunſt erhalten.

Was die maleriſche Richtung von Eggers betrifft, ſo hielt er ſich zu Overbeck, dieſem Meiſter der romantiſchen Schule und Hauptführer der Nazarener, deſſen Genie eben damals ſeine größten Werke ſchuf. Im Vollgefühl der jungen Liebe zu ſeiner Nina geriethen die vom Marcheſe Maſſimi beſtellten Fresken zum „befreiten Jeruſalem" meiſterlich; ich fand die weibliche Hauptfigur entzückend unſchuldig, zart und fromm, die Engel, welche ihr die Ketten löſen, heilig rein und kindlich erhaben, das Ganze eigenartig und ohne an eine andere Kunſtſchöpfung zu erinnern.

Später habe ich die große Freude gehabt, Overbeck bei mehreren ſeiner Werke mit kleinen Hilfsleiſtungen dienlich ſein zu können, namentlich arbeitete ich an dem Grunde ſeines herrlichen Bildes: „die ſieben hungrigen Jahre" mit, und noch heute bin ich ſtolz darauf, daß ich dem Meiſter eine Handreichung leiſten durfte.

Hier wäre die Stelle, einer Genoſſin meines Strebens und meiner künſtleriſchen Neigungen zu gedenken, deren Namen ich ſchon flüchtig erwähnt habe, nämlich der Kirchenbildermalerin Maria Ellenrieder. Sie kam zwar erſt ſpäter (im Winter von 1822 auf 1823) nach Rom, aber wir wurden ſchnell ſo innig mit einander befreundet, daß wir ſogar eine Zeitlang zuſammen wohnten.

Maria Ellenrieder war eines der liebenswürdigſten, gewinnendſten Weſen, welche man ſich denken kann; recht wie ein ſtilles Veilchen, beſcheiden und treu. Ihre Taubheit und daraus hervorgehende theilweiſe Hilfloſigkeit waren Anlaß, daß ich mich ihrer beſonders annahm. Sie ſchloß ſich mir auch völlig an; es waltete, da ich die Aeltere war, ein faſt kind-

Digitized by Google

liches Verhältniß von ihr zu mir. Ihre Bilder erlangten ſchnell einen Ruf; ſie waren tief empfunden, voll überirdiſchen Reizes, fromm, die Madonnen und Chriſtkinder wahrhaft ſeelenerquickend in Haltung und Ausdruck, und was an ihren Werken mehr als alle Kunſtfertigkeit entzückte, war die reine, demüthige Seele, die aus ihren Schöpfungen ſtrahlte. In der That, man malt nur gut, wenn man aus dem Innerſten des Gemüthes herausmalt, Maria Ellenrieder war der Beweis dafür. Und doch war ſie ſo beſcheiden, einſt bei Betrachtung eines Entwurfes von Schinz auszurufen: „Ich kann leider gar nicht von Kunſt reden, ich kann nur arbeiten!“ Das that ſie denn auch, und zwar mit raſtloſem Fleiße; ihr Eifer beſchämte die meiſten Männer. Einſt malte ſie an einem Jeſulein mit dem Kreuze, welches nach dem übereinſtimmenden Urtheile Aller vorzüglich gelang, aber die Arme mußte dazwiſchen ein Bild von Gerard kopiren, um ſich in den Stand zu ſetzen, etwas länger in Rom bleiben zu können, ohne ihrem Vater zur Laſt zu fallen. „Im Himmel — da will ich mich ausruhen!“ ſagte ſie einſt, als die Rede davon war, ob wir dort auch fortmalen würden. Wie lebendig trat mir dabei ihr ſchweres Leben voll Kampf und Entſagung vor die Seele! Ja, wer es treu meint mit der Kunſt, der muß ſein Selbſt aufopfern.

Auch nach meiner Rückkehr in die Heimath blieb ich mit Maria Ellenrieder in ſteter Verbindung; in regelmäßigen Zwiſchenräumen erhielt ich als „Mütterchen und Lehrmeiſterin“ wie ſie mich noch nannte, auch als ihr Ruhm den meinigen längſt überflügelt hatte, Briefe von ihr. In Rom vermißte ſie mich, wie ſie oft verſicherte, ſehr ſchmerzlich: „es iſt einmal ausgemacht, daß die deutſchen Künſtler in der Regel die Malerinnen nicht leiden können“ ſchrieb ſie, und ſetzte hinzu: „Auch hier giebt es in unſerer Zunft viele harte Herzen.“ Ich führe dieſes Urtheil nur an, um zu ſagen, daß ich es für zu ſcharf halte; meine Erfahrungen ſprechen für das Gegentheil. Aber Maria Ellenrieder war leicht verletzt und zog ſich dann wie eine rauh berührte Mimoſe ſcheu in ſich ſelbſt zurück. Auch in ihren glücklichſten Tagen war ſie immer von einer gewiſſen Poeſie des Leidens umwoben.

Digitized by Google

Später war es eine Aeußerlichkeit, welche wir mit einander gemein hatten: jede von uns ward „Großherzogliche Hofmalerin", ich in Weimar, sie in Carlsruhe. Aber leider habe ich sie überlebt; aus voller Thätigkeit ward sie im Jahre 1863 zu Constanz hinweggerafft. Zum Glück hatte sie kein schweres und langes Krankenlager zu überstehen; der Verfall ihrer Kräfte ging so rasch vor sich, daß die Nachricht ihres Hinscheidens völlig unerwartet kam. Unmittelbar vor ihrem Tode hatte sie noch ein Gemälde von sehr großen Raumverhältnissen beendet, dasselbe für das Constanzer Publikum zur Besichtigung ausgestellt und dann an den Auftraggeber, den Großherzog von Baden, nach Carlsruhe abgehen lassen. Die Nachricht von der glücklichen Ankunft des Bildes und dem Wohlgefallen des Großherzogs an demselben hatte sie noch erfreut. Außerdem war sie kurze Zeit bevor sie starb mit einem kleinen Oelgemälde fertig geworden, das sie der Constanzer Feuerwehr zum Geschenk bestimmt hatte; es stellt den heiligen Florian dar, wie er seinen mit Wasser gefüllten Helm über ein sich entwickelndes Feuer ausleert und dieses dadurch erstickt. Am Frohnleichnamstage des oben genannten Jahres schlummerte sie hinüber; Sarg und Grab wurden mit Kränzen und Blumen geschmückt, welche zum Theil weit herkamen; so sandte pietätreich der Großherzog von Baden eine wundervolle Blumenfülle aus den Hofgärten von Carlsruhe. Ihr Landsmann, Mitbürger und Berufsgenosse Friedrich Pecht, schrieb einen Nekrolog voll hoher Anerkennung der künstlerischen und sittlichen Vorzüge der Heimgegangenen, in welchem er ihr den ersten Platz unter den Künstlern ihres Genres anwies. Wenige Monate nach ihrem Tode wurde Maria Ellenrieders Brustbild von Ferdinand Wagner al fresco an der Außenfläche der Stadtkanzlei zu Constanz angebracht, als dieses Gebäude, wie das Fuggerhaus in Augsburg, von dem genannten Künstler mit Fresken geschmückt ward*).

*) Der Charakterkopf Maria Ellenrieders ist fast der einzige, der von Schinz (in dessen sonst sehr skizzenhaften Tagebüchern) etwas mehr ausgeführt ist. Seine Aufzeichnungen, welche diejenigen Louise Seidlers bestätigen und abrunden, lauten: „Immer wünschte sich Frl. Seidler Umgang mit einer talent-

Keinen größeren Gegenſatz zu Maria Ellenrieder konnte es geben, als den einige Zeit vor ihr in Rom eintreffenden Hiſtorienmaler Ferdinand Flor. War jene eine ernſthaft ſtrebende, begabte Künſtlerin, kernhaft tüchtig in ihrer Weſenheit und deßhalb von Alt und Jung geehrt, ſo leiſtete dieſer »semper in floribus«, wie König Ludwig von Bayern Flor beſtändig genannt haben ſoll, nur wenig; ſein Talent war, wenn auch angenehm, ſo doch keineswegs bedeutend, und entfaltete ſich auch nicht, als der einer reichen Hamburger Familie entſtammende, vormals ſehr wohlhabende Künſtler durch einen Bankerott plötzlich ſeine ganze Habe einbüßte. Er nahm dieſen Unfall ſehr leicht; pecuniäre Sorge beſchäftigte ihn jetzt ſo wenig, wie vordem, trieb ihn auch nicht zur Arbeit an. Im Gegentheil kam er nun erſt recht in ſein

vollen Künſtlerin, und fand dieſen zu ihrer Freude auf die ſchönſte Art durch Maria Ellenrieder, welche ein ſchönes Talent mit den herrlichſten Eigenſchaften verbindet. Sie iſt wahrhaft fromm, und dies äußert ſich aus all ihrem Reden und Thun; ſie iſt dabei ſehr heiter, ja, oft ſehr luſtig. Sie kann ſich betrüben, wenn ihr eine Aufgabe nicht genügt, aber bloß dann, wenn ſie weiß, nicht allen möglichen Fleiß darauf gewendet zu haben, denn that ſie dies, ſo ergiebt ſie ſich in das Mißlingen, als in den Willen Gottes. Betrübt zu ſein, hält ſie alsdann für unrecht, giebt aber nicht nach, die Urſache des Mangels zu erkennen, nimmt jeden Rath mit größter Beſcheidenheit an, und findet ſie, daß man nicht recht habe, ſo ſagt ſie gleich: „Das iſt nichts“, und will die Gründe hören. Sie hat in der Kunſt bis dahin bloß Langers Rathſchläge gehört und befolgt, weßhalb ſie noch ſehr einſeitig nach Rom kam. Im Vatican ſcheinen ihr indeſſen die Schuppen von den Augen zu fallen, und ſie iſt nie glücklicher, als wenn Louiſe ſie mitnimmt, Veit, Overbeck und andere deutſche Künſtler zu beſuchen, deren Arbeiten zu ſehen und Urtheile zu hören. Sie malte jüngſt ein Mädchen, das lieſt; es ſollte eine Maria ſein. Sie ließ es aber hernach ohne Heiligenſchein, da ſie wohl einſehen lernte, daß die Idee ein Abweg von der wahren Kunſt war. Es war in ſeiner Art ganz artig, die Art zu malen völlig Langeriſch. Louiſe ſagte ihr das, und ſie fühlte, Louiſe habe Recht, worauf ſie dann dringend bat, doch etwas bei Jener malen zu dürfen. Louiſe gab ihr Anleitung, das gemachte Bildchen zu verbeſſern; ſie war entzückt, als daſſelbe in wenig Tagen verbeſſert war, und wollte nun noch den von Louiſe ſehr artig gemalten Kopf einer heiligen Giuliana copiren, was ſie denn, wenn auch nicht ohne Anſtrengung, ganz vollkommen herausbrachte.“

Digitized by Google

Fahrwasser, denn da er sich doch momentan zu helfen suchen mußte, so arrangirte er eine Soirée, bei welcher er lebende Bilder nach den besten Originalen stellte; die größte Sensation erregte die liebliche Caroline Pulini als Clärchen aus Goethes „Egmont". Ueberhaupt fielen die Tableaux ungemein befriedigend aus, denn Flor hatte in deren Anordnung unbestreitbar seine starke Seite, wie er sich auch eine große Kiste voll allerhand Theatergarderobe hatte kommen lassen. Er selbst war mit einem lustigen Genossen zu Fuße nach Rom eingewandert, in Tanzschuhen, weißen Pantalons, braunem Röckchen und statt des Ranzens eine Guitarre auf dem Rücken.

Zu den Künstlern, welche während der Zeit meiner Anwesenheit in Rom sich dort aufhielten, gehörte auch Carl Begas, der einfachfromme Hermann (ein Freund und hochbegabter Schüler von Cornelius), der sinnige Rheinländer Ramboux und der Berliner Historienmaler Remy. Den einen oder anderen von diesen traf ich häufig bei dem gastfreien Maler Catel, der eine Römerin zur Frau hatte und ein offenes Haus machte, in welchem man gern verkehren mochte. In Berlin geboren, hatte er sich seit 1809 dauernd in Italien niedergelassen, zum entschiedenen Gewinn für die dortigen Künstlerkreise, denn Catel war ein vielseitig gebildeter Mann und ein tüchtiger Historien- und Landschaftsmaler; namentlich seine italienischen Landschaften, hervorragend durch Colorit und Zeichnung, waren sehr gesucht, da man die südliche Natur mit großer Wahrheit und zugleich hochpoetisch auf ihnen dargestellt sah.

Auch die Landschaften des tüchtigen Reinhart waren geschätzt. Sein großartiger, breiter Styl, seine edle Auffassung der Natur zeigte sich in seinen Oelgemälden, wie in seinen Radirungen. Als Mensch war er von echter, schon auf seinem Gesichte ausgedrückter Biederkeit; groß, kräftig in der Haltung und markig in der Erscheinung, glich er einem Waidmanne, wie er denn in der That die Jagd sehr liebte.

Sodann wurde ich im Verlaufe der Zeit bekannt mit dem biblischen Historienmaler Wilhelm von Schadow, später Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf. Dieser bat mich eines Tages, ihm durch Un-

Digitized by Google

termalung eines Kinderportraits, welches er zu wiederholen hatte, eine eilige Arbeit zu erleichtern. Ich malte in ſeinem Atelier und hatte dabei Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes kennen zu lernen. Er war raſtlos fleißig, aber unter unaufhörlichem Seufzen und Stöhnen, und marterte ſich beim Schaffen wahrhaft ab. Die Arbeit ſagte mir in keiner Weiſe zu; dennoch nahm ich ſie an, um dem wackeren Künſtler einen Dienſt zu erweiſen; aber froh war ich doch, als die unheimlichen Arbeitstage bei Schadow vorüber waren, denn dieſer legte oft über die geringfügigſten Kleinigkeiten eine aufbrauſende Heftigkeit an den Tag.

Von dem großen römiſchen Künſtlerkreiſe der Hiſtoriker fern hielten ſich die Gebrüder Riepenhauſen, Franz und Johann, welche gemeinſchaftlich recht tüchtige Kunſtſchöpfungen hervorbrachten. Ich freute mich der Bekanntſchaft dieſer beiden Künſtler, die ich ſchon vor Jahren bei Frommanns in Jena durch ihre Umriſſe zu Tiecks Genovefa, nach denen ich zeichnete, verehren gelernt hatte. Ihr feines, artiges Benehmen war weniger nach Originalität haſchend, als dasjenige ſo vieler anderer Künſtler; ihre Werke ſtanden mit ihrem ganzen Weſen im Einklang, ſie waren gefällig und angenehm, wenn auch nicht von tiefem Gehalte. Beſonders correct, leicht und graziös componirten ſie im Geiſte der Alten.

Nicht mit Stillſchweigen übergehen kann ich ferner die Kupferſtecher Barth und Amsler, jener ein Thüringer, dieſer ein Schweizer. Bieder und wacker, waren ſie echte Kernnaturen, ohne Falſch, Barth ſogar oft aufrichtig und wahr bis zur Rückſichtsloſigkeit. Beide waren einer ſtrengen, einfachen, ſtylvollen Manier in ihrer Kunſt befliſſen und leiſteten ſehr Tüchtiges, Barth vielleicht noch mehr als Amsler, der zu Zeiten ein recht trockener Kauz ſein konnte. Namentlich lieferten dieſe Künſtler treffliche Portraits; ihre Blätter genoſſen eines großen und wohlbegründeten Rufes. Amsler arbeitete auch viel nach Reliefs von Thorwaldſen; zum Vorbild ſeines Styls nahm er ſich den Marc Anton.

Uebrigens lernte ich in Rom nicht nur deutſche, ſondern auch

Digitized by Google

italieniſche Künſtler kennen und ſchätzen; ich nenne zuerſt den auch in Deutſchland wohlbekannt gewordenen Palmaroli, der als Reſtaurator alter Gemälde einzig in ſeiner Art und daher ſehr berühmt war. Seine Tüchtigkeit bewirkte, daß er im Jahre 1826 nach Dresden berufen ward, um dort mit anderen Bildern die Sixtiniſche Madonna von Rafael zu reſtauriren, welche er vorzüglich reinigte und in ihrer urſprünglichen Größe (ein Theil der Leinwand war umgeſchlagen geweſen) wieder herſtellte. Er gebrauchte dazu nur ſehr kurze Zeit, ließ ſich freilich fürſtlich bezahlen*). Bei dem Beſuche, welchen ich Palmaroli machte, hatte er eben einen „Chriſtus, als Gärtner der Magdalena erſcheinend", vollendet, ein großes Gemälde Giulio Romanos, welches wie neu wieder hergeſtellt war. Er arbeitete jetzt an einem wunderbaren, ganz einfachen, aber überaus reizenden Frauenkopfe, an dem kaum noch ein Schatten des Originals ſichtbar geblieben. Später hat Palmaroli dieſes Bild, unter dem ich mir am liebſten die Loreley gedacht hätte, dem Leonardo zugeſchrieben — eine willkürliche, freilich bei italieniſchen Reſtauratoren nicht ſeltene Taufe.

Außer dem Genannten intereſſirte mich beſonders lebhaft ein Lieblingsmaler des Herzogs Emil Auguſt von Gotha, der von mir ſchon genannte Profeſſor Graffi. Er war ein ſehr guter, oft großartig auffaſſender Portraitmaler, mit klarem, durchſichtigem Colorit, der freilich im hiſtoriſchen Fache nur geringe Kenntniſſe zeigte. Ich ſah von ihm jenes Bild, welches Herzog Auguſt für den Papſt beſtellt hatte, um dieſem bei ſeiner Rückkehr aus Frankreich eine Aufmerkſamkeit zu bezeigen: „der heilige Vater, vom Apoſtel Petrus die Schlüſſel zurück erhaltend; fern im Hintergrunde Rom." Gut in der Farbe, ließ das Bild in der Zeichnung zu wünſchen übrig; ebenſo war die Idee um deßwillen mangelhaft, weil der Papſt auch als franzöſiſcher Gefangener ja immer Papſt geblieben und nur ſeiner Herrſchaft über den Kirchen-

*) Am Ende ſeines Aufenthaltes in Dresden, der vom Juni 1826 bis Ende Auguſt 1827 dauerte, beliefen ſich die Ausgaben für ihn und ſeinen Sohn auf 5513 Thaler, ungerechnet einige hundert Thaler Koſten an Utenſilien. Hübners Katalog der Dresdener Gallerie, S. 65.

Digitized by Google

ſtaat vorübergehend verluſtig gegangen war. Hierfür durfte freilich der arme Graſſi nicht verantwortlich gemacht werden, da er ſich ja den Anordnungen ſeines Auftraggebers, des unberechenbaren Herzogs von Gotha, fügen mußte.

Zu dieſen während meiner Studienzeit in Rom anſäſſigen Perſönlichkeiten geſellte ſich oftmals auch lieber Beſuch aus Deutſchland, der uns leider meiſt nur zu ſchnell wieder verließ. So kehrte der von mir bei Schelling ſchon gern geſehene Däne Hjort zu allſeitiger herzlicher Freude eines Tages in Rom ein; gleichermaßen überraſchte mich ein Beſuch der Profeſſorin Seidelmann, einer Freundin, mit welcher ich früher viel in der Dresdener Gallerie zuſammen gearbeitet hatte. Venetianerin von Geburt, verband ſie ſüdliche Lebendigkeit mit drolliger Laune, welche durch ihre fremdartige Ausſprache des Deutſchen noch komiſcher wurde; ſo ſagte ſie z. B. gleich beim Eintreten in mein Atelier: „Hei welch' ſchöner Erbſentag", ſtatt Herbſttag. In ihrer eleganten Häuslichkeit zu Dresden ſah ſie jeden Abend die vornehmſte Geſellſchaft bei ſich, was ihr viele Beſtellungen auf Portraits verſchaffte, die ſie tüchtig malte. Ihr Mann, der übrigens noch ganz der alten Zopfzeit angehörte, war Profeſſor der Kunſtakademie in Dresden und beſonders routinirt in der Anfertigung von Sepia-Copien nach den bedeutendſten alten Meiſtern in der Größe der Originale, wenn dieſe auch die räumliche Ausdehnung z. B. der ſixtiniſchen Madonna von Rafael hatten. Solche Sepia-Copien waren damals beſonders in Rußland und Polen ſehr beliebt und wurden daher häufig beſtellt. Da zu jener Zeit im hiſtoriſchen Fach in Dresden mehrere Epoche machende Künſtler wirkten, ſo glaubte Frau Seidelmann, daß dergleichen Vortreffliches bei der jüngeren Kunſtwelt in Rom nicht zu finden ſei. Um mich darüber mit ihr nicht zu ſtreiten, führte ich ſie ſogleich in die Villa Bartholdina, wo ihr Erſtaunen über die dortigen Meiſterwerke denn freilich groß war, was mir keine kleine Genugthuung gewährte.

Zu den Erſcheinungen, welche nur vorübergehend in Rom auftauchten, gehörte ferner der 1819 auf ſeiner Hochzeitsreiſe einige Zeit

Digitized by Google

in der ewigen Stadt verweilende Herr von Quandt aus Dresden, deſſen Namen ich in dieſen Blättern ſchon erwähnt habe. Er war Kunſtkenner und zugleich Enthuſiaſt. Mit tiefer Einſicht, welche er in blühendem Style darzulegen wußte, widmete er ſeine Feder der Kunſt; die Schilderungen ſeiner mannichfachen Reiſen erhielten durch gediegene äſthetiſche Betrachtungen bleibenden Werth. Seine Frau, geborene Meißner, war durch Eliſe von der Recke feinſinnig und geiſtreich erzogen worden.

Wie immer, ſo zeigte ſich das Ehepaar Quandt auch während der Monate ſeines Aufenthaltes in Rom — wo der Hausherr die Landsleute aufforderte, ſeine Wohnung ſchlechthin als ihre „Kneipe" anzuſehen, — wahrhaft beſorgt für die oft recht gedrückten deutſchen Künſtler. Ein ächter Mäcen, gab Herr von Quandt jedem der erſten Maler Beſtellungen auf Bilder, welche er dem eigenen Ermeſſen der Einzelnen überließ. Philipp Veit wählte ſich die Judith; Senff eine heilige Anna, die kleine Maria auf dem Schooße haltend; Näke eine heilige Eliſabeth, Almoſen austheilend, welchen Gegenſtand der Künſtler ſchon in Deutſchland in einer ſehr großen Compoſition als Zeichnung ausgearbeitet hatte. Von Schnorr wünſchte Herr von Quandt die ſchöne Albaneſerin gemalt zu haben, ein Bauermädchen Namens Vittoria Cardoni aus Albano von ſo plaſtiſcher Schönheit, daß ſie vielfach gezeichnet, gemalt und in Marmor gemeißelt wurde *). Mit Overbeck ſtand Quandt über einen Carton aus dem „befreiten Jeruſalem", Olint und Sophronia, in Unterhandlung, aber man war noch nicht einig über den Preis. Da ereignete es ſich, daß dieſer Carton, der in der Villa Maſſimi in einem Saale ohne Fenſter aufgeſtellt war, durch einen nächtlichen Sturmwind von der Staffelei herab geriſſen wurde; er ſtürzte über einen Stuhl und erhielt einen langen, zackigen Riß. Als Herr von Quandt dies hörte, ſagte er ſogleich, den verzweifelnden Künſtler liebevoll tröſtend: „Nun, jetzt, da den Carton kein Anderer

*) Keſtners „Römiſche Studien" enthalten als Titelkupfer eine Umrißzeichnung des Profils Vittorias. Der Text bringt S. 81 fg. intereſſante Nachrichten über die ſchöne Winzerin von Albano, welche Keſtner im Jahre 1820 entdeckte.

Digitized by Google

kaufen wird, nehme ich ihn zu jedem Preiſe.“ Als Auguſte Klein dieſen Hochſinn erfuhr, ward ſie zu einem Sonett angeregt, welches Herrn von Quandt überreicht ward; die Schlußſtrophen lauteten:

„Ein Deutſcher Bürger tritt in unſ're Hallen
Und ſchaut mit Liebe, was in Lieb' geboren;
Die Kunſt hat Ihn zum Helfer ſich erkoren!
Und fürſtlich ſcheint das Bürgerblut zu wallen,
Denn Unglück wendet Er mit edlem Sinne,
Daß Kraft und Muth der Künſtler neu gewinne!“

Ja, das Quandtſche Ehepaar verdient das herzlichſte Gedenken *), denn es hat den Künſtlern reichen Segen gebracht!

Um Gemahlin und Stiefſöhne zu begrüßen, kam am 2. April 1819 ferner Friedrich von Schlegel, der Gatte Dorotheas, auf kurze Zeit nach Rom, wo ich gleich nach ſeiner Ankunft mit ihm bekannt wurde. Je mehr ich mich darauf gefreut hatte, ihn zu ſehen, deſto bitterer ward ich durch ſeine äußere Erſcheinung enttäuſcht. Wie hätte ich mir einen ſo lebendigen Geiſt in einer ſo ſchwammigen Fleiſchmaſſe denken können! Auch ſeine Augen ſprühten kein Feuer; der Dichter der Lucinde und des Alarkos glich einem in Schwelgerei ſich behaglich fühlenden Sybariten. Selten war er munter und aufgeweckt, doch meiſtens freundlich und wohlwollend. Sein Lieblingsthema des Geſprächs war alles, was mit der Kochkunſt und mit gaſtronomiſchen Genüſſen zuſammenhing; er redete immerfort vom Eſſen und aß anſcheinend nicht, um zu leben, ſondern umgekehrt. Da konnte es denn nicht Wunder nehmen, daß er ſo dick war. Seine Frau machte zu allen Zeiten einen bedeutenderen Eindruck, als er; ihre Unterhaltungen waren äußerſt intereſſant, ſie war zu klug, als daß nicht jedes Geſpräch durch ihre Einmiſchung hätte Werth erhalten ſollen. Auch mit ihrer

*) Es wurde Louiſe Seidler auch von Quandt zu Theil; im Nachlaß der Künſtlerin fand ſich das in Stahl geſtochene Portrait deſſelben, 1850 gez. von Bendemann; eine ſehr liebenswürdige Widmung ſtand darunter. Das größte Vergnügen aber fanden Beide daran, gelegentlich der häufigen Beſuche Louiſe Seidlers in Dresden mit einander in Quandts Wägelchen ſpazieren zu fahren, deſſen ſich dieſer wegen ſeiner 1828 verunglückten Füße faſt beſtändig bediente.

Digitized by Google

einigermaßen zur Schau getragenen Frömmigkeit mochte man ſich ausſöhnen, denn dieſelbe ruhte in der That auf feſtem Grunde. Recht in die Augen ſpringend war ſie freilich; die Umgebungen der als Jüdin Geborenen waren durchweg geiſtlich, ſo Bücher wie Bilder und Menſchen. Namentlich pflegte eine unendliche Menge von Patres damals wie ſpäter bei ihr aus- und einzugehen. So bildeten die beiden Gatten einen Contraſt, bei welchem mir ziemlich alles Licht auf Seiten Dorotheas, der Schatten aber bei dem dicken Friedrich zu ſein ſchien, über deſſen baldige Abreiſe von Rom ich mich denn auch nicht eben ſehr betrübte.

Weit erfreulicher war es mir ſpäter, Friedrich Thierſch wiederzuſehen, als dieſer im Herbſte 1822 Rom beſuchte. Er hatte ſich mit einigen anderen gelehrten Forſchern verbunden, um ein umfangreiches Werk über Italien zu ſchreiben; gemeinſchaftlich mit Jenen wollte er nun die Halbinſel durchreiſen. Leider iſt die Herausgabe des beabſichtigten Buches ganz oder doch theilweiſe unterblieben; ein Umſtand, den Jeder bedauern muß, der Thierſchs reiches Wiſſen und ſeine lebendige Art der Auffaſſung und Darſtellung kannte.

Ein weder wiſſenſchaftlichen, noch künſtleriſchen Kreiſen angehörender Fremder, der längere Zeit in Rom verweilte, war eine ſo intereſſante Erſcheinung, daß ich doch ein paar Worte über ihn ſagen muß. Es war dies ein Kaufmann aus Hamburg, Namens Hermann Nolte. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie der reichen Hanſaſtadt, wo er in Wohlhabenheit eine vortreffliche Erziehung genoſſen hatte. Sein braver Vater wurde in den Bankerott eines andern Handlungshauſes hineingezogen und verlor unverſchuldeter Weiſe ſein ganzes Vermögen. Der junge Nolte, tief betrübt über dieſes traurige Ereigniß, welches die Familie aller Hilfsmittel beraubte, ging niedergeſchlagen über die Straße, als ihm ein Lotteriecollecteur begegnete, der ihm ein Lotterieloos dringend aufnöthigte. Der junge Mann ſah dies als einen Wink der Vorſehung an; eine Reihe glänzender Bilder ſtellte ſeinem Geiſte ſich dar — er nimmt das Loos und giebt zwei Louisd'or, ſein letztes Geld das er beſitzt, dafür hin. Zu Hauſe angekommen, theilt

Digitized by Google

er der Mutter, die zugleich seine beste Freundin war, mit, wozu er sich habe verleiten lassen. Mißbilligend sagt die sanfte Frau: „Wie kannst Du Deinen letzten Sparpfennig, jetzt, in unserer Lage, so auf's Spiel setzen?“ Der Sohn, darüber erschrocken, eilt, das Loos zurückzugeben. Nach kurzer Zeit wird bekannt gemacht, daß wirklich eben diese Nummer das große Loos gewonnen habe! Die fromme Mutter sah in diesem Geschick eine Fügung Gottes, ihren Sohn vor den Schlingen des Reichthums zu bewahren. Der junge Nolte machte nun Versuche, sich eine Existenz zu gründen, und kam in Handelsgeschäften nach Italien. Hier glückte es ihm in der That, besonders da die Geistlichkeit eine Vorliebe für ihn gefaßt hatte, in der Meinung, seine Seele für den allein selig machenden Glauben zu „retten“. Namentlich ein Pater José gab sich viele Mühe, Nolte seiner Confession abtrünnig zu machen, und anscheinend mit Erfolg — was mich nicht Wunder nahm, denn der Pater war ein gefährlicher, beinahe Grauen erregender Versucher. Der forschende Blick seiner tiefliegenden, schwarzen Augen, gemildert durch ernste Freundlichkeit, die ganze unbeschreibliche Hoheit — um nicht zu sagen: zwingende Gewalt — seines Wesens erweckte in mir das bange Gefühl, daß es sehr schwer sein müsse, der Ueberredung eines solchen Mannes zu widerstehen. Angst und Schmerz bewegten mich, unsern Freund in solcher Gesellschaft zu wissen, allein Nolte hatte — trotzdem er unter der besonderen Obhut der Frau von Schlegel stand — zu meiner innigsten Freude doch Charakter genug, seiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Nichtsdestoweniger war er unendlich erfreut, als ich ihm ein kleines Madonnenbild malte; er revanchirte sich indessen auf eigene Weise. Eines Tages nämlich schenkte er mir ein prachtvolles Nähkästchen, welches mir aber gar kein Vergnügen machte, da eine geheime Mißbilligung meiner Künstlerlaufbahn mir in dieser Gabe zu liegen schien. Ich erlaubte mir daher die Bitte, das Nähkästchen mit einem mir besser zusagenden Gegenstande vertauschen zu dürfen; Nolte nahm diesen Wunsch freundlich auf, und so suchte ich mir ein Paar große Vasen aus, die als liebe Erinnerungen noch heute meinen Schreibtisch zieren. Um mir jedoch, wie er scherzend sagte, den Beweis zu geben,

Digitized by Google

daß er meinen Lebensweg für durchaus nicht verfehlt halte, geſtattete mir Nolte, daß ich ihn portraitiren durfte.

Später ging er, um ſeinen Geſchäften mehr Aufſchwung zu geben, nach Mexiko, und zwar ohne Abſchied, was mir höchſt unbehaglich war. Ein Lebewohl, und wäre es auch noch ſo traurig, iſt doch das Amen in der Predigt; ich mag es nicht vermiſſen. — Was in Mexiko aus dem Davongegangenen geworden, konnte ich nie erfahren, habe überhaupt niemals wieder von ihm gehört. Wir vermißten ſeine anregende Geſellſchaft ſehr ſchmerzlich*).

Es wird in meinen Schilderungen nicht unbemerkt geblieben ſein, eine wie wichtige Rolle damals in Rom das religiöſe Bewußtſein und die Confeſſion ſpielte. In der That wurde dieſe heilige Sache mit dem gebührenden Ernſte behandelt; in die Zeit meiner Anweſenheit zu Rom fiel ſogar ein bedeutſamer Wendepunkt in Glaubensangelegenheiten.

Im Herbſte 1818, als ich in der heiligen Stadt eintraf, exiſtirte dort noch kein Gottesdienſt für Proteſtanten; ein ſolcher hatte überhaupt noch nie in Rom ſtattgefunden. Es war daher eine wahre Wohlthat, daß die ebenſo geiſtvolle wie gemüthreiche Frau Herzogin von Württemberg**), welche aus Geſundheitsrückſichten den Winter von 1818 auf

*) Hermann Octavio Nolte, geb. zu Hamburg am 3. März 1788, war Generalconſul in Mexiko 1827—1830, blieb (in den letzten Jahren ohne Geſchäft) dort und ſtarb zu Anfang 1852. Zwei ſeiner Brüder ſind literariſch bekannt: der jüngere Ernſt Ferdinand, geb. in Hamburg am 24. Decbr. 1791, ſeit 1826 Profeſſor der Botanik und Director des botan. Gartens zu Kiel, † daſelbſt am 13. Februar 1875, und Vincent Otto, geb. zu Livorno am 21. Novbr. 1780 († zu Paris am 19. Auguſt 1856), deſſen „Fünfzig Jahre in beiden Hemiſphären. Reminiscenzen aus dem Leben eines ehemal. Kaufmanns", 2 Bde. Hamburg, zwei Auflagen (1853 und 1854) erlebte. In letztgenanntem Werke ſteht I, 32 fg. die Erzählung von der Verarmung des Vaters, Joh. Heinr. Nolte (geb. 1739), der von 1781—87 Hamburgiſcher Conſul in Livorno und dort Theilnehmer der Handlung Otto Franck u. Comp. war. Dies muthmaßlich die Urſache, daß auch Hermann Nolte ſein Glück in Italien ſuchte.

**) Gemeint iſt entweder die Schweſter des damals regierenden Königs Friedr. Wilhelm, Herzogin Friederike Katharine Sophie Dorothea, geb. 21. Febr. 1783, Gemahlin des Prinzen Jérome von Montfort, oder die Wittwe des älteſten

1819 in Italien verlebte, unſerer Sehnſucht helfend entgegenkam. Ihr echt evangeliſcher Sinn fühlte zur Faſtenzeit, während welcher die Katholiken ſo eifrig ihren kirchlichen Pflichten obliegen, das Bedürfniß nach einer religiöſen Feier im größeren Styl. Ihr Geiſtlicher, Namens Kloß, ein Vetter Schellings, that bereitwillig das Seinige zur Verwirklichung dieſes Wunſches, indem er am Palmſonntage des Jahres 1819 in den Zimmern der Frau Herzogin eine Austheilung des heiligen Abendmahls veranſtaltete, zu welcher alle in Rom anweſenden proteſtantiſchen Fremden, gleichviel weß Standes ſie waren, Einladungen erhielten. Alle Gutgeſinnten freuten ſich herzlich darüber und nutzten dieſe Gelegenheit, denn wie man einen Verluſt nicht eher fühlt, als bis man etwas entbehrt, ſo ging es auch uns mit dem proteſtantiſchen Gottesdienſte. Fünfzig und etliche Theilnehmer fanden ſich am Palmſonntage zuſammen; Sonnabends vorher, am 2. April 1819, hatten wir erſt Beichtrede und Vorbereitung, Tags danach fand die Austheilung des heiligen Abendmahls ſtatt. Die ſchöne Feier mußte im Mittelpunkte des Katholicismus doppelt ergreifend wirken; geſtärkt und erhoben gingen wir auseinander, Gott bittend, daß er uns im wahren Glauben kräftige und das Rechte uns klar mache. Denn wohl bedurfte es großer Charakterfeſtigkeit, namentlich für uns beſtändig phantaſievoll angeregte Maler, ſo manche Lockung zur Rückkehr in den Schooß des Katholicismus tapfer abzuweiſen — um ſo mehr, als die großen Schönheiten dieſes Cultus ſich nicht leugnen laſſen. Wie wohl hatte es mir oft gethan, beim Nachhauſegehen nach vollbrachter Arbeit im dunkelſten Eckchen einer durch Kerzenſchimmer matt erleuchteten Kirche während der Vesperandacht ſtill in meinem Gott auszuruhen; wie vieles andere Poetiſche vermißte ich — mochte auch der Verſtand noch ſo laut dagegen ſprechen — in unſerem Ritual, wie z. B. das Befehlen zarter Herzensangelegenheiten in die Hände der heiligen Jungfrau! Es geſchah nicht, aber die Sehnſucht, es thun zu dürfen, war angeregt.

Ohms des Königs, Herzogin Henriette von Württemberg, Fürſt Carls von Naſſau-Weilburg Tochter.

Digitized by Google

Noch manche andere edle Symbolik weist die katholische Kirche auf, wodurch die Andacht belebt und erhöht wird — gewiß Ursache genug, wenn mehr als ein Versuch, Confessionswechsel zu veranlassen, wohl gelang, und jedenfalls schwerwiegende Entschuldigung, die Abgeirrten nicht lieblos zu verdammen.

Aehnlich dachte Niebuhr. Dieser edle Mann, ein Vorbild in jeglicher Hinsicht — als Gelehrter, als Staatsbürger, Gatte, Vater, Freund, Helfer und Tröster in der Noth — fühlte, wie nöthig in Rom ein protestantischer Gottesdienst sei, welcher den Schwankenden Belehrung und festen Halt gewähren könnte. Der Mangel an Bibeln und Gesangbüchern, noch mehr: das sehr strenge Verbot derselben, gestattete ja nicht einmal, daraus Rath und Erbauung zu schöpfen! Nach mannichfacher Ueberlegung hatte daher Niebuhr beschlossen, Schritte in dieser Angelegenheit zu thun und dieselbe dem mächtigen Cardinal-Diaconus Hercules Consalvi, Staatssecretär des Papstes, seinem Freunde, vorgetragen. Dieser bewog den toleranten Papst Pius VII., daß er den Deutschen erlaubte, was bisher nur den vorzugsweise begünstigten Engländern gestattet war, nämlich freie Religionsübung in einer eigenen Kirche und die unbeanstandete Einführung von Bibeln. Nachdem Niebuhr dieser Einwilligung gewiß war — kein kleiner Triumph für den preußischen Gesandten! — richtete er ungesäumt ein ernstes Wort an seinen König Friedrich Wilhelm III., dessen religiösen Sinn er kannte; die Anregung brachte Früchte. Der König gewährte alsbald tausend Thaler aus seiner Schatulle, um einen würdigen Geistlichen für die zu stiftende Kapelle zu berufen. Die Wahl war nicht leicht; es mußte nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein frommer Mann sein; ebenso mild und liebevoll, wie kühn und fest, um den Verfolgungen des katholischen Clerus entgegen zu treten. Auch wünschte Niebuhr, daß er verheirathet sei, um grade in Rom zu beweisen, daß das eheliche Bündniß der Würde des Geistlichen keinen Eintrag thue, ihn vielmehr tüchtig mache, ein tieferes Einsehen in alle menschlichen Verhältnisse zu gewinnen und dadurch seinen Beichtkindern eine größere Stütze zu werden. Ein solcher Geistlicher fand sich in der Person

Digitized by Google

des glaubensstarken und für die Ausbreitung des Evangeliums begeisterten Dr. Schmieder, welchem diese Stellung besonders zusagte, weil sie ihm zugleich Gelegenheit bot, seine Kenntnisse in Geschichte und Alterthum unter Niebuhr zu bereichern und endlich die geliebte Braut als Hausfrau heimzuführen. Schmieder war in der That und Wahrheit ein echter guter Hirt; seine brave Frau stand ihm in jedem Liebeswerke getreulich bei. Vor seiner Ankunft in Rom, welche in den ersten Junitagen des Jahres 1819 erfolgte, hatte er einen herzlichen Brief an seine künftige Gemeinde geschrieben, welche deßhalb dem neuen Seelsorger vertrauensvoll entgegensah. Auch gegen mögliche Anfeindungen fühlte sich dieser unter Niebuhrs Schutze sicher und geborgen und konnte dies mit allem Rechte, da selbst Papst Pius VII. ihm volle Anerkennung zollte. Um Schmieders neuen Pfad zu ebenen, gab Niebuhr aus seinen Mitteln dem jungen Paare eine passende Einrichtung, deren Besorgung seine treffliche Gattin mit Freude übernommen hatte; ja, sie machte es sogar möglich, eine Italienerin zur Bedienung zu finden, obgleich diese in der Beichte dem Zorne ihres Beichtvaters nicht entgehen konnte*). Niebuhr vollendete sein gutes Werk, indem er einen der Säale seiner Wohnung zur Kapelle einrichten ließ. Er sorgte für Kanzel und Altar mit Crucifix und Altarleuchtern; nur eine kleine Orgel und Gesangbücher fehlten noch. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurden von den Künstlern und dem Geistlichen die jeden Sonntag vorkommenden Gesänge aufgeschrieben und vertheilt. Einige musikalische Gemeindeglieder sangen vor, und die übrigen folgten einstimmig nach.

Am 27. Juni des Jahres 1819 konnte der erste protestantische Gottesdienst in der ewigen Roma gefeiert werden. Die Gemeinde, wohl 60 Personen, versammelte sich im Vorzimmer Niebuhrs. Um

*) Die gemeinen Römer hatten sehr sonderbare Vorstellungen vom Protestantismus; im Grunde erschien ihnen die Unabhängigkeit vom Papste nicht nur natürlich, sondern sie gefiel ihnen sogar gut, „denn" — sagten sie — „die Protestanten thun sehr klug daran, sich wegen des Ablasses direct an Gott zu wenden, und nicht erst mit einem Papste deßhalb zu verhandeln."

(Anmerkung Louise Seidlers.)

Digitized by Google

9 Uhr Morgens erſchien der Geſandte, den Geiſtlichen an der Hand; als er dieſen der Gemeinde als Seelſorger vorſtellte, glänzte eine Thräne in ſeinen ſeelenvollen blauen Augen und bekundete ſeine tiefe innere Bewegung. Schnieder beſtieg die kleine Kanzel und hielt in evangeliſchem Geiſte eine kurze Anrede, worauf der erſte Choral ertönte; dann folgte eine begeiſterte Predigt, welcher ſich das Kirchengebet, die Reſponſorien, der Segen und endlich das herrliche Lied: „Nun danket alle Gott" anſchloſſen. Darauf wurde nach altlutheriſcher Weiſe das Abendmahl gereicht, welches die Gemeinde knieend empfing. Zuletzt wurden nach älteſter Sitte zwei Kinder auf einmal getauft. Wie erinnerte das Ganze an die kleinen, verborgen gehaltenen Gottesdienſte der erſten Chriſten, die ſo oft Märtyrer ihres Glaubens wurden! Zum Andenken an den feierlichen Tag erfreute uns der von dem heiligen Erlebniß tief ergriffene Profeſſor Rieß, ein Gelehrter, welcher, um Heilung von ſeinem Bruſtleiden zu finden, nach Italien gekommen und unterwegs mit Schnieder auf deſſen Reiſe nach Rom zuſammengetroffen war, mit einem weihevollen Gedichte „Zum 27. Junius 1819", worin es hieß:

„Im wüſten Felſenthale ſchlug Moſes an den Stein,
Da ſprang in hellem Strahle ein Bächlein, ſilberrein.
So haſt Du heut die Quelle der Wahrheit aufgethan
An einer öden Stelle, und unter todtem Wahn.
O laß zum Baum gedeihen den Keim, den Du gelegt;
Klein iſt die Zahl der Treuen, die ihn mit Liebe pflegt, —
Doch Du biſt unter ihnen mit Deiner Wunderkraft,
Die leicht auch aus Ruinen ein Heiligthum ſich ſchafft.
Kein eitles Traumbild irre das zweifelmüde Herz,
Das in dem Weltgewirre ſich ſehnet himmelwärts*)!
O laß uns nicht ermüden, bis wir einſt aus dem Nichts
Uns nah'n dem ſichern Frieden im Reiche Deines Lichts!"

*) Die tiefe Himmelsſehnſucht, welche aus dieſen Strophen ſo ergreifend ſpricht, ſollte nur zu bald erfüllt werden: unheilbar krank, ſtarb Rieß wenige Monde ſpäter in Florenz, trotz der aufopferungsvollen Pflege ſeiner treuen Gattin und zweier barmherziger Brüder.

(Anmerkung Louiſe Seidlers.)

Digitized by Google

Mit dem regelmäßigen Sonntags-Gottesdienſte, der ſomit in Rom eingerichtet war, hielt eine Betſtunde, welche jeden Mittwoch Abend abgehalten wurde, gleichen Schritt; manches edle Samenkorn ward da ausgeſtreut, manches bereits im Herzen wurzelnde Beſſere neu gekräftigt. Als im Jahre 1823 Bunſen Niebuhrs Stelle eingenommen hatte, wurde die urſprüngliche kleine Einrichtung durch eine ſtattlichere, auch mit einer Orgel verſehene Kapelle im Erdgeſchoß der Bunſenſchen Wohnung im Palazzo Caſſarelli auf dem Capitol erſetzt. Doch niemals ward die gehobene Stimmung des 27. Juni 1819 wieder erreicht, zumal nachdem ganz gegen Niebuhrs Wunſch die preußiſche Agende eingeführt worden war. Das Neue, Ungewöhnliche derſelben, das viele Stehen gleich zu Anfang des Gottesdienſtes übte keinen günſtigen Einfluß auf die Stimmung und ſtörte die Andacht. Da die meiſten Deutſchen auf dem Monte Pincio wohnten, ſo hatten ſie einen weiten Weg nach der Kirche; von der Hitze ermüdet, kamen ſie dort an; das Stehen wurde ihnen dann doppelt beſchwerlich, Leidenden und Schwachen oft dadurch der Gottesdienſt verleidet.

Bunſen, von deſſen wahrer Religioſität ſo viele herrliche Zeugniſſe beſtehen, welche ſeinen Namen auf die ſpäteſte Nachwelt bringen werden, ſetzte die ſegensreiche Wirkſamkeit Niebuhrs fort, indem er dem langgehegten Wunſche nach einem proteſtantiſchen Kirchhofe Erfüllung verſchaffte. Bisher hatten die in Rom entſchlafenen Proteſtanten auf einem nicht einmal von einer Mauer umgrenzten Anger neben der Pyramide des Ceſtius geruht; die Gräber waren allen Unbilden des Pöbels und der vorbeiziehenden Viehheerden preis gegeben; oft waren Monumente beſchädigt oder Gräber zerwühlt worden. Durch Bunſens Eifer kam im Mai 1824 eine die Begräbnißſtätte ſchützende Mauer zu Stande, wo nun auch die Leiche von Goethes Sohne ungefährdet ruht; das Grab deſſelben iſt geſchmückt mit einem Portraitmedaillon, welches Thorwaldſen modellirt hat.

Faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten trotzend, gründete Bunſen ferner auf dem Capitol das noch heute beſtehende Hoſpital für Proteſtanten aller Nationen, deſſen Oekonomie die erſte Gattin des Archäo-

Digitized by Google

logen Braun ihr ganzes Leben lang auf das umſichtigſte und treueſte beſorgte. Ueberdies ward Bunſens Haus, wie vordem dasjenige Niebuhrs, der Sammelplatz aller beſſeren Elemente, gleichviel ob dieſe ſich einten zur Beſprechung ernſter Dinge, oder zu Luſtbarkeit und Scherz; ſo kam ein gewiſſer Halt in den Verkehr, deſſen Mangel ſich ohne Zweifel bitter gerächt haben würde. Bald wurde bei Bunſens aus der Bibel geleſen, bald ſangen Geübtere heilige Geſänge von Paleſtrina und Anderen, dann wiederum wurden Zeichnungen und Kupferſtiche in altchriſtlichem Styl betrachtet und daran religiöſe oder künſtleriſche Betrachtungen geknüpft. Ein andermal veranſtalteten Bunſens, die bei all ihrer tiefen Frömmigkeit doch durchaus nichts Kopfhängeriſches hatten, in den ſchönen weiten Räumen des Palazzo Caſſarelli geſellige Feſte, bei denen getanzt, noch öfter aber geſungen oder muſicirt wurde, denn es fehlte damals in Rom nicht, wie gewöhnlich in Deutſchland, an Herren, ſondern an Damen.

Was das eigentliche Kunſtleben und Treiben betrifft, ſo hatten die deutſchen Maler verabredet, in dem Winter von 1818 auf 1819 Gewandſtudien zu zeichnen — eine Uebung, an der auch ich eifrig Antheil nahm. Kein Direktor ward dazu ernannt, es bildete ſich eine kleine Künſtlerrepublik; die Maler ſelbſt übernahmen die wahrlich nicht angenehme Mühe, einander gegenſeitig zur Draperie zu ſtehen. Keiner ſchloß ſich aus. Daß ich als einzige Frau daran Theil nehmen durfte, erfüllte mich mit Stolz und ſpornte meinen Fleiß.

Das Leben der Künſtler in Rom war überhaupt im Großen und Ganzen durchaus kameradſchaftlich. Als wir erſt näher miteinander bekannt geworden waren, verſammelten ſich Alle ſehr oft Abends bei mir um des Lichts geſell'ge Flamme; der Thee aus einer großen Blechkanne, deren ſchätzbare Acquiſition mir gelungen war, mundete trefflich. In den gewöhnlichen Wohnungen gab es weder Kaffee- noch Theegeſchirr; man kam in Kaffeehäuſern zuſammen. Thee wurde auch dort nicht verabreicht; nur eine ungeheure Kaffeekanne brodelte den ganzen Tag am Feuer, da zu allen Stunden Kaffee getrunken wurde. Das Frühſtück ließ man ſich in's Haus bringen. Ein kleiner, netter Burſche

Digitized by Google

klingelte früh und brachte auf einem gelben Blechbrette für jede Perſon ein Kännchen — Cucumetto genannt — mit Kaffee, ein Schälchen mit Krumenzucker, ein Glas Waſſer und ein Brötchen. Milch gab demjenigen, der ſie beſonders verlangte, eine allmorgendlich in die Höfe der Häuſer getriebene Heerde Ziegen ganz friſch. Nach einer Stunde klingelte es wieder; der Kellner kam und holte das Geſchirr wieder ab, wobei er das leere Cucumetto auf eine lange Schnur zog, die ihm über die Achſel hing, ſo daß er endlich mit den Kännchen wie mit einem Schellengeläute ausſtaffirt war. Viele Künſtler, und beſonders die, welche ihre Arbeit außer dem Hauſe hatten, nahmen ihr Frühſtück im Kaffeehauſe ſelbſt ein. Das uns zunächſt gelegene hielten vier alte Jungfern, von den Künſtlern „Noctuen" (Nachteulen) genannt, in einem kleinen, ärmlichen, unreinlichen, mit halb zerfallenen Möbeln ausgezierten Lokal, das aber durch ſeine Lage an einem Knotenpunkte der Straßen, wo die meiſten deutſchen Maler wohnten, ſehr begünſtigt war. Hier verſammelten ſich mehrere der ausgezeichnetſten Künſtler, die, nachdem ſie gefrühſtückt hatten, ihre lebhafte Unterhaltung oft noch lange vor der Thüre fortſetzten. Dies ergötzte mich, da ich ſie vom Fenſter meiner Wohnung aus beobachten konnte, oft außerordentlich, zumal ich das Peroriren des Landſchaftsmalers Rhoden aus Caſſel und das lebhafte Declamiren des ſächſiſchen Malers Platner, zu denen die beiden ruhigen Veits und der ſtille Kupferſtecher Ruſchewehh einen drolligen Contraſt bildeten, theilweiſe verſtehen konnte.

Die Nachteulen waren trotz ihrer Häßlichkeit und ihrer vorgerückten Jahre wegen ihrer drolligen Naivetät und ihrer komiſchen Einfälle, die nie in Plattheit ausarteten, bei den Künſtlern ſehr beliebt. Die älteſte der Schweſtern, blaß und mager, mit lang vorgeſtrecktem Halſe und Geſichte, trug bei grauen Haaren ein buntes Kopftuch mit ſtarren, weit abſtehenden Zipfeln; eine Tracht, welche die abſchreckende Häßlichkeit der armen Perſon noch vermehrte. Die drei übrigen erſchienen ohne dieſen majeſtätiſchen Kopfputz; ihre ſpärlichen grauen Häärchen waren in naiven Zöpfchen am Hinterkopf befeſtigt. Die älteſte hatte das Regiment, ſie war meiſt die Wortführerin; die zweite, eben

Digitized by Google

ſo dick wie die erſte mager, ergänzte und belachte die oft wirklich guten Späße derſelben, wobei ihr Körper in ſeiner ganzen Fülle erbebte. Die Künſtler fanden Freude daran, dieſen Humor durch ihre Neckereien auf's höchſte zu ſteigern, was ihnen auch ſtets trefflich gelang, da es den Italienern eigen iſt, nie um eine Antwort verlegen zu ſein. Die beiden jüngeren Schweſtern ſorgten am meiſten für die Bewirthung der Gäſte, theilten auch gelegentlich an die kleinen Kellner Püffe aus, wenn dieſe unglücklicherweiſe eins der lahmen Tiſchchen umſtießen, eine Portion Kaffee verſchütteten oder andere Kleinigkeiten verſahen. In der engen, ſchwarz geräucherten Küche brodelte beſtändig der Kaffee in einem großen kupfernen Gefäße, aus dem die Gäſte befriedigt wurden.

Um auf dieſe letzteren zurückzukommen, ſo war der oben erwähnte Platner im Jahre 1832, als ich zum zweiten Male nach Rom ging, ſächſiſcher Conſul geworden; ein Glück für den Mann, denn trotz eiſernen Fleißes brachte er doch in der Kunſt nie etwas zu Stande; ein angefangenes, großes Bild harrte Jahre lang der Vollendung. Zum Glück hatte er eine ſehr fleißige, gute, einfache Römerin zur Frau, die den Haushalt auf das ſparſamſte einrichtete und zwei Töchter und einen Sohn gut zu erziehen verſtand. Auch der Landſchaftsmaler Rhoden hatte eine Tivoleſerin geheirathet, die ihn ſehr beglückte und den Haushalt nach Landesſitte ſehr einfach führte. Rhoden, von dickleibiger, unterſetzter Statur, war zum Katholicismus übergetreten und, wie alle Renegaten, ſehr fanatiſch; ſeine Tochter ſollte daher auch Nonne werden. Sie kehrte jedoch nach dem erſten Novizenjahr an den häuslichen Heerd zurück. Papa Rhoden malte außerordentlich langſam, da er ſehr ſcrupulös und ſauber ausführte. Sein Atelier durfte nie gewaſchen oder gekehrt werden; Beſen und Bürſten waren ſtrenge verpönt. Wegen des Staubes wurde es nur täglich mit Waſſer geſprengt, ſo daß der ſteinerne Fußboden einer Tenne glich, auf der man hätte Getreide ſäen können. Rhodens Landſchaften, welche niemals die geringſte Staffage hatten, fanden wenig Anklang; eine ihm ſpäter zu Theil gewordene, ziemlich bedeutende Penſion ſeines übrigens ſehr geizigen Landesherrn, des heſſiſchen Kurfürſten, war ihm daher doppelt zu gönnen.

Digitized by Google

Die geſchilderten Perſönlichkeiten waren mehr oder minder häufig Gäſte in meiner kleinen Zelle, und da das Wenige, was ich bieten konnte, nicht immer ausreichte, ſo verwandelten — als nach und nach ihrer Mehrere ſich bei mir einfanden — dieſe geſelligen Zuſammenkünfte ſich in regelmäßige Picknicks. Man traf ſich gewöhnlich am Sonnabend Abend bei mir; entweder wurden dann Dichtwerke geleſen wie Goethes Taſſo, Iphigenie, Wilhelm Meiſter u. ſ. w., oder belehrende Schriften, wie u. A. Fernows Lebensbeſchreibung des Asmus Jacob Carſtens, in welcher beſonders die Schilderung des ehemaligen Kunſttreibens zu Rom, im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, im Vergleich zur Gegenwart, lebhafte Theilnahme erwecken mußte. Daneben wurden auch wohl die neueſten Tagesvorfälle beſprochen, ferne wie nahe, und aus allen Gebieten, über welche die Anweſenden eine Meinung hatten. Reichhaltigen Stoff lieferten die politiſchen Ereigniſſe in Italien wie im lieben Vaterlande, z. B. die Ermordung Kotzebues, der durch Sands Dolchſtiche am 23. März 1819 hingerafft wurde. Erſchütternder noch, weil uns alle näher angehend, wirkte auf uns die Nachricht von der Ermordung Gerhards von Kügelgen, meines verehrten Meiſters, der im Herbſte des Jahres 1820 auf der Dresdener Landſtraße von einem Räuber erdolcht ward. Ich verlor bei der gräßlichen Botſchaft ganz meine Faſſung; langſam nur vermochte ich mich wieder zu ſammeln.

Gottlob trafen uns ähnliche trübe Zeitungen nur ſelten. Im Allgemeinen trugen unſere Zuſammenkünfte einen heiteren Charakter; wir verkehrten in harmloſer, doch nie ſchrankenloſer Luſtigkeit, ohne allen Zwang, und trotz der verſchiedenen Elemente, welche unter meinem Dache ſich innig geſellten, erinnere ich mich keines Mißklangs, der die Harmonie unſeres Beiſammenſeins auch nur vorübergehend geſtört hätte.

Namentlich die Geburts- und Namenstage der verſchiedenen Künſtler wurden feierlich begangen. Fröhlichkeit und muntere Scherze waren bei dieſen Gelegenheiten, welche ganz den Charakter von Familienfeſten trugen, an der Tagesordnung; die Wohnung ward freundlich geſchmückt, theatraliſche Aufführungen wurden veranſtaltet, Räthſel gelöſt und

Pfänderſpiele geſpielt. Am 15. Mai 1819, dem erſten Geburtstage, welchen ich in Italien verlebte, waren Alle bei mir ſo vergnügt, daß wir zuletzt in den drolligſten Verſen ſprachen; einige Muſikaliſche ſangen einander immerwährend in Recitativen an, zu denen ein Dritter über die Guitarre riß und Töne hervorbrachte, welche man für einfallende Accorde ausgab. Zur Empfangsbegrüßung für jeden Eintretenden ward eine Art von Feuerwerk dadurch hergeſtellt, daß Lorbeerzweige in den Kamin auf glimmende Kohlen geworfen wurden; die Früchte platzten dann in der Gluth, und es gab ein Gepraſſel wie von deutſchen Knallbonbons.

Als Hauptſpaßvogel beluſtigte an dieſem vergnügten Abend der Landſchaftsmaler Röſel die Geſellſchaft, ein Berliner von unverwüſtlicher Laune, als Künſtler vorzüglich begabt, mit der Feder Bäume und Ruinen zu zeichnen; außerdem malte er Veduten ſehr geſchickt in Sepia. Ein kleiner, brauner, verwachſener Dreißiger, voll witziger Einfälle, mit dem Wahlſpruch: »Semper luſtig, nunquam traurig«, war er völlig dazu angethan, eine ganze große Geſellſchaft zu amüſiren. Aber nicht nur deßwegen, ſondern gewiß noch mehr um ſeines bis zur Aufopferung guten Herzens willen war er beliebt; er ſchien die Gefälligkeit in Perſon zu ſein. Am Abend meines Geburtstages kam die Rede auf ſeine Sammlungen; er forderte mich auf, ſein kleines „Muſeum" doch auch bald einmal zu beſuchen, und ich that es einige Tage ſpäter, begleitet von Frau von Schlegel. Röſel hatte Raritäten aller Art geſammelt und wußte den geringfügigſten Dingen Intereſſe abzugewinnen. Da ich Gelegenheit gehabt, ihm einige kleine Gefälligkeiten zu erweiſen, ſo drängte es ihn, auch mir eine Aufmerkſamkeit angedeihen zu laſſen. Kaum hatte er die Theilnahme bemerkt, mit welcher ich ſein „Muſeum" betrachtete, ſo verſprach er, mir eine kleine Antiquitätenſammlung zu ſchenken, als Anfang zu einem künftigen Museum Seidlerianum.

In der That erhielt ich ſchon am nächſten Tage verſchiedene Sächelchen und dabei folgendes Gedicht:

„Wer früh mit dem rechten Fuße zuerſt aufſteht,
Dann friſch und fröhlich an die Arbeit geht,
Auch fein und andächtig ſein Morgenlied ſingt,
Dabei ſeinen Kaffee bedächtig trinkt:
Dem erblühen gar fromme Gedanken im Herzen,
Die ſoll er achten und nicht verſcherzen.
Als ich den heutigen Tag alſo angefangen,
Iſt mir in der Seele ein Licht aufgegangen,
Als ſei im Kalender kein beſſ'rer'zu finden
Um ein Muſeum ſicher zu begründen.
Da öffnete ich ſchnell alle Kiſten nnd Kaſten
Voll alter Bilder und Münzen und Paſten,
Um ſieben Sachen daraus zu erkieſen
Die da würdig wären für Fräulein Louiſen. —
Erſt zog ich A. einen Schnurrbart hervor;

(Anbei ein kleines, in Oel auf Blech gemaltes Männerportrait.)

Der kam mir zwar etwas ſpaniſch vor,
Doch meint' ich, daß unter den alten Trachten
Auch die altſpaniſche nicht ſei zu verachten. —
Dann griff ich nach B., denn wer A geſagt
Der ſage auch B! —

(Anbei ein kleines ovales, in Oel auf Blech gemaltes Männerportrait.)

Na, wie behagt
Dieſes Köpfchen? Dieſem wackern Niederländer
Fehlt nichts am Koſtüm, als — die Gewänder.
Zum Glück war das Hemd aus der Wäſche gekommen,
Drum hab' ich ihn auch gleich bei'm Kragen genommen. —
Jetzt ſollten wohl billig auch die anderen Schulen
Der Reihe nach folgen, jedoch das Buhlen
Nach Vollſtändigkeit in Gemäldegallerieen
Iſt noch keinem der Sammler zum Segen gediehen.
Drum beſchloß auch ich: die Schulen zu ſchließen. —
Doch dürft' es das Fräulein nicht verdrießen,
Dieſes Lämpchen C. im Muſeo aufzuſtellen,

(Anbei eine kleine antike Thonlampe.)

Um die fehlenden Statuen damit zu erhellen.
's iſt übrigens in Praeneſte geſunden

Digitized by Google

Am Tempel der Fortuna in glücklichſten Stunden! —
Jetzt folgt das D.; eine Paſte. —
(Anbei ein Fragment einer Paſte.)
Ei! Ei!
Das nenn ich ein Köpfchen! — 's iſt leider entzwei;
Doch gebühret dem E. ein ſchönerer Kranz:
(Anbei eine Glaspaſte mit Rafaels Bildniß.)
Es iſt Rafael ſelbſt! Dieſer Kopf iſt ganz. —
Damit das Fräulein Dieſem treu verbleibe,
Die heilige Kunſt mit ganzer Seele treibe,
Folgt F. ein Ringlein aus uralter Zeit;
(Anbei ein kleiner bronzener Ring.)
Es ſchützt gegen Mißgunſt, Verfolgung und Neid. —
Jetzt bitt' ich, dies G. recht bei'm Licht zu betrachten;
(Anbei eine kleine antike ſilberne Münze.)
So ein Heckepfennig iſt auch nicht zu verachten,
Denn ohne nach Schätzen und Reichthum zu ſtreben,
Giebt's in dem glücklichſten Künſtlerleben
Oft Fälle, in welchen man nur für Geld
Zum Beſten der Muſen den Preis erhält. —
An dieſe alte Münze iſt das Glück gebunden;
Jüngſt ward ſie in einem Grabe gefunden
Und gelangte zu mir durch geweihte Hände,
Drum nimmt ihr Segen auch gar kein Ende. —
Mit dieſen höchſt ſeltenen ſieben Sachen
Will ich dem Fräulein ein Geſchenk heute machen,
Um ihr ein Muſeum damit zu begründen. —
Sie lege nunmehr ſich höchſtſelbſt auf's Finden,
Und verliere keine Zeit mit dem mühſamen Suchen.
Das Stehlen will Mancher ſogar verfluchen,
Sonſt brächt' es viel ein. Das Kaufen koſtet Geld!
Wie ſoll man's nun machen in aller Welt? —
Geduld! Nur getroſt auf milde Herzen vertraut!
Iſt Rom doch auch nicht an Einem Tage erbaut,
Jedoch — wohlverſtanden! — auf ſieben Hügeln;
Daran ſoll's Muſeum ſich öfters ſpiegeln!

Rom, am 23. Mai 1819.

Samuel Röſel."

Digitized by Google

Die kleine Sendung, deren harmloser Inhalt unser Künstlerleben und Treiben wohl zu charakterisiren geeignet ist, war auf der Adresse mit dem Zusatze versehen: „Geburtstagsgeschenk post festum", aber dieser Spaß hätte mir keine größere Freude machen können, auch wenn er zum 15. Mai gekommen wäre.

Doch nicht nur der Geburtstage römischer Freunde, auch derjenigen Entfernter wurde gedacht, z. B. des siebenzigsten Geburtstags des allverehrten Dichterfürsten Goethe, 28. August 1819. Briefe, kleine Gaben und einige hübsche Stanzen von Auguste Klein gingen aus Rom an ihn ab; ich sandte ihm statt eines Briefes einen getrockneten Strauß mit Bemerkung des Ortes und Datums, an welchem die Blumen gepflückt waren. Einige Durchzeichnungen, von denen ich hoffte, daß sie ihm Freude bereiten würden, fügte ich hinzu.

Am St. Franziskatag, 9. März 1819, gab auch das Namensfest meiner lieben Freundin Fanny Caspers Anlaß zu einer fröhlichen Vereinigung bei mir*). Die zahlreichen, in meiner kleinen Wohnung kaum zu placirenden Gäste brachten artige Geschenke mit; eine Lotterie ohne Nieten wurde veranstaltet, zu welcher einige dichterisch Begabte (in erster Reihe die unverwüstliche Auguste Klein) flugs allerliebste Verse machten. Einer der Freunde hatte alles Nöthige herbeigeschafft, um Punsch zu bereiten; aber ach — worin ihn brauen und serviren? Triumph! Es fand sich ein neuer irdener Topf! Reizende Blumen, die ich des Morgens zur Verherrlichung des Festes gesammelt, wurden schnell mit Orangenblüthen und Zweigen aus dem Hausgärtchen zu einem reichen Kranze vereint und der ordinäre Topf damit umwunden; so war ein herrlicher Tafelaufsatz fertig. Das zweite Prachtstück bildete ein großer Gothaischer Schinken, den mein Vetter Ettinger nebst

*) „Keinen Namenstag, so lange ich lebe, brachte ich so schön und poetisch zu, als den gestrigen. Alle die lieben, theuern Menschen hier vereinten sich, mir Freude zu machen, und es ist ihnen vollkommen gelungen. Wenn ich noch wo Namenstage verlebe, werde ich hundertmal mit dankbarem, sehnsüchtigem Herzen an den in Rom gefeierten zurückdenken." (Fanny Caspers am 10. März 1819 in ihrem Tagebuch.)

Digitized by Google

anderen Victualien als heimathliches Gericht mir hatte kommen laſſen und der ſich als beſonders ſchmackhaft erwies; herzlich belacht wurden auch die Verſe, welche der freundliche Geber ſeinem Geſchenke hinzugefügt hatte; ſie lauteten:

„Das Dichten g'lingt mir nicht,
Und meine Verſe hinken;
Drum bitte, nimm fürlieb
Mit dieſem Goth'ſchen Schinken!"

Neben demſelben prangte auf der Tafel ein ſchöner Kuchen von Henriette Herz; kleine mitgebrachte Leckereien mundeten dazu nicht übel. Da das Geburtstagskind Lebenslichter auf einem Kuchen nicht gewünſcht hatte, ſo wurde Abends eine kleine Illumination improviſirt. Wie oft ertönte es: „Fanny lebe! Es lebe Fanny!" Das ſchöne Weſen glühte vor Wonne und Freude; wir ſetzten ſie auf den Tiſch, Thorwaldſen ſchlang den Kranz um ihr Haupt, und wir begrüßten ſie als eine der Muſen, der unſere kleinen Gaben zu Füßen gelegt wurden. Es war rührend, Thorwaldſen zu beobachten, wie er gegen ſeine tiefe Empfindung für das herrliche Mädchen anzukämpfen ſtrebte, und wie das Gefühl für ſie doch immer wieder zum Durchbruch kam. Warum mußte auch jene Engländerin wie ein graues Geſpenſt zwiſchen ihnen ſtehen, da Fanny Caspers Thorwaldſen ſo ganz hätte beglücken können und auch den Jahren nach — ſie war am 31. Mai 1787 zu Mannheim geboren und Thorwaldſen zählte 49 — vollkommen zu ihm paßte*)!

*) Die Mittheilungen Louiſe Seidlers über Thorwaldſens Beziehung zu Fanny Caspers, welche den Vorzug genaueſter Bekanntſchaft mit dieſer letzteren für ſich geltend machen können, haben außerdem noch deßhalb Werth, weil ſie die irrige Darſtellung ſeines däniſchen Biographen berichtigen, zufolge deren auf Thorwaldſens Charakter ein tiefer Schatten fällt. Juſt Mathias Thiele in ſeinem „Leben Thorwaldſens" (deutſch von Henrik Helms) ſagt (I, 344 ff.) Folgendes: „Eine andere Franceſca, eine ſchöne lebhafte — erin, war in Begleitung einer reiſenden Familie nach Rom gekommen, die Thorwaldſens Bekanntſchaft gemacht und ihn in ihre geſellſchaftlichen Kreiſe gezogen hatte. Dieſe Dame, die zwar nicht mehr in blühender Jugendfülle daſtand, iſt uns als eine ſinkende Herbſtſonne geſchildert, aber von dem ganzen entzückenden Schimmer

Uebrigens hatten Thorwaldsens huldigende Aufmerksamkeiten für die von Allen verehrte Fanny die Folge, daß ein wohlmeinender und redlicher Freund, Thorwaldsens Landsmann, der gelehrte Alterthumsforscher Bröndsted, welcher den innigsten Antheil an Fannys Schicksal nahm und die gegenseitige Neigung zwischen ihr und Thorwaldsen kannte, Letzteren als Ehrenmann am folgenden Tage offen fragte, was

---

des Abendhimmels umflossen. Aus ihren Briefen ersehen wir, daß sie Thorwaldsen leidenschaftlich geliebt hat, und durch den Glanz ihrer Schönheit zog sie ihn so ganz und gar von seiner Bahn ab, daß er, wenigstens einige Zeit, diesem strahlenden Himmelskörper als Trabant folgen mußte. Denn unser Künstler schien von nun an alle Rücksichten aus den Augen zu lassen, und den Kranz, den in einer Gesellschaft ein Kreis von Bewunderern um sein Haupt wand, drückte er begeistert auf ihre reichen Locken und jubelte bei ihrem Anblick, während sein guter Genius sich weinend abwandte. Dies Betragen des großen Künstlers betrübte seine Freunde, und selbst bei Denjenigen rief es Bedauern hervor, die keine Freude an seiner Verbindung mit Miß Mackenzie empfunden hätten. Von den gemeinschaftlichen Freunden trat endlich eine vornehme englische Dame dazwischen und forderte im Namen ihrer Landsmännin Thorwaldsen eine bestimmte Erklärung ab. Die Folge hiervon war, daß Miß Mackenzie am 2. Mai 1819 Rom verließ. Die zweite Francesca genoß nicht lange ihren traurigen Triumph, Thorwaldsen schien wie aus einem unheimlichen Traume erwacht zu sein und dachte jetzt nur daran, selbst Rom zu verlassen." — Bröndsted war, einer Notiz seines Tagebuchs zufolge, „Thorwaldsens wegen recht herzlich froh über das Scheitern der Verbindung mit Miß Mackenzie; sie hatte zwar Bildung und viele, vielleicht zu viele Kenntnisse, aber kein Naturell, keine Blume, keine heitere Mittheilung; sie hätte ihn zu Tode ennuyirt." Louise Seidlers Erzählung des Sachverhalts dürfte der Wahrheit am nächsten kommen und somit das Verdienst einer Ehrenrettung des großen Künstlers für sich in Anspruch nehmen können. — Die von Thiele erwähnten Briefe, zwölf an der Zahl, von Fanny Caspers theils 1818—19 in Rom, theils 1820 in Wien an Thorwaldsen geschrieben und im Archiv des Thorwaldsen-Museums zu Kopenhagen sorgsam verwahrt, bezeugen die Liebe zwischen der Schreiberin und dem Künstler. S. die eingehende Darstellung des Verhältnisses bei Plon, a. a. O. Vergl. auch „Ein Engländer über Deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts", S. 99 und 100. Das in der Anmerkung auf S. 100 erwähnte „Manuscript des Aufenthalts einer Künstlerin in Rom" ist dasjenige Louise Seidlers.

Digitized by Google

das Mädchen zu hoffen habe; worauf Thorwaldſen ihm mit tiefer Trauer mittheilte, daß er zwar ſeine frühere Verlobung mit Miß Mackenzie gelöſt habe, jedoch gegen das Verſprechen, nie einer Anderen ſeine Hand zu reichen; er werde dies Verſprechen auch halten, da die Mackenzie ihn verzweiflungsvoller Weiſe nicht aufgegeben habe. Ob nun Bröndſted Fanny von dieſer Unterredung Andeutungen gab, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen; gewiß iſt nur, daß das liebe Weſen ganz kurze Zeit nach jenem fröhlichen Feſte ihre Gebieterin, die Fürſtin Graſſalkovicz, zu beſtimmen gewußt hatte, Rom zu verlaſſen und nach Neapel zu reiſen. Noch einmal vereinigte die zum Abſchiede veranſtaltete Feier uns Alle; am Abend vor der Trennung (20. April 1819) wurde der Thee an meinem Kamin getrunken, Tags darauf verſammelten ſich ſämmtliche Bekannte bei mir. Es waren die letzten, wehmüthigen Stunden vor einem ewigen Abſchiede, denn niemals ſollte ich Fanny wiederſehen*). Am 2. Auguſt 1823 verheirathete ſie ſich in Wien (von Frau Dorothea Schlegel zum Altar geführt) an den Aſſocié eines großen Banquierhauſes, Namens Stanislaus Doré, ſchenkte dieſem am 1. October 1827 eine Tochter und ſtarb nach zwölfjähriger, zufriedener Ehe am 18. Mai 1835. Bei einem ſpäteren Aufenthalt in Wien, 1840, lernte ich ihren gutmüthigen, freundlichen

*) Fanny Caspers' (durch gleichzeitige Notizen in Louiſe Seidlers Papieren beſtätigte) Tagebücher berichten noch von einem vorübergehenden Aufenthalte in Rom bei der Rückkehr von Neapel: „16. Mai 1819. Früh 7 Uhr kehrten wir nach Rom zurück; ich eilte zu meiner theuern Louiſe.“ Thorwaldſen hatte Fanny inzwiſchen „eine ſehr ſchöne Zeichnung gemacht: Amor, der mit einem Schmetterlinge ſpielt. Herz und Seele! Ein göttlicher Gedanke! Louiſe hat mir den Merkur von Thorwaldſen ganz vortrefflich gezeichnet.“ Dieſe Zeichnungen haben ſich in Fanny Caspers' Nachlaß gefunden. Den letzten Abſchied nahm Fanny von L. Seidler am 22. Mai: „Mir war ſo bange und traurig zu Muthe! Den Abend brachte ich noch bei Louiſe zu . . . . und jetzt, in dieſem Augenblicke, trennte ich mich auf der Trinità von meiner Louiſe. Sprachlos umarmten wir uns mit dem Wunſche, aber ohne Hoffnung, uns wieder zu ſehen. Das Herz war mir gebrochen, ich hatte keine Thräne mehr, es war mir, als ſollte ich von jeder Lebensfreude ſcheiden.“

Digitized by Google

Mann und deſſen milde, brave zweite Frau kennen, welche Fannys hinterlaſſene einzige Tochter Marie vortrefflich erzogen hat, ſo daß dieſelbe jetzt eine ehrenvolle Stellung bei der Kaiſerin von Oeſterreich einnimmt. Die Tochter war wohl der Mutter ähnlich, doch ohne ihr an Schönheit gleichzukommen.

Thorwaldſen aber litt es nicht mehr lange in Rom; ſchon im Juli 1819 brach er auf nach Dänemark, um ſich die ewige Stadt und ihre quälenden Erinnerungen für einige Zeit aus dem Sinne zu ſchlagen und die verlorene innere Ruhe wieder zu gewinnen. Erſt im Spätherbſt 1820 kehrte er nach Italien zurück.

Mein Abſchied von Fanny Caspers ſollte aber nicht der einzige bleiben, welcher mich noch im erſten Halbjahre meines römiſchen Aufenthaltes ſchmerzlich bewegte; wenige Tage, nachdem Fanny aus unſerer Mitte geſchieden war, machten auch Frau von Humboldt, Henriette Herz und der preußiſche Geſandtſchaftsſecretär Dr. Brandis Anſtalt, nach Deutſchland zurückzukehren (2. Mai 1819). Den Dr. Brandis lernte ich erſt am letzten Tage ſeines Aufenthaltes in Rom recht kennen und ſchätzen. Er hatte ſich in ſeiner Stellung, unter Niebuhr, ſtets ſehr glücklich gefühlt; jetzt aber erging der Ruf des Vaterlandes an ihn, eine Profeſſur an der neu errichteten, ſogleich mit vorzüglichen Lehrkräften ausgeſtatteten Univerſität Bonn anzunehmen; nun ließ die Liebe zur deutſchen Heimath den patriotiſchen Mann das Scheiden leichter ertragen. Die edle, ſchöne Henriette Herz war der allgemeine Liebling geblieben; viele Thränen floſſen ihr nach. Während der letzten Tage ihres Aufenthaltes in Rom bemühte ſich Jeder, ihr noch irgend eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen; ich ſelbſt überreichte ihr eine von mir angefertigte Copie des Erzengels Michael von Perugino (das Original in der Academie San Marco zu Florenz ward von mir ſpäter an Ort und Stelle copirt; für jetzt hatte ich nur eine im Beſitze der Frau von Humboldt befindliche Copie von Eggers vor mir, nach der ich arbeitete), über welche Henriette Herz große Freude hatte. Freilich war das von mir bereits auf der Herreiſe mit hohem Genuß betrachtete Original (auf das ich zurückkommen werde) ein wundervolles Bild: das Colorit bräunlich

Digitized by Google

und dabei doch klar und durchsichtig; die Jünglingsschönheit des Engels noch erhöht durch den edlen, ernsten und himmlischen Ausdruck seines Antlitzes.

So wenig wie Henriette Herz konnte auch Frau von Humboldt durch irgend Jemand ersetzt werden. Manchem schöpferischen Talente hatte sie durch Rath und That in edelster Weise genützt; vier mit Künstlern dicht besetzte Wagen begleiteten sie daher bis zur ersten Station hinter Rom, bis la Storta. Das Wetter, trübe und regnerisch, harmonirte mit der allgemeinen Stimmung. Wir frühstückten gemeinschaftlich; die Orvieto-Foglietten machten fleißig die Runde, aber selbst dieser dem Champagner ähnliche Wein stimmte diesmal nicht heiter, wiewohl Dankgefühle und Hoffnungen auf ein glückliches Wiedersehen zu vielen Gesundheiten Anlaß gaben. Für mich war auch dieser Abschied ein Lebewohl auf ewig; nur an das Grab der Frau von Humboldt zu treten, war mir im Jahre 1830 — wo ich einige Wochen bei einer lieben Freundin, der Frau von Bardeleben in Berlin zubrachte, — noch vergönnt. Ich besuchte damals die älteste Tochter der edlen Frau, Caroline, die ihre geistreiche, bedeutende Mutter vor Allen vermissen mußte, weil deren besondere Liebe das Mädchen entschädigt hatte für das Nichtvorhandensein äußerer Anmuth, welcher Mangel neben einer blühend schönen jüngeren Schwester, Gabriele (seit 1821 die Gemahlin des preußischen Gesandten in London, des Freiherrn von Bülow), für die stille, oft in sich gekehrte Seele doppelt fühlbar wurde. Carolinens Vater, der Staatsminister Wilhelm von Humboldt, lebte nach dem schweren Schlage, der ihn betroffen hatte, mit seiner Familie auf seinem Gute Tegel bei Berlin still zurückgezogen; es ward mir jedoch bald die freundliche Erlaubniß zu Theil, ihm und seiner Tochter meine Aufwartung machen und dem Andenken der theuren Gönnerin an deren Ruhestätte eine Thräne weihen zu dürfen. Tegel liegt wie eine Oase in einer Sandwüste an dem breiten Wasserspiegel der Havel; das Schlößchen, zu welchem eine kleine Allee führt, ist anmuthig-friedlich im Nadelholz versteckt. Hier fand ich den edlen Greis, mit bleichem Angesicht, doch voll freundlicher Milde, sein Haupt spärlich mit grauem

Haar bedeckt, in einem großen Saale, in deſſen Mitte eine lange Tafel ſtand; rings an den Wänden befanden ſich Arbeitstiſche, auf denen Bibeln in allen Sprachen und Größen ſämmtlich geöffnet lagen; Herr von Humboldt ſchien eben damit beſchäftigt, Vergleichungen des Textes anzuſtellen. Die berühmteſten antiken Venusbüſten, theils in Marmor, theils in Gyps, ſtanden umher. Nach freundlicher Begrüßung führte er mich ſelbſt zu der Ruheſtätte ſeiner theuren Gemahlin, neben welcher auch für ihn ein Platz beſtimmt war. Zwiſchen beiden ſtand auf erhabenem Piedeſtal die Bildſäule der Spes mit einer Lotusblume, von Thorwaldſen in Marmor ausgeführt. Frau von Humboldt hatte ſie in Rom noch ſelbſt beſtellt, ebenſo hatte ſie wenige Wochen vor ihrem Ende den Fleck ausgeſucht, wo ſie beſtattet liegen wollte, grade dem Hauſe gegenüber. „Man ſieht dort das Schlößchen ſo hübſch!“ hatte ſie geſagt.

Nachdem ich Frau von Humboldts Grab beſichtigt, zeigte mir Caroline noch die vormaligen Wohngemächer ihrer Mutter, welche nur plaſtiſche Kunſtwerke als Zimmerſchmuck aufwieſen. Wie rührte es mich, hier jene Kunſtgegenſtände wieder zu ſehen, welche ich einſt in Rom bei Frau von Humboldt bewundert hatte, und die theilweiſe unter meinen Augen entſtanden waren! In einer kleinen Rotunde befand ſich die Portrait-Statue einer früher in Rom verſtorbenen und begrabenen Tochter; überall herrſchte die größte Einfachheit bei ſchönem Kunſtſinn. Mit tiefer Bewegung ſchied ich von dieſem mir durch die Erinnerung an Frau von Humboldt wahrhaft heiligen Orte. Auch Carolinen ſollte ich niemals wiederſehen; ſie ſtarb anfangs der dreißiger Jahre*).

*) Für die außerordentliche Werthſchätzung, deren ſich Louiſe Seidler in der Familie von Humboldt erfreute, legt auch ein an ſie gerichteter Brief Caroline Humboldts, d. d. Tegel, 27. Aug. 1830, beredtes Zeugniß ab. Es heißt in demſelben: „Sie erhalten hierbei von mir ein Geſchenk, welches Ihnen gewiß werth und theuer ſein wird: die Lithographie der Zeichnung, die der Profeſſor Wach nach ihrem Tode und aus der Erinnerung von meiner lieben ſeligen Mutter gemacht hat. Da Sie, meine theure Louiſe, ſelbſt Künſtlerin ſind, werden Sie deſto mehr dies höchſt gelungene Bild bewundern, und die rührende, ſo wahr aufgefaßte Aehnlichkeit wird Sie tief ergreifen. Nur wer ſie ſo empfunden

Digitized by Google

Mit Frau von Humboldt war eine Centralsonne aus dem Himmel des römischen Lebens geschieden; die Lücke, welche sie hinterließ, blieb lange schmerzlich fühlbar. Andere Elemente traten an ihre Stelle, aber es war nicht dasselbe; freundlicher, geselliger Verkehr, allein ohne die milde Wärme, ohne das helle geistige Licht, welches Frau von Humboldt unbewußt und deshalb doppelt wohlthuend ausstrahlte.

Einigen Ersatz für die Geschiedene boten die Kreise des Prinzen Friedrich von Gotha, dessen gastliches Haus auch mir freundlich offen stand. Wie der gütige Herr mich gleich bei meiner Ankunft willkommen geheißen hatte, so stattete er mir, als ich nur eben erst in meinem Quartiere wohnlich eingerichtet war, einen Besuch ab. Leider hatte ich das Mißgeschick, ihn zu verfehlen; ich erwiderte daher seine Aufmerksamkeit sobald als thunlich.

Prinz Friedrich von Gotha, später (wie schon erwähnt) der letzte Regent dieses Landes, war das jüngste Kind des Herzogs Ernst II., welcher vier Söhne hatte. Wohl ahnte dieser nicht, daß sein Stamm so bald erlöschen sollte, denn er pflegte oft mit väterlichem Stolze zu sagen: „Mein Haus ruht auf vier Stützen.“ Aber zwei der Kinder starben im zarten Alter, und Herzog August hinterließ so wenig einen Leibeserben wie sein Bruder Friedrich, der nach kurzer Regierung an einer Gehirnkrankheit verschied.

Der Prinz, welcher schon lange in Rom lebte, wurde vom Papst und der Geistlichkeit sehr ausgezeichnet, da er zur katholischen Kirche übergetreten war. Er war ein Fürst von seltener Herzensgüte, stillen, in sich gekehrten Wesens, ohne Geist und Leben. Seine Gestalt war groß und schön, sein dickes, rothes, bartloses Gesicht, welches semmelblonde, krause Locken umgaben, ward von freundlichen Augen belebt; seine sehr schönen Hände schmückten zahlreiche Ringe. Sein Gefolge

und erkannt hat, konnte ihr Bild so wiedergeben. Auch Sie haben sie geliebt; Ihnen wird gewiß dies Bildniß heilig sein. Mein Vater beabsichtigt, es mit der Zeit vielleicht in Kupfer stechen zu lassen, und der Steindruck wurde nur gemacht, damit ihre Kinder, Anverwandten und nächsten Freunde etwas hätten, woran sie sich in dem tiefen Schmerze halten könnten.“

Digitized by Google

beſtand nur aus einem deutſchen Kammerdiener und meinem Vetter Ettinger, der ſein Secretär, Geſchäftsführer und Hofmarſchall zugleich war.

Des Prinzen Wohnung, nahe am Theater des Pompejus, lag etwas erhöht; vom Empfangszimmer aus hatte man eine ſehr ſchöne Anſicht von Rom. Oft gab der erlauchte Herr kleine Mittageſſen, bei denen er auf die freundlichſte Art den Wirth machte. Er ſelbſt ſprach zwar wenig, legte aber ſeinen Gäſten keinerlei Zwang auf. Immer ſaß ſein Beichtvater mit zu Tiſche, Monſignore Renazzi, ein vollkommener Weltmann mit gewandter Unterhaltungsgabe. Unangenehmer Weiſe ließ ein Seitenfenſter des Speiſezimmers ein widerwärtiges Schauſpiel ſehen: am Rande des Daches von St. Andrea della Valle jagten ſich kämpfend und ſpielend große Ratten. Leider ſind dieſe häßlichen Thiere in jener Parochialkirche heimiſch, da in deren Gewölben nach römiſcher Sitte die Todten des Kirchſpiels ohne Sarg verweſen.

Während des Sommers bewohnte der Prinz eine ſchöne Villa in Albano; im Winter zog es ihn wieder nach Rom, wo er gern die Theater beſuchte; in den beſſeren derſelben hatte er eine Loge. Er liebte die Muſik und hielt ſich einen eigenen Muſikmeiſter, Namens de Ceſaris, der ihn unterrichtete und ihm vorſpielte. Dieſer Mann war ein ſchlauer, verſteckter Jeſuit, von gewandten, einſchmeichelnden Formen. Er war hauptſächlich der Urheber des Uebertritts des Prinzen zur katholiſchen Confeſſion geweſen; die vornehmſte Geiſtlichkeit brachte die von dieſem angebahnte Glaubensänderung zum Abſchluß*). Nun genoß der Prinz

*) Von zuverläſſiger Seite (die Quelle ſtand dem letzten Herzoge von Gotha perſönlich nahe) iſt zu dieſer Angabe die Bemerkung gemacht worden, die Confeſſionsänderung des Prinzen Friedrich ſei nicht das Werk des katholiſchen Clerus, ſondern vielmehr dasjenige der Fürſtin Dietrichſtein und deren Mutter, der Gräfin Schmalow geweſen. Selbſt der damalige Papſt habe dem Prinzen den Uebertritt widerrathen, und als derſelbe dennoch erfolgt ſei, habe Pius VII. den Proſelyten von den ſonſt bei der Aufnahme in die katholiſche Kirche üblichen Verfluchungen anderer Religionen dispenſirt. Als ſpäter Prinz Friedrich zur Regierung kam, ſchenkte ihm Pius VII. ſein lebensgroßes Bild; es hängt im Schloſſe zu Gotha.

Digitized by Google

in clericalen Kreiſen eines beſonderen Anſehens und auf alle Weiſe begünſtigte man ſeine Lieblingsneigungen, die ſich hauptſächlich auf Malerei und Muſik richteten. Oft ſpeiſten muſikaliſche Künſtler bei ihm; eine vorzügliche Kapelle führte häufig Tafelmuſik aus.

Durch die Vermittelung des Prinzen machte ich mehr als eine intereſſante Muſikerbekanntſchaft; ſo hörte ich bei ihm eines Tages den ſpäter weltberühmten Geiger Paganini. Dieſer war damals ein eben aufgehender Stern am muſikaliſchen Himmel. Sein Auftreten war barock, doch man verzieh es ihm, da ſein Spiel voll tiefer Empfindung war. Sein Aeußeres ſtellte ſich dürftig und jämmerlich dar; lang herabfallende, ſchwarze, ſtraffe Haare, hagere, bleiche Geſichtszüge mit einer bedeutenden Naſe und kleine halberloſchene Augen vereinigten ſich zu einem keineswegs anziehenden Ganzen. Seine Haltung war ſchlaff, ſein Gang ſchwankend. Er ſah wirklich danach aus, als habe er lange im Gefängniſſe geſeſſen. Die Sage wollte wiſſen, er habe im Kerker auf einer alten Geige mit Einer Saite geſpielt und ihr die wunderbarſten Klänge zu entlocken verſtanden. Er ſpielte auch, als ich ihn hörte, nur auf Einer Saite; ihm zu lauſchen, übte einen ſeltſam-feſſelnden Reiz. Daß ihm Beifall gezollt wurde, machte nur wenig Eindruck auf ihn; ſein ſchlaffes, bleiches Geſicht blieb ruhig; nur durch ein ſanftes Kopfnicken und lebendigere Führung des Bogens drückte ſich ſeine Befriedigung aus. — Ferner producirte ſich wiederholt ein ausgezeichneter Guitarreſpieler Namens Giuliano bei dem Prinzen. Nie hätte ich geglaubt, daß dieſes primitive, in Deutſchland gegenwärtig ſchon ganz verſchollene Inſtrument ſolchen Reichthum entfalten und ähnliche Wirkungen hervorbringen könnte.

Die Bekanntſchaft der ehemaligen ausgezeichneten Sängerin Madame Bera geborenen Häſer, einer Deutſchen, machte ich ebenfalls durch die Vermittelung des hohen Herrn. Die Genannte hatte ſich mit einem römiſchen Advokaten verheirathet; nach deutſcher Sitte ein Haus machend, verſammelte ſie einmal wöchentlich Abends einen Kreis von ausgezeichneten Fremden und römiſchen Muſikfreunden um ſich. Es wurde muſicirt, und ſie ſelbſt ſang oft wundervoll. Sie war aus

Digitized by Google

Weimar gebürtig, hing noch mit großer Liebe an ihrer Vaterſtadt und begrüßte mich als ihre Landsmännin beſonders herzlich. Ihr ſanftes, echt weibliches Weſen hatte etwas ungemein Wohlthuendes. Die muſikaliſchen Soiréen bei dieſer liebenswürdigen Frau hatten einen vornehmen Anſtrich, von dem aber jegliche Steifheit fern blieb.

Auch einen Improviſator hatte Prinz Friedrich eines Tages*) zur Unterhaltung ſeiner Gäſte kommen laſſen. Signore Ferretti — ſo hieß dieſer Künſtler — nahm den glaubensſtarken Prieſter Filippo Neri, der in Rom ſehr in Ehren gehalten wird, zum Gegenſtande ſeiner Improviſation, und berichtete von demſelben, daß er in einfacher, oft ſehr origineller Weiſe das Innere des Menſchen zu erforſchen wußte. Einſt war es dem Papſte zu Ohren gekommen, daß eine Nonne im Geruche der Wunderthätigkeit ſtand. Der heilige Vater wünſchte zu erfahren, ob ſie dieſen Ruf verdiene; Filippo Neri wurde daher abgeſandt, um die Wahrheit zu erforſchen. Bei ſchmutzigem Wetter langt er vor der Kloſterpforte an und begehrt, ſogleich vor die Nonne geführt zu werden. Ohne weitere Umſtände ſtreckt er ihr ſeine ſchmutzigen Stiefeln entgegen und verlangt, daß ſie ihm dieſelben ausziehe und reinige. Die Fromme, ob ſolchen Begehrens ſich entſetzend, weicht ſtolz zurück, worauf Filippo ohne ein Wort zu ſagen, ſich umdreht und nach Rom zurückeilt, wo er den Papſt verſichert, daß er keine Heilige gefunden, denn jener Nonne fehle das Haupterforderniß zu einer ſolchen, die Demuth **).

Eines Mittags traf ich bei dem Prinzen Friedrich den Dichter Grillparzer, der mir durch das Münchener Theater ſchon rühmlichſt bekannt war. Sein Aeußeres, — eine ſchlanke, magere Figur, ein blaſſes, ovales Geſicht mit milden, gleichſam verklärt dreinſchauenden Augen, — war nicht unangenehm; es kam aber zu keiner intereſſanten Unter-

*) Vielleicht an einem 26. Mai, dem Tage des heiligen Nerie.

**) An dieſem Hiſtörchen hatte Goethe einen ſolchen Spaß, daß er es in der „italieniſchen Reiſe“ nicht weniger als zweimal vorträgt: „Neapel, Sonnabend den 26. Mai 1787“ (Werke in 40 Bd. XXIV, Seite 11) und „Philipp Neri, der humoriſtiſche Heilige“ (ebenda, Seite 188).

Digitized by Google

haltung, weil der anſcheinend kränkliche Grillparzer ſehr zurückhaltend und ſchüchtern auftrat.

Von ebenſo überraſchender Anſpruchsloſigkeit, wie er, war das Wunderkind Carl Witte, welches Anfangs 1819 Italien bereiſte. Dieſer junge, als vierzehnjähriges Kind ſeiner eminenten Gelehrſamkeit halber im Jahre 1814 von der Univerſität Gießen zum Doktor der Philoſophie, 1816 in Heidelberg aber zum Dr. juris promovirte Mann, der bei ſchlankem Wuchs, weichen Zügen und gefälligen Formen einen faſt noch knabenhaften Eindruck machte, erfreute uns durch eine Reihe von Vorträgen aus und über Dante (Wittes Lieblingsdichter), ſowie über den heiligen Franziscus von Aſſiſi, an deren Trefflichkeit ich noch heute dankbar zurückdenke. Er wurde ein intimer Freund von Schinz, der ihn portraitirte und bei dieſer Gelegenheit Duzbrüderſchaft mit ihm trank. Später ging Witte nach Neapel; ich war ſo glücklich, ihm dorthin einige Empfehlungen mitgeben zu können. — Daß unſer Freund, nach Deutſchland zurückgekehrt, anfangs eine Profeſſur in Breslau bekleidete, ſeit 1834 aber in Halle angeſtellt war, darf ich wohl als bekannt vorausſetzen*).

Bei dem Prinzen Friedrich von Gotha machte ich gelegentlich auch diplomatiſche Bekanntſchaften, wie z. B. diejenige des hannoverſchen Legations-Secretärs Keſtner. Er war der vierte Sohn der Tochter des Deutſch-Ordens-Amtmanns Buff aus Wetzlar; ſeine Mutter, Charlotte Buff, iſt bekanntlich das Urbild zur Lotte in „Werthers Leiden". Keſtner — der ſich ſpäter durch die Herausgabe des Briefwechſels ſeiner Eltern mit Goethe auch literariſch hochverdient gemacht hat — war von magerer, kleiner Geſtalt, ſein Geſicht war blaß und knochig, kleine Augen bei großer Naſe fielen auf. Indeſſen hatten ſeine Züge einen

*) Ueber Carl Wittes Frühreiſe und Jugendjahre ſ. „Carl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeſchichte deſſelben. Ein Buch für Eltern und Erziehende." (Vom Prediger Witte, Carls Vater.) 2 Bde. Leipzig, Brockhaus, 1819, ſowie eine zweite, o. O. 1843 als Manuſcript gedruckte Schrift deſſelben Verfaſſers: „Carl Wittes, jetzt Profeſſors der Rechte in Halle höchſt glückliche Kindes-, Knaben- und angehende Jünglings-Jahre." (8°, 494 S.)

Digitized by Google

ungemein freundlichen, theilnehmenden Ausdruck, wie er denn dieſe Theilnahme ſpäter, als ich ihn genauer kennen lernte, mir gegenüber wiederholt auf die liebenswürdigſte Art bethätigt hat. Er war ein wahrer Kunſtenthuſiaſt, dilettirte im Zeichnen und ſammelte allerlei kleine antike oder ägyptiſche Kunſtſchätze und Votivgebilde in Bronze und Marmor, wie man ſie noch immer in alten Tempeln findet. Auch verſuchte er ſich im Dichten; ein Luſtſpiel von ihm, „Die Puppen“, wurde einſt im Redenſchen Kreiſe von Liebhabern aufgeführt. Seine Wohnung war ſtattlich und ganz mit deutſcher Bequemlichkeit eingerichtet; ich war in der Folge öfters bei ihm zu Gaſte. Er wohnte in der Via Gregoriana, einer der Straßen, die am Monte Pincio entlangführen; die ihn Beſuchenden genoſſen von den behaglichen, mit Kunſtſchätzen reichgeſchmückten Zimmern aus beinahe die nämliche ſchöne Fernſicht wie vom Monte Pincio.

Neben dem hannoverſchen Legationsſecretär muß ich noch des hannoverſchen Geſandten gedenken, des Barons Reden, welcher mit ſeiner Familie die (ſpäter in den Beſitz des Königs Ludwig von Bayern gekommene) Villa Malta mir gegenüber bezogen hatte. Ich war an Redens durch Frau von Humboldt empfohlen worden und hatte an ihnen ſtets die wohlwollendſte Nachbarſchaft; oft verſchmähte die freundliche Familie ſogar meine Künſtlerzelle nicht, wie ſehr dieſe auch gegen das geſandtſchaftliche Hôtel abſtach. Im heiteren Vereine ſaßen wir dann und tranken nach deutſcher Weiſe Thee; der blecherne Cucumetto mußte die ſilberne Theekanne erſetzen. Bei alledem gefiel ſich Baron von Reden ſehr in ſeiner Würde; nie erſchien er ohne Stern und Ordensband, auch ſeine wohlbeleibte Gemahlin trat mit großem Aplomb auf. Die älteſte Tochter, Henriette, war ein Weſen von ſcharfem Verſtande und ſeltener Herzensgüte; Eliſe, die jüngere, zart, anmuthig, war der Liebling der ganzen Familie. Mit angenehmer Stimme begabt, verſchönte ſie manchmal das geſellige Beiſammenſein durch ihren Geſang, der ſo kunſtvollendet war, daß ſie ſogar mit einer Sängerin von Fach, der ausgezeichneten Marconi, in Duetten wetteifern konnte. Daß übrigens die gütige Familie Reden Kunſt und Künſtler förderte,

Digitized by Google

wo sie es vermochte, was namentlich Thorwaldsen oft zu Statten kam, darf ich nicht unerwähnt lassen; ihre Freundlichkeit gegen mich ging so weit, daß es mir ein für alle Mal erlaubt war, in dem schattigen und kühlen Garten der entzückend gelegenen Villa Malta zu malen, so oft und so lange ich wollte*). Im Jahre 1820 wandten Redens sogar einer ganz talentlosen Hannoveranerin, einem Fräulein von Sturmfeder, ihre Fürsorge zu, trotzdem das Nutzlose dieser Gönnerschaft auf der Hand lag. Das Fräulein, ein armes, kränkliches Wesen, wollte sich zur Künstlerin ausbilden und glaubte, die Begabung mit der römischen Luft einathmen zu können; ein Wahn, den — sich und Anderen zur Qual — leider viele angehende Kunstbeflissene theilen. Auch Fräulein von Sturmfeder arbeitete sich ab, ohne einen anderen Erfolg zu erzielen, als daß sie sich, wie ihren Beschützern, den braven Redens, deren Geduld ich bewunderte, Ungelegenheiten bereitete. — Noch verdient erwähnt zu werden, daß bei Redens immer viele Engländer logirten oder doch verkehrten; fast immer waren es Leute, deren vielfach lächerliche Manieren und barocke Kunsturtheile ergötzlich wirkten; sie vor guten Bildern zu sehen, war oft gradezu possirlich.

Da ich im Vorstehenden versucht habe, Charakterköpfe aus dem diplomatischen Corps zu entwerfen, so finde gleich hier noch ein liebes Bild seine Stelle. Christian Friedrich von Stockmar, der verehrte Jugendfreund, war es, den ich zu meiner großen Freude am 15. Januar 1822 in Rom wieder begrüßte, nachdem lange, ereignißreiche Jahre verstrichen waren, seit wir uns zuletzt gesehen. Stockmar hatte im Jahre 1816 den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zu dessen Vermählung mit der Prinzessin Charlotte nach England begleitet; als diese nun im ersten Wochenbette gestorben war, blieb der Landsmann als Freund und Rathgeber bei dem gebeugten Wittwer, dessen Dienste

*) Am 15. Mai 1820, Louise Seidlers Geburtstage, schreibt Schinz in sein Tagebuch: „Jeder gab ein Andenken; v. Redens schenkten Blumen, einen Ring, ein Kreuzchen und Handschuhe, und sagten dazu: Freunde müssen in der Fremde bedacht werden, da sie sonst an solchen Tagen die Heimath zu sehr vermissen würden."

Digitized by Google

er ſich auch ferner widmete, als der Prinz 1830 auf den belgiſchen Königsthron berufen wurde. Ich hatte gelegentlich der Anweſenheit des hohen Herrn in Italien die Ehre, ihm durch Stockmar vorgeſtellt zu werden; er unterhielt ſich lange mit mir über Gegenſtände der Kunſt, für welche er großes Verſtändniß zeigte. Von Rom wandte ſich Prinz Leopold, Stockmar in ſeinem Gefolge, nach Neapel, wo er ein Abenteuer beſtand, deſſen Verlauf das diplomatiſche Talent meines Jugendfreundes in das hellſte Licht zu ſetzen geeignet war.

Der Prinz fiel nämlich in die verführeriſchen Schlingen einer reizenden Engländerin, welche nichts geringeres plante, als eine Vermählung mit ihrem Anbeter. Stockmar hatte dies nicht ſobald gemerkt, als er den letzteren unter dem Vorwande der Beſichtigung eines engliſchen Dreimaſters in den Hafen lockte; nachdem aber der Prinz mit ſeinem Gefolge das Schiff beſtiegen hatte, ließ Stockmar ſofort auf eigene Verantwortung die Anker nach Livorno lichten. Das Wageſtück gelang, und Stockmar ſtand von jener Zeit an womöglich noch höher bei ſeinem Fürſten in Gunſt*).

Gleiches Zutrauen ſchenkte ihm, da er auf Wunſch des Königs Leopold als höchſt nöthiger Berather und Helfer wieder nach London zurückgegangen war, ſowohl Prinz Albert von Sachſen-Coburg als deſſen Gemahlin Victoria, welche letztere ihn verehrte wie einen Vater. Nachdem Stockmar im hohen Alter ſich nach Coburg zurückgezogen hatte, wo er im Schooße einer glücklichen Familie ſeine letzten Jahre als heiterer Greis verlebte, beſuchte ihn die Königin Victoria bei ihrer Anweſenheit in jener Stadt jedesmal, und zwar nie ohne ihre Kinder.

*) Die „Denkwürdigkeiten" aus den Papieren des Freiherrn von Stockmar, welche 1872 erſchienen ſind, erzählen dieſe charaktervolle Handlung des berühmten Diplomaten nicht. — Der Sohn deſſelben theilte dem Herausgeber mit, „wie ihm von dem erzählten oder einem ähnlichen Hergange nichts bekannt ſei, daß vielmehr die in ſeines Vaters Tagebuche enthaltenen Notizen die Annahme: als habe er ſeinen Herrn in der angegebenen Art nach Livorno entführt, ausſchließen, indem die Reiſe (16. Juni 1822) danach als eine ſeitens des Herrn beabſichtigte und nach deſſen Befehl vorbereitete erſcheine."

Digitized by Google

welche den ehemaligen treuen Diener ihres Hauses gar herzlich „Papa Stockmar" nannten.

Der edle Mann starb im Sommer 1863 als österreichischer Freiherr und bayerischer Ritter höchster Orden; bürgerlich geboren, war er auf der socialen Stufenleiter so hoch gestiegen. Bei unserer Begegnung in Rom hatte er nur erst eben den sächsischen Adel erhalten; daß aber seinem wahren Werthe damit etwas hinzugefügt worden sei, war nicht seine Meinung, wie er mir denn immer als das Urbild eines nie das Kleid, sondern immer den Träger desselben in's Auge fassenden, graden, ehrenfesten, granitnen Charakters galt. Muster zugleich und unübertroffen schien mir seine Weise, mit den Großen dieser Welt umzugehen; trotz aller schuldigen Ehrerbietung sah ich ihn niemals kriechend. Bei Gelegenheit unseres vielfachen Verkehrs in Rom — Stockmar kam häufig Abends ganz freundschaftlich-herzlich, ohne ausdrückliche Einladung, zu mir, um bei einer Tasse Thee zu plaudern — lernte ich von ihm, was ich gut verwerthen konnte, denn bereits hatte ich durch Empfehlung des Prinzen Friedrich von Gotha Zutritt in einen fürstlichen Cirkel gefunden, welcher noch neben dem seinigen bestand, nämlich in denjenigen der Fürstin Alexandrine Dietrichstein, die mit Würdenträgern aller Art, den vornehmsten Geistlichen, hohen Beamten und Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft viel verkehrte. Es war um die Weihnachtszeit des Jahres 1820, als ich zum ersten Male bei ihr war; nach italienischer Sitte brannte nur Kaminfeuer in ihrem Salon; die zierliche, zarte Fürstin saß dabei, in einen grünen, mit Zobel besetzten Sammetpelz gehüllt und gab so ein schönes Bild, während ihre Gäste, diesen Schmuck entbehrend, sich eine wärmere Atmosphäre wünschten.

Oft sah ich bei der Fürstin den ersten Historienmaler Roms, Camuccini, der ein vortrefflicher Zeichner und guter Colorist war — nach akademischer Weise. Er hatte sich durch Fleiß und Glück Reichthümer erworben und besaß einen prächtigen Palast, wo er in hohen, weiten, trefflich erhellten Räumen eine äußerst sehenswerthe Gallerie zusammengebracht hatte, zu deren Besichtigung er mich sogleich einlud. Sie ent-

Digitized by Google

hielt einen Schatz ausgezeichneter Meisterwerke, wie sie nur in Zeiten gleich der französischen Revolution in Privathände kommen. Ein im goldenen Schimmer der Abendsonne strahlender Hafen von Claude Lorrain, eine unübertroffene kleine Madonna von Rafael, welcher das Christkind eine Nelke reicht, waren darunter; außerdem besaß Camuccini eine Menge herrlicher Durchzeichnungen*). Ferner wies die Sammlung eine reiche Anzahl von Kupfern oder Copien nach Rembrandt auf; ich lernte hier von Neuem diesen wunderlichen Künstler schätzen, der mit so viel Geist und Wahrheit auffaßte, aber sich nie zum Idealen erhob. Jeden Sonntag war die Gallerie den Fremden geöffnet, und ich hatte darin oftmals eine wahrhaft erhebende Sonntagsfeier. Wiederholt führte mich Camuccini umher, indem er in liebenswürdigster Weise Erklärungen und Data zu seinen Bildern gab. Die Fürstin Dietrichstein hatte dem schönen, geistvollen Künstler und seinen Weltmanne gegenüber Amors Pfeilen nicht widerstehen können; man munkelte trotz den 45 Jahren der hohen Frau (sie war am 19. Decbr. 1775 geboren) von großer Intimität zwischen Beiden. Auf den Verkehr bei der Fürstin wirkte dies aber nie störend, sondern eher anregend ein; es ging meist sehr zwanglos zu, Scherze, Anecdoten und lustige kleine Erzählungen machten die Zusammenkünfte amüsant. Ich erhielt, bis die Fürstin ganz unerwartet plötzlich abreiste, ziemlich häufig Einladungen zu derselben; den Prinzen Friedrich sah ich von Amts wegen längere Zeit hindurch ebenfalls beinahe täglich, denn er hatte schon im December 1819 sein Portrait bei mir bestellt, und zwar gleich dop-

*) Wahre Perlen von Durchzeichnungen sahen Schinz und ich am 29. Mai 1819 bei dem dänischen Maler Lund. Die meisten waren nach alten Italienern (Giotto, Ghirlandajo, Fiesole u. A.) angefertigt, Lund hatte sie mit großer Mühe gesammelt und nach der Zeitfolge geordnet. Auf unsere Bitten war er so gütig, uns einen Band dieser schönen Sammlung zu leihen, nach dem wir dann zu Hause mit Muße arbeiten konnten. Vermag etwas den Geschmack an alter Kunst zu erwecken, so ist es diese geistige Essenz der Bilder, bei der alles Mangelhafte in der Ausführung, jedes durch die Zeit herbeigeführte Verderben wegfällt.

(Anmerkung Louise Seidlers.)

Digitized by Google

pelt*), da er es zweimal zu verſchenken wünſchte. Den liebenswürdigen Herrn zu malen, war eine hochwillkommene, weil leichte und gewinnbringende Aufgabe. So verkehrte ich in angenehmſter Weiſe mit Perſonen, die „auf der Menſchheit Höhen“ ſtanden.

Bisweilen lud mich auch der Prinz von Gotha ein, ſeine Loge im Theater zu benutzen; ich hatte dadurch manchen Kunſtgenuß. Mich frappirte anfangs der ſtürmiſche Beifall, mit welchem das italieniſche Publikum ſeine Lieblingskünſtler überſchüttet. Der fanatismo der Zuhörer kennt in ſolchen Fällen keine Grenzen; ich arme Nordländerin wüßte dies Wort nicht einmal richtig zu überſetzen; „ſchwärmeriſcher Beifall“ drückt es lange nicht aus. Die Italiener ſind ganz außer ſich, und begeiſtern natürlich durch ihr eigenes Feuer den Virtuoſen ebenfalls. Warum auch muß man im Norden die Gaben der Künſtler in der Regel ſo kalt aufnehmen! Dieſe entbehren dadurch eines Sonnenſcheins, der ſie ermuthigt und ſie über ſich ſelbſt hinaus hebt.

Auch das bunte Gewimmel des Carnevals konnte ich durch des Prinzen Friedrich Güte beſonders bequem mit anſehen; der Balkon des Palaſtes eines ihm befreundeten Italieners, bei welchem er auch Frau von Schlegel und mich einzuführen die Gefälligkeit hatte, bot eine herrliche Gelegenheit dazu. Das Auge wurde durch die auf Stühlen zu beiden Seiten der (übrigens nicht breiten, doch von ſehr hohen Häuſern eingefaßten) Corſoſtraße ſitzenden ſchönen Römerinnen, durch die zahlloſen Masken, die langen Reihen von Caroſſen, deren Inſaſſen ſich dreiſt mit Confetti bewarfen, lebhaft beſchäftigt. „Confetti“ heißt eigentlich Zuckerwerk, aber die Carnevals-Confetti ſind nachgemacht: kleine Gypskügelchen, welche ſich durch den Anprall des Wurfes in weißen Staub verwandeln, ſo daß die Straßen nach den Confetti-Scenen wie mit einer Lage weißen Mehls beſtreut erſcheinen. Manche Fabrikanten dieſes geſuchten Carneval-Artikels fertigen denſelben auch ſo an, daß nur die Schale von Gyps, deren Inhalt aber aus feinem Mehl beſteht, welches Geſicht und Kleider der mit Confetti Beworfenen in eine dichte weiße Wolke hüllt.

*) Schinz (im Tgbch.) ſagt: drei Mal.

Digitized by Google

Endlich begann das Pferderennen. Der Corso mußte von den Wagen geräumt werden, die Masken drückten sich zur Seite oder flüchteten sich in die Häuser, und die Renner stürzten auf das gegebene Zeichen vom Fuße des Capitols aus durch den Corso bis zum Obelisk der Piazza del Popolo, wo sie aufgefangen wurden.

Als das Rennen vorüber war, begann die Corsofahrt auf's neue; auch ich konnte nun der allgemeinen Lustigkeit nicht widerstehen und ließ mich verlocken, mit Frau von Schlegel, welcher das Zusehen vom Fenster aus schon längst nicht mehr amüsant genug war, einen Wagen zu besteigen und mich in die bunte Menge zu mischen. In der That waren die herumschwärmenden Masken auf diese Art leichter zu beobachten. Frauen, als Männer gekleidet, und umgekehrt, waren ein Hauptscherz. Ein alter Marquis wurde mit einem Strickchen an der Nase von einer jungen Schönen herumgeführt; ein anderes Paar machte sich dadurch bemerklich, daß die Epaulettes und Schuhschnallen des Cavaliere Büschel von Endivienſalat waren; den Kopf bedeckte eine bunte wollene Perücke mit vier Zöpfen, den Hut trug diese Maske unter dem Arme. Die Gefährtin erschien im lächerlichsten Federaufsatz; ein altes steifes Stoffkleid bildete ihren Anzug, den ein ungeheurer Fächer vervollständigte. Diese und ähnliche Caricaturen gingen gravitätisch auf und nieder; perorirende Advokaten, Doctoren mit der Medicinflasche, Harlekins und Colombinen, Pantalons mit ihren weiten Schlappärmeln u. s. w. u. s. w. drängten sich dazwischen — aber nirgend zeigte sich Pöbelhaftigkeit; Alles hatte einen gewissen Anstand. Das Volk benahm sich wahrhaft liebenswürdig.

In ihre Kutsche zurückgelehnt, sahen wir an diesem Tage auch die Prinzessin Marie Pauline Borghese, die zweite Schwester Napoleons I. Der Wagen bewegte sich langsam hin und her und gab der Prinzessin Muße, die Rosen ihrer Wangen vor allem Volke künstlich zu erzeugen, worauf sie unbefangen die dazu gebrauchte Baumwolle auf die Straße warf. Sie war noch immer schön, aber am vollkommensten soll einst ihr Wuchs gewesen sein, wie sie sich denn auch von Canova als Venus modelliren ließ. Als eine Freundin sie fragte: „Wie ist das möglich gewesen?"

Digitized by Google

ſagte ſie ganz naiv: „Mein Gott, ich ließ einheizen; ich konnte mich alſo nicht erkälten!“ — Canovas Meiſterwerk wurde indeſſen nicht öffentlich gezeigt; es blieb im Palazzo Borgheſe eingeſchloſſen.

Höchſt originell fand ich übrigens den Schluß des Carnevals, „Moccoli,“ d. h. „Lichter“ genannt. Es zündet nämlich — um dem fröhlichen Gaſte „zu Grabe zu leuchten,“ — Jeder ein dünnes kleines Licht an; zu Hunderttauſenden ſieht man dieſe flimmern: auf den Balkons, an den offenen Fenſtern, an und in den Wagen, auf der Straße. Nun bemüht ſich ein Jeder, dem Anderen unter ſcherzhaften Zurufen das Licht auszublaſen, das ſeinige aber zu ſchützen, wodurch ein unendliches Schreien, wirbelnde Bewegung und unbeſchreibliches Getöſe entſteht. Jubelnd und lachend ſchwingen ſich die Spaziergänger auf den Schlag der vorbeirollenden Kutſchen, um die Moccoli der Darinſitzenden auszublaſen; man klettert auf die dicht mit Lichtern und Menſchen beſetzten Balkons, ja, man bedient ſich, um die Moccoli-Flämmchen zu tödten, ſogar weithin wirkender Blaſebälge, und Alles ſchnauft, ſchnaubt und bläſt, Alt und Jung macht wie von der Tarantel geſtochen die wunderlichſten Sprünge, um dem Nachbar ein Licht auszulöſchen, das dieſer im nächſten Augenblicke wieder anzündet. Die ſcherzhaften Kämpfe, welche hieraus entſtehen, geben Gruppen von der originellſten Haltung. So bildet ſich im ganzen weiten Corſo ein unaufhörlich wogendes Lichtmeer, bis eine Stunde nach Sonnenuntergang das Ave Maria ertönt und ein Kanonenſchuß gelöſt wird; dieſer verkündet das Ende des Carnevals. Wie mit einem Zauberſchlage verlöſchen alle Lichter, ſtatt ihres Glanzes erfüllt den Corſo dichter Dampf, die Wagen biegen in die Seitenſtraßen ein und die lärmende Fröhlichkeit räumt lautloſer Stille den Platz. Sobald die Lichter erloſchen ſind, eilt Alles in die Trattorien, um ſich hier, in den Gaſthäuſern, vor Beginn der Faſten noch einmal recht an Fleiſchſpeiſen zu letzen. Um 12 Uhr müſſen jedoch auch die Trattorien geſchloſſen ſein. Wenn aber das Unheil, welches die Confetti anrichten, anderen Tags durch fleißiges Bürſten geſchwind ausgebeſſert iſt und die unſchuldigen Mehlflecke von den Kleidern und von den Möbeln der nach dem Corſo hinausgehenden Zimmer

leicht weggebracht werden können, ſo ſind die Folgen der Moccoli-Kämpfe nicht ganz ſo harmlos. Die Kleider ſind über und über mit Wachstropfen bedeckt, die keiner Bürſte weichen; man muß dieſelben daher den Fleckenreinigern hinliefern, die dadurch eine reiche Gelderute halten. Die Lokale dieſer Leute gleichen in den Tagen nach dem Carneval ungeheuern Trödelbuden, wo alle möglichen Kleidungsſtücke über einander gehäuft ſind. Etwas koſtbares findet man darunter nicht, denn ein Jeder legt das abgetragenſte Zeug an, da es Mehl und Wachs Trotz zu bieten beſtimmt iſt.

Mit dem geſchilderten Moccoli-Treiben hatte der Carneval ein Ende, die tolle Zeit war vorbei, und die Straßen wurden öde wie zuvor. Rom, das wieder ſeinen ſtillen, ernſten Charakter annahm, athmete auf's neue tiefſten Frieden. In dieſem Zuſtande hatte die heilige Stadt für mich etwas ausgeprägt Beſchauliches, namentlich ſpät Abends war die Scene mir immer äußerſt eindrucksvoll. Die Nacht ließ alle oft kleinlichen Details verſchwinden; die tiefe Ruhe auf den großen Plätzen und Straßen, nur unterbrochen durch das geiſterhafte Rauſchen und Plätſchern der Brunnen und Fontainen, der wunderbare Nachthimmel, von welchem der Mond ſein mildes Licht in ſchönſter Fülle niederſandte, die impoſanten Gebäude, welche in ſo reicher Zahl dem Blicke ſich darboten — dies alles brachte einen großartigen Eindruck hervor; das gewaltige Rom iſt doppelt erhaben beim Schimmer des Mondes.

Jene Fontainen und Brunnen mit ihrem Waſſerreichthum bilden eine der ſchönſten Zierden auf den Plätzen, Straßen und Höfen der ewigen Stadt; bei großer Hitze ſind ſie eine beſondere Wohlthat. Wird doch die große, längliche Piazza Navona, um den Römern ein beſonderes Vergnügen zu gewähren, im Auguſt ganz unter Waſſer geſetzt, auf welchem man dann eine Art von Corſofahrt veranſtaltet, um ſich abzukühlen! Von erſtaunlicher Größe und Pracht iſt ferner die Fontana Trevi, aus deren Becken man beim Scheiden von Rom zu trinken pflegt, da eine alte Sage dann verbürgen will, daß man nach Rom zurückkehre. Dies Meiſterſtück der Bildhauerkunſt beſteht ganz aus weißem Marmor; aus der Niſche eines großen Palaſtes tritt ein koloſſaler Neptun hervor,

Digitized by Google

vier ſchnaubende Roſſe zügelnd; von allen Seiten ſtürzt die ſchäumende Fluth in ein weites Baſſin.

Zwei immerwährend ſpielende Fontainen, deren Waſſer über dreißig Fuß hoch ſpringen, befinden ſich außerdem vor St. Peters Dom, auf einem weiten Platze, der an zwei Seiten umſchloſſen wird von gewaltigen, dreifachen Säulenreihen, worauf Statuen von Heiligen prangen; in der Mitte des Platzes ſteht ein majeſtätiſcher Obelisk. Dahinter erhebt ſich die palaſtähnliche Façade der Kirche mit ihrer ungeheuren Kuppel. So rieſenhaft iſt dieſer Bau, daß dem Auge des Eintretenden jeglicher Maßſtab der Verhältniſſe entſchwindet; dies Menſchenwerk wirkt auf den Beſchauer hinreißend wie eine Schöpfung der Natur. Trotzdem überkam mich in deſſen Innern, wenn auch ein feſtliches, ſo doch kein heiliges Gefühl, wie es meine Seele immer in gothiſchen Domen empfand, deren Architektur mir ſtets wie eine verſteinerte Hymne erſcheint und meiner Seele gleichſam Flügel leiht. In der Peterskirche konnte ich nie vergeſſen, daß die zur Fortführung des Baus nothwendigen Gelder durch Ablaßkram und ähnliche Unwürdigkeiten erpreßt wurden, welche zwar den Segen der Reformation, aber alsdann auch die blutigſten Religionskriege in ihrem Gefolge hatten.

Durch die viereckigen Pfeiler, welche St. Peters Dach ſtützen, werden Räume gebildet, die den Umfang einer mäßigen deutſchen Kirche haben; in denſelben wird oft zu gleicher Zeit hier gepredigt, dort Meſſe geleſen, an einem dritten Orte Kinderlehre gehalten u. ſ. w., ohne daß eine Function die andere ſtörte. Zwiſchen den Pfeilern befinden ſich Altäre mit Altargemälden, nach edlen Meiſtern in vergrößertem Maßſtabe aus Moſaik gearbeitet. Der Hochaltar erſcheint von Weitem geſehen wie ein großes Himmelbett, und doch hat er, wie behauptet wird, die Höhe eines der höchſten Paläſte Roms, des Palazzo Farneſe. Ueber ihm wölbt ſich die rieſenhafte Kuppel; wo dieſe auf den vier Pfeilern ruht, ſind in Medaillons von Moſaik die vier Evangeliſten angebracht.

Die übrige Ausſchmückung des Innern von St. Peter iſt wenig erfreulich und verſchwindet vor der Majeſtät des Ganzen; deſto intereſſanter ſind die vaticaniſchen Grotten unter der Peterskirche — eine

Digitized by Google

Welt von Grabmälern und Inſchriften, zu der man ſeitwärts vom Pfeiler der heiligen Veronica hinabſteigt. Unter dem Hochaltar liegen die Gebeine des Apoſtels Petrus, umſchloſſen von einer eigenen, unterirdiſchen Kapelle, zu der jedoch Frauen der Zutritt verſagt iſt. Eben dort liegen auch die ſterblichen Reſte der Päpſte; ihre Monumente befinden ſich in der Kirche. Am Eingang zu dieſer Gruft brennen 99 goldene Lampen Tag und Nacht. — Sehr lohnend, freilich auch ſehr mühſam, iſt das Beſteigen der (doppelt gewölbten) Kuppel; die Großartigkeit des oben ſich darbietenden Anblicks entſchädigt indeſſen für die Anſtrengung des Hinaufklimmens. Mittels einer endloſen Wendeltreppe erreicht man zunächſt die Gallerie im Inneren der Kirche, von wo die Kuppel ſich zu wölben anfängt; hier erſt bekommt man den rechten Begriff von der Größe aller Proportionen, wenn man z. B. ſieht, daß jeder einzelne Moſaikſtein in den Geſtalten der ſchwebenden Engel, welche die ganze Kuppel ausfüllen, die Größe eines Backſteins hat, und erfährt, daß die Feder, mit der der Apoſtel Johannes ſchreibt, ſechs Ellen lang iſt. An einer Seite der Gallerie erhebt ſich ein Altar, zu deſſen Seiten Säulen ſtehen, die einſt Titus nach der Eroberung Jeruſalems aus dem Tempel Salomonis nach Rom gebracht haben ſoll; auf dieſem Altar befindet ſich der koſtbare Schrein, welcher die ſeltenſten Reliquien birgt, wie z. B. den Schwamm, der, mit Eſſig getränkt, dem Heiland am Kreuze gereicht ward, das Schweißtuch der h. Veronica u. ſ. w. Dieſe Reliquien werden den Andächtigen nur an den höchſten Feſttagen von oben herab gezeigt.

Von der Gallerie aus gelangt man zunächſt auf das Dach — es bildet eine kleine Welt für ſich. Jahr aus Jahr ein ſind hier zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, die das koloſſale Gebäude im Stande erhalten; ein Brunnen befindet ſich oben und eine Menge kleiner Kuppeln, von Fenſtern umgeben, welche Licht in die Kirche werfen. Alsdann beſchreitet man den Aufgang zu der rieſigen Kuppel — ganz erſchöpft erreicht man endlich die Plattform, auf welcher der ſechszehn Menſchen bequem faſſende Knopf mit ſeinem hohen Kreuze ruht.

Welches einzige Panorama erquickt aber nun den Müden! Zu der

Digitized by Google

ganzen Ausſicht auf Rom, die Campagna und die blauen Berge geſellt ſich noch der Blick auf das Meer. Der klarſte Himmel wölbte ſich über mir, als ich hinaufgeſtiegen war; die Sonne ſtand ſchon tief am Horizonte, und majeſtätiſch in das Meer hinab tauchend, vergoldete ſie die Fluth, die Spitzen der Berge und die weite, großartige Landſchaft — bis nach und nach dunkle Schatten ſich herniederſenkten und die Dämmerung meine Rückkehr erheiſchte.

Es kann nicht in meiner Abſicht liegen, eine Topographie der heiligen Stadt, wie ich ſie gefunden habe, zu liefern; ich verzichte in dieſer Hinſicht vielmehr von vorn herein auf jegliche, auch nur annähernde Vollſtändigkeit. Nur weniger Stätten will ich noch gedenken, an die ſich für mich irgend etwas Merkwürdiges knüpft, wie z. B. der uralten Kirche San Clemente. Dort befinden ſich die freilich ſtark beſchädigten, aber doch noch ſehr ſchönen Fresken von Maſaccio (Tommaſo Guidi), das Leben der heiligen Katharina ſchildernd*). Die erſte Darſtellung zeigt uns dieſe Heilige, wie ſie in einfacher, unſchuldiger Haltung lehrend vor mehreren Greiſen ſteht, die ihr theils aufmerkſam, theils unwillig zuhören. Erhabener noch iſt der Ausdruck der Hauptfigur auf dem nächſten Bilde: Sta. Katharina, im Gefängniß eine Königstochter zum Chriſtenthume bekehrend. Weit ſchöner jedoch, als die Heilige ſelbſt, gelang dem Künſtler die Königstochter; ihr zartes Haupt, bedeckt von einem durchſichtigen Schleier, zeigt ein Profil, ſo geiſtig, ſo unſchuldsvoll, edel und rein, daß ich kein ähnliches Kunſtgebilde unter allen, die ich in meinem langen Leben ſah, darüber ſtellen kann. Im Jahre 1841 gab mir der kunſtſinnige Herr von Quandt den Auftrag, nach einer mitgebrachten Durchzeichnung ein Bild dieſer Königstochter in Oel zu malen; leider war es mir aber nicht möglich, das ſo verwiſchte, nur noch wie ein Hauch exiſtirende herrliche Urbild nach ſo langer Zeit zu meiner Befriedigung wiederzugeben**). — Be-

*) Neuere Forſchungen weiſen dieſe Fresken dem Maſolino da Panicale, deſſen Schüler Maſaccio war, zu.

**) Wenn Naglers Künſtlerlexikon berichtet, von Louiſe Seidler ſei „eine Copie nach einem Kopfe aus den Wandgemälden in der Kirche S. Agneſe zu

Digitized by Google

ſonders tief empfunden iſt endlich Maſaccios heilige Katharina, wie ſie den Todesſtreich empfängt; der halb erſtorbene, halb ſelig verklärte Blick wirkt mächtig ergreifend. Gerührt ſchied ich von dem Werke des nur zu früh verſtorbenen Künſtlers, dem aber die Mitwelt ſchon den Lorbeer reichte, da er der Erſten einer ſeine Geſtalten lebensvoll mit kräftigen Schatten abrundete. Leider liegt die Kirche San Clemente ſehr tief und iſt daher feucht, was natürlich auf die Fresken nachtheilig einwirkt.

In der Kirche Sta. Cecilia war es ein ausgezeichnetes Werk der Sculptur, welches ſich meinem Gedächtniß eingeprägt hat, nämlich Madernas heilig Cäcilie. Rührend einfach liegt die zarte jungfräuliche Geſtalt mit übereinander geſchlagenen Händen in einer engen Niſche unter der Platte des Hauptaltars; das von einem leichten Tuche umſchlungene Haupt iſt gewendet und dadurch verdeckt, ſeitwärts aber am Halſe ſieht man die Wunde, welche der Märtyrerin den Tod brachte. Seltſam, daß ein Schüler des manierirten und oft ſo ſchwülſtigen Bernini hier ein ſo ſchlichtes, aber eben deßhalb edles Kunſtwerk ſchaffen konnte!

Durch die ſchönſte Harmonie in allen ihren Verhältniſſen erfreut eine der kleineren Baſiliken Roms: San Pietro in Vincoli, der Aufbewahrungsort der Ketten, welche Petrus in ſeinem Kerker zu Jeruſalem getragen haben ſoll. In einer Seitenkapelle befindet ſich das Grabmal Papſt Julius' II., angeordnet von Michel Angelo, deſſen majeſtätiſcher ſitzender Moſes die impoſante Krönung des Ganzen bildet. In dieſem Werke offenbart ſich der erhabene Geiſt des gewaltigen Meiſters in einer Vollkommenheit und Größe, von der keine Worte einen Begriff geben. So mußte der Führer eines hartnäckigen Volks, wie die Juden, ausſehen; ſo denkt man ſich den Mann, mit

Rom im Beſitze des Herrn von Quandt", ſo dürfte muthmaßlich eine Verwechslung mit dem Kopfe nach Maſaccio vorliegen. Wenigſtens erwähnt Louiſe Seidler ihres Beſuchs der Kirche S. Agneſe nur mit zwei flüchtigen Zeilen, ohne die geringſte Bemerkung daran zu knüpfen, welche jene Angabe des K.-L. beſtätigen könnte.

Digitized by Google

dem Gott ſelbſt auf Sinai geſprochen. Unübertrefflich iſt die von Michel Angelos eigenem Meißel herrührende Bearbeitung des Marmors; ſtände das Kunſtwerk etwas höher, es würde noch überwältigender wirken.

„Mutter und Haupt aller Kirchen der Welt und der Stadt Rom" iſt laut daran zu leſender Inſchrift der Lateran, an der alten, vom Kaiſer Aurelian erbauten Stadtmauer Roms belegen. Neben ihm befindet ſich in einem beſonderen Gebäude die heilige Treppe, welche aus Jeruſalem nach Rom gebracht und angeblich dieſelbe iſt, welche Chriſtus hinanſtieg, als er vor Pilatus geführt ward. Die Gläubigen rutſchen die achtundvierzig Marmorſtufen nur auf den Knieen hinauf; oben ſteht eine kleine Kapelle, in der Meſſe geleſen wird. Dem Lateran gegenüber liegt das kleine, runde Taufkapellchen, worin das mächtige rothe Porphyrbecken, aus welchem Kaiſer Conſtantin getauft worden ſein ſoll.

Endlich gedenke ich — und zwar nicht ohne die tiefſte Wehmuth! — als der ſchönſten Baſilica Roms der Kirche San Paolo fuori le mura, eines überaus ehrwürdigen Gebäudes, im Süden weit vor der Stadt, in der Nähe der (bei Ueberſchwemmungen meiſtens in die Kirche tretenden) Tiber belegen. Eiſerne Gitterthüren führten zu der großen Vorhalle; das Innere ward geſchmückt durch zwei impoſante Reihen von je zweiundzwanzig canellirten korinthiſchen Säulen aus weiß und lilla geädertem Marmor, Pavonazzo genannt. Zwei koloſſale Porphyrſäulen trugen die Wölbung der Apſis; in derſelben befand ſich ein großes Moſaikbild: Chriſtus mit den Evangeliſten; ein ähnliches ſah man auf Goldgrund an dem Fronton des Eingangs; die Bruſtbilder ſämmtlicher Päpſte befanden ſich am Fries über den Säulen. Uralte bronzene Thüren, deren rohe Basreliefarbeit aus den Zeiten der wiederbelebten chriſtlichen Kunſt ſtammte, öffneten den Zutritt zu dem hinter der Kirche liegenden Kloſter mit ſeinem kleinen Garten, den ein Kreuzgang einſchloß. Die ſchönen, größtentheils gewundenen, mit Moſaik verzierten byzantiniſchen Säulchen deſſelben gewährten einen anmuthigen und zugleich prächtigen Anblick; in dem Kreuzgange ſelbſt

Digitized by Google

waren Alterthümer aufgeſtellt, die auf der Straße von Oſtia gefunden worden.

Wie hätte ich ahnen können, daß dieſer edle Bau, der Jahrhunderten getrotzt und die ganze Chriſtenheit mit Bewunderung erfüllt hatte, binnen kürzeſter Friſt ein Raub der Flammen werden ſollte! Bei einer Ausbeſſerung des Daches verfuhren die Arbeiter mit ihrem Kohlenbecken ſo leichtſinnig, daß das Sparrwerk aus Cedernholz in Brand gerieth; unaufhaltſam verbreitete ſich dieſer über die ganze Kirche. Die grandioſen Pavonazzoſäulen verkohlten zu Kalk, nur kümmerliche Reſte blieben davon übrig. Ich erlebte dieſes Unglück nicht mehr in Rom; die Trauerkunde deſſelben erreichte mich unmittelbar nach meiner Abreiſe, im Juli 1823, zu Florenz. Papſt Pius VII. überlebte den Brand der ihm ſo theueren Kirche nicht lange; wenige Wochen nach ihrem Untergange ſtarb der edle und milde Greis. Seine Nachfolger ließen San Paolo zwar langſam wieder aufbauen, doch jene Säulen aus orientaliſchem Marmor, eine Siegesbeute aus der alten Römerzeit, konnten nicht erſetzt werden; graue polirte Granitſäulen mußten ihre Stelle vertreten. Als ich im Jahre 1832 wieder nach Rom kam, war die Kirche noch im Bau begriffen; ich konnte mich jedoch nicht überwinden, die theure Stätte wieder zu betreten; es wäre mir zu ſchmerzlich geweſen*).

Die Orte, wo die Jahrtauſende alte Geſchichte Roms uns am machtvollſten entgegentritt, ſind unſtreitig die Trümmer der Kaiſerpaläſte und das Forum romanum, jetzt Campo Vaccino genannt. Jene hatten große Erwartungen bei mir erregt, die jedoch ziemlich getäuſcht wurden.

Unter hohen Bögen, zwiſchen einzelnen, ſtehen gebliebenen Stücken Mauerwerk ging es auf und ab; dazwiſchen Weinberge, Gärten, Artiſchockenpflanzungen u. ſ. w. Angenehm aber ward ich überraſcht, als ich beim Emporſteigen die (ſeitdem in ein Nonnenkloſter umgewandelte und deshalb unzugänglich gewordene) Villa Mills erreichte, welche auf den höchſten Theilen der Ruinen erbaut iſt. Hier blühen Roſen in

*) Ueber den Brand der Kirche San Paolo fuori le mura am 16. Juli 1823 ſ. auch Nippolds Lebensbeſchreibung Bunſens, I, 206.

Digitized by Google

üppiger Menge; ſie umranken die Trümmer, verſchlingen ſich zu Bögen, prangen in den Hecken und verbreiten ſich wildwuchernd zwiſchen den Blumenbeeten. Von dieſem Standpunkte aus genoſſen die Kaiſer den Anblick der Spiele, die unten im Circus maximus gehalten wurden.

Lange weidete ich mich ſinnend an der Rundſchau, dann ſtieg ich hinab nach dem alten Forum. Hier concentrirte ſich das öffentliche Leben der Staatsbürger; hier ſtanden die Tempel, deren ungeheure Trümmer wir noch jetzt bewundern; hier iſt noch die Tribüne, von der herab jene gewaltigen Reden ertönten, die das Volk zu den kühnſten Thaten hinriſſen. Im Geiſte ſah ich die römiſchen Krieger mit ihren Trophäen den Triumphzug nach dem Capitole halten; ſah die gefangenen Könige mit Ketten beladen, ein Spott des Pöbels; ſah Thusnelden geſenkten Hauptes einherſchreiten; der Zug der Prieſterinnen entfaltete ſich vor meinem inneren Auge; ich hörte das Siegesgeſchrei des römiſchen Volks. Weiter und weiter ſchweiften meine Gedanken zurück in die Vorzeit, denn hier auf dieſem Platze hatten auch Romulus und Remus einſt ihren Tempel; noch heute giebt man ein kleines rundes Gebäude ohne Säulen dafür aus, das jetzt zu einer Kirche dient.

Drei noch wohl erhaltene Triumphbögen ſteigen empor auf dieſem merkwürdigſten aller Plätze; der des Septimus Severus dicht unter dem Capitol, der des Titus am Palatin, und endlich der des Conſtantin nahe am Coloſſeum. Innerhalb des Titusbogens befinden ſich Bruchſtücke eines Hautreliefs, das den Triumphzug des Titus nach der Eroberung von Jeruſalem darſtellt; kein rechtgläubiger Jude geht darunter hinweg.

Das ungeheure, in ſeinen wichtigſten Theilen durchgehends aus wohlgefugten Quadern, im Uebrigen aus gebrannten Backſteinen erbaute Coloſſeum ſchließt gleichſam das Forum ab und überragt alle übrigen Trümmer: den Venustempel, in den ſich gegenwärtig die Kirche der Sta. Francesca Romana hineinſchmiegt; den Tempel der Fauſtina, wo jetzt San Lorenzo in Miranda; die Trümmer der Tempel des Saturn, des Jupiter tonans, der Concordia u. ſ. w. Im Coloſſeum,

Digitized by Google

auf deſſen amphitheatraliſch ſich erhebenden Steinſitzen 80,000 Zuſchauer bequem Platz hatten, fanden bekanntlich die Kampfſpiele der Gladiatoren ſtatt; der Tod vieler Märtyrer ſtempelte dieſes Amphitheater unter den Päpſten zur geweihten Stätte. Als ich dieſelbe zum erſten Male betrat, hielt ſoeben eine Prozeſſion von Mönchen ſingend ihren Umgang bei den Heiligenſtationen; eine andächtige Volksmenge kniete in der Abendbeleuchtung. — In der Mitte der Arena erhebt ſich ein hohes Kreuz, an welchem jeden Freitag ein Kapuzinermönch predigt; gleichzeitig wird links vom Eingange in einem großen Bogen Kinderlehre gehalten; in einem anderen Bogen hauſt in zierlich ausgeſchmückter Halle ein Einſiedler und lieſt Meſſe.

Zwiſchen den impoſanten Trümmern all dieſer untergegangenen Herrlichkeiten bin ich oft gewandelt; gern verſenkte ſich mein Geiſt in die Betrachtung der glorreichen Vergangenheit. — Und die Gegenwart —?

Sie wühlt die Bruchſtücke des majeſtätiſchen Schuttes aus der Erde hervor, freut ſich der aufgefundenen Broſamen und klebt ihre elenden Hütten zwiſchen die erhabenen Ruinen. Eine dürftige Allee von immergrünen Eichen ſchützt gegen den Sonnenbrand; hier ruhen neben ihren Karren und wiederkäuenden Rindern die von der Arbeit ermüdeten Landleute — ein entnervtes Geſchlecht! Raſch eilt der Wanderer vorüber, — kaum daß er einige Marmorſtückchen vom Boden aufhebt, welche die moderne Induſtrie — zu Briefbeſchwerern verarbeiten läßt!

Das Thal des Forum öffnet ſich gegen Norden zwiſchen dem Capitolin und dem Quirinal zum ehemaligen Marsfelde. Dort iſt das hehre Pantheon — jetzt meiſtens Sta. Maria della Rotonda, ſeltener ad Martyres genannt — deſſen Anblick immer wieder Bewunderung weckt. Freilich, das Frontiſpiz, bei der Erbauung mit einem ſchönen bronzenen Basrelief geziert, iſt deſſen jetzt beraubt; die Päpſte haben es theils zu dem Hochaltar von St. Peter verwendet, theils Kanonen daraus gegoſſen, und dafür die ſchöne Form des flachen Kuppeldachs durch ein paar kleine Glockenthürmchen entſtellt, die man ſehr bezeich-

Digitized by Google

nend Eſelsohren genannt hat. Die Rotunde iſt nur von oben durch ein offenes Oval erleuchtet; leider hat der hereinſtrömende Regen dem Moſaikboden merklich Eintrag gethan. Rings an der Mauer ſind jetzt in Niſchen Altäre; unter einem derſelben ruhen (neben den ſterblichen Reſten anderer großer Männer, deren Ruhm das Pantheon verewigt) die Gebeine des Großmeiſters unſerer Kunſt, des herrlichen Rafael; unweit davon diejenigen ſeiner Braut, einer Nichte des Cardinals Bibiena. Zwei Inſchriften auf Rafaels Grabe überſetzte mir der kundige Niebuhr wie folgt:

„Rafael iſt es, vor dem die Natur ſich doppelt gefürchtet,
Lebend trübt' Er ihren Sieg, aber ihr Leben im Tod.
Mit dem Lebenden bangt' um den Sieg die Mutter der Dinge,
Mit dem Sterbenden glaubt ſelbſt ſie zu ſterben dahin."

Den großartigen Kuppelbau des Pantheons, der ein ſo wundervoll in ſich geſchloſſenes Ganzes bildet, konnte ich nicht ſogleich faſſen; gleich der mächtigſten Eiche hat er Jahrhunderten getrotzt; die ſchwärzlich graue Farbe, welche ihr hohes Alter dieſen Mauern verliehen, läßt ſie nur um ſo ehrwürdiger erſcheinen. Die Menſchen, welche ſich rings umher geſchäftig bewegen, ähneln hurtigen Ameiſen; ein ſich mir immer wieder aufdrängender Vergleich, den ich zuerſt an einem Markttage zog. Denn der Platz, auf welchem jenes erhabene Bauwerk ſteht, dient zum Fleiſch-, Geflügel- und Gemüſemarkt; da ſah man Geſtelle, an denen gerupfte Hühner und Truthähne hingen; zur Seite derſelben ſtanden flache Binſenkörbchen, angefüllt mit den einzelnen Theilen der geſchlachteten Vögel, mit Hahnenkämmen, Lebern, Mägen u. ſ. w.; ſogar das Blut war aufgefangen und ward feilgeboten, ebenſo die Pfoten- und Flügelenden. (Letztere dienen der ärmeren Claſſe zur Nahrung.) Auf dem Pflaſter aufgeſtapelt erblickte man allerlei Wild, in Stücken zerlegt, wie Rehe, Wildſchweine, oft auch Stachelſchweine; daneben lagen Südfrüchte und Gemüſe in großen Haufen, beſonders Artiſchocken, zarter Salat, Endivien und Aehnliches. Meiſt waren die Verkaufsbuden mit Lorbeergewinden freundlich geſchmückt; zwiſchen dieſen las man oft an hervorragender Stelle ein mit großen Buchſtaben geſchrie-

Digitized by Google

benes Sonett, welches die Huld der Götter pries, denen man dieſe Gaben verdankte.

Wie das Aeußere des Pantheons, ſo erſchien mir das Innere des rieſenhaften Vaticans mit ſeinen unvergleichlichen Kunſtſchätzen immer auf's neue wie der Zauber eines Feenmärchens. Gleichwie am nächtlichen Firmamente die Sterne unabſehbar, in ungeheurer Menge, und alle verſchieden an Glanz und Größe aufgehen, ſo auch hier. In wundervollſter Harmonie und Schönheit zuſammengeſtellt, ſieht man in den weiten Sälen eine Perle der Kunſt nach der andern. Unbeſchreiblich war der Eindruck, als einſt Herr von Quandt nächtlicher Weile die unüberſehbare Gallerie der plaſtiſchen Bildwerke durch Fackeln beleuchten ließ. Die Statuen ſchienen Leben zu athmen, ſo frappant wirkte die düſterrothe Gluth, der hin- und herſchwankende Schatten. All das Große, das Erhabene trat doppelt ſiegreich und majeſtätiſch in die Erſcheinung, und manches früher Ueberſehene entzückte jetzt; ſo die Gruppe eines Ehepaares, das ſich die Hände reicht. Etwas Innigeres kann man kaum ſehen; Rauch hat denn auch ſpäter dieſe Idee zum Grabmale des Niebuhrſchen Ehepaars benutzt.

Ein andermal bot ſich mir vom Fenſter meines Zimmers aus unverhofft ein Schauſpiel dar, welches freilich keineswegs idealer Natur, wie das ſoeben geſchilderte, aber doch auch ſehr eigenthümlich war. Der ſchwediſche Bildhauer Byſtröm nämlich, deſſen großes Atelier ſich in der hochgelegenen Villa Malta meiner Wohnung gegenüber befand, erhielt zu einer großen Arbeit einen ungeheuern Marmorblock, den vierundzwanzig ſchnaufende, keuchende Büffel, geſtachelt von den ſpitzigen Lanzen der ſchreienden und fluchenden Treiber, mühſam den Berg hinaufſchleppten. Dieſe dämoniſch ſchwarzen, wilden Beſtien waren nicht gezähmt, ſondern man ſagte mir, ſie lebten in den pontiniſchen Sümpfen, würden aber durch Liſt und Gewalt zu Kraftanſtrengungen, welchen Ochſen und Pferde nicht gewachſen wären, dienſtbar gemacht. Die hämiſche, zurückgedämmte Wuth dieſer Büffel, ihre kleinen, tückiſchen, blutunterlaufenen Augen, ihre ſchnaubenden Nüſtern, die kühnen,

Digitized by Google

leidenschaftlichen Bewegungen ihrer Bändiger gaben ein aufregendes Schauspiel, an welchem die ganze Straße den wärmsten Antheil nahm.

Die Lebhaftigkeit der italienischen Bevölkerung ist mir überhaupt lange Zeit merkwürdig geblieben; zur Beobachtung derselben bot sich mir bei den verschiedenen Volksfesten, denen ich im Laufe meines römischen Aufenthaltes beiwohnte, wiederholt reichliche Gelegenheit. So sollte ich gleich am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1819 eine drollige Sitte der Römer kennen lernen. An diesem Tage wird nämlich, wie bei uns zu Weihnachten, für fleißige Kinder eine Art Bescheerung veranstaltet, aber der Schauplatz derselben ist die Küche, und zwar die Stelle unter dem Schornstein. Dort werden die Strümpfe, welche die Mädchen während des Jahres gearbeitet haben, an einer Leine neben einander aufgehängt und mit Zuckerwerk und Spielzeug angefüllt. Der Kinder Fleiß bestimmt also das Maß ihrer Belohnung. In den kleineren Straßen geht unterdessen ein schwarz vermummtes Wesen, die Befana genannt, mit einem Besen umher und sucht die bösen Kinder auf, um sie zu strafen. Diese Befana ist das, was bei uns zur Weihnachtszeit der Knecht Ruprecht ist. Die Kinder erschrecken und laufen davon, wenn sie die Befana erblicken; endlich aber zieht sich diese zurück und der volle Jubel der kleinen Schelme braust aus fröhlicher Kinderbrust jauchzend hervor. Beiläufig erzählt, ist der Ausruf „Befana" ein arger Spottname geworden, was ich erfahren sollte, als ich einst mit meiner Reisegefährtin durch Roms Straßen ging. Kaum hatten die Kinder den etwas auffallend mit Federn garnirten Hut der Frau von Loewenich erblickt, so schrieen sie jubelnd: »Ecco la Befana!« wiesen mit Fingern auf uns und verfolgten uns, bis wir unser bergendes Haus erreichten.

Die geistige Ausbildung der römischen Jugend schien mir nach allem, was ich in dieser Hinsicht zu beobachten Gelegenheit hatte, im Ganzen auf recht schwachen Füßen zu stehen, wozu das clericale Regiment wohl den größten Theil beitragen mochte. So meinte z. B. eines Tages die sonst höchst verständige älteste Tochter meines Hauswirths: die Greife, welche sie auf einem großen Basrelief dargestellt fand,

Digitized by Google

exiſtirten lebend in der Wirklichkeit. Daß der durch Rom fließende Strom ſich Tiber nenne, war ihr ganz neu. Und doch war ſie das Kind aus einem gebildeten Hauſe und von Natur reich begabt!

Der Wiſſenſchaft zeigte ſich die niedere römiſche Bevölkerung unzugänglich, auch wenn es ihr Verderben war; dafür lieferte ein Umſtand den Beweis, welcher einem mir befreundeten deutſchen Arzte begegnete. Dieſer kam eines Abends ganz aufgeregt in mein Zimmer. „Was iſt Ihnen?“ frage ich ängſtlich, und er berichtet: „Ich behandele ein reizendes Kind von acht Jahren, und begreife nicht, warum ſein altes Uebel ſtets von neuem ſchlimmer und ſchlimmer hervortritt. Endlich entdecke ich, daß es an einer Ueberfütterung leidet; ich beſchwöre nun die Mutter, dem Kinde kein Eſſen zu verabreichen und verordne ſtrengſte Diät. Heute komme ich abermals zu ihr und finde das Kind in den letzten Zügen. „Was iſt geſchehen?“ rufe ich beſtürzt aus. „Gewiß iſt wieder gegen mein Verbot gehandelt worden!“ „Ach, mein Gott!“ ſchluchzt die Mutter, „ich habe ja der Madonna eine Kerze gelobt, ſo ſchwer wie mein Kind, wenn ſie dieſes geſund machen wolle — mußte ich da die Kleine nicht immerwährend füttern, damit ſie recht ſchwer wurde und ich der Madonna eine ſtattliche Kerze darbringen konnte?“

Aberglauben, Unwiſſenheit, Verdumpfung und Verdummung ſind eben zu kraß in Italien; welch ein göttliches Land, und auf wie niederer Stufe ſeine Bewohner! Von dem köſtlichen Sprichworte „Bete und arbeite!“ das uns Deutſchen aus der Seele geſchrieben iſt, beherzigen Jene nur die erſte Hälfte; ſtundenlang liegen ſie vor Heiligenbildern, am Wege, in den Kirchen auf den Knieen. Alle Augenblicke fanden Prozeſſionen ſtatt; kein Feſttag war ohne ſolche zu denken.

Das erſte größere kirchliche Schaugepränge erlebte ich 1818 gleich einige Tage nach meiner Ankunft in Rom am St. Carlo-Tage, dem 4. November. Feierlich zog der Papſt in einem ganz vergoldeten Wagen in die Kirche; ein Biſchof, der auf einem weißen Zelter ritt, trug ihm ein großes Kreuz voran. Senatoren in Staatskaroſſen folgten; ihre Bedienten waren in lange, rothe, mit gelben Bändern beſetzte

Digitized by Google

Mäntel gehüllt; ein ungemein prunkhaft aussehendes Kostüm. Was war das aber im Vergleich zu dem nächsten hohen Feste, Weihnacht des Jahres 1818! Schon Tage lang vorher kündigte der heilige Christ sich an durch die Vorbereitungen der Krämer, durch herrlich aufgeputzte Conditorläden mit schönen und eigenthümlichen Süßigkeiten. Pinienkerne schienen besonders beliebt und wurden auf mannichfache Weise verzuckert dargeboten; sie waren zarter und schmackhafter als Mandeln. Die kirchliche, sehr solenne Feier begann um Mitternacht vom 24. auf den 25. Decbr. mit Glockengeläute von allen Kirchen Roms. In Santa Maria Maggiore findet eine besondere Feierlichkeit statt; eine silberne Wiege wird um 12 Uhr in Prozession herumgetragen, der sich die zahlreich auf dem marmornen Fußboden der Kirche hingelagerten Landleute andächtig anschließen. Morgens folgt dann das große Hochamt, vom Papste selbst im Quirinal abgehalten; gelegentlich desselben werden die seltensten Reliquien gezeigt, so z. B. ein Stück vom Kreuze des Erlösers, die Lanze des Longinus u. s. w. Ich hatte mich sehr früh aufgemacht, was bei dem herrschenden Gedränge unerläßlich war, und wohnte der Feier bei. In vollem, kostbarem Ornat wurde das Oberhaupt der katholischen Kirche unter einem Thronhimmel in die Kapelle getragen; würdevoll stieg der alte Mann die Stufen des Hauptaltars empor und las die Messe, umgeben von der prachtvoll kostümirten hohen Geistlichkeit. Musik und Glockengeläute erhöhten die Feier. Hier zeigte sich der katholische Cultus in würdiger Weise; anders war es in der Kirche Sta. Maria in Ara Coeli auf dem Capitol (ehemals Tempel des Jupiter), die ich noch besuchte. Ich stieg mit unzähligen Menschen die breite, weiße Marmortreppe hinan; gleich beim Eintritt sah man in der Mitte der Kirche eine Art Theater, zu welchem drei Stufen führten. Dort war die Krippe; die Madonna, eine lebensgroße Puppe in weißem Gewande mit blauem Mantel, kniete vor dem in der Krippe liegenden Jesuskinde, neben ihr Joseph in der braunen Kutte, das Kind anbetend. Die Köpfe von Ochs und Esel fehlten nicht im Hintergrunde; seitwärts aber war noch eine andere, sehr seltsame Gruppe. Eine lebensgroße weibliche Figur in dunkelrother Seidenrobe

Digitized by Google

und majeſtätiſchem Federaufſatz auf dem Kopfe, Perlenſchnüre um Hals und Bruſt, hatte einen Cavalier in ſpaniſcher Tracht zur Seite, der den Federhut in der Hand hielt; links von der Dame ſah man eine kleine weibliche Geſtalt in blumigem, buntem Stoffgewande. „Was bedeutet das?“ fragte ich erſtaunt den Kapuziner, welcher die Wache hielt. „Das iſt ja der Kaiſer Octavian und die tiburtiniſche Sibylle“ erhielt ich zur Antwort*). „Aber die Kleine neben ihr?“ „Iſt ihre Kammerzofe; ſolche Damen können dieſe nicht entbehren!“ erwiderte, würdevoll dreinſchauend, der Kapuziner zu meinem höchſten Ergötzen.

Wie ſeltſam war mir die Parallele zwiſchen dieſem theatraliſchen Pompe und der einfachen Weihnachtsfeier, welche wir deutſchen Künſtler unter uns begingen! Die römiſche Flora iſt ſelbſt im Winter reich; am Morgen, nachdem wir die Kirchen beſucht, pflückten wir daher auf der Zinne des Friedenstempels Weihnachtsſträuße von den wild dort wuchernden Levkoyen, Reſeda, Goldlack, Tazetten und Tulipanen, denen wir Epheu, Lorbeer und Myrthe hinzufügten. Abends wurde bei Frau von Schlegel ein echt deutſches Weihnachtsfeſt arrangirt; mit Hilfe ihrer Söhne, des Malers Eggers, der munteren Eliſe und der poetiſchen Auguſte Klein gelang eine gar liebliche Feier. Im großen Mittelzimmer bei Frau von Schlegel ſtrahlten in vollem Lichterglanze zwei Lorbeerbäume, welche die deutſchen Tannen erſetzen mußten; Orangen vertraten die Stelle unſerer Aepfel; unſere friſchen Blumenbouquets und römiſche Zuckerſächelchen verzierten gar anmuthig die Bäume; kleine, ſcherzhafte Gaben in dichteriſch-heiterem Gewande verurſachten noch beſonderes Ergötzen. Wendete ſich aber der Blick, ſo wurde man durch zwei herrliche, in den einander gegenüber belegenen Thüren angebrachte Transparents überraſcht. Auf dem einen, von der Hand Philipp Veits, verkündete der Engel den Hirten auf dem Felde die frohe Botſchaft; auf dem anderen, von Eggers' Hand, befand

*) Nach der Legende beobachteten am Tage, als Chriſtus geboren wurde, die tiburtiniſche Sibylle und der Kaiſer Octavian da, wo jetzt die Kirche Ara Coeli ſteht, um Mittag am Himmel eine wunderſchöne Jungfrau mit einem Knäblein im Schooße.

Digitized by Google

ſich eine Geburt Chriſti, Maria und Joſeph, das Kind in der Krippe anbetend, aber ohne den Kaiſer Octavian und die tiburtiniſche Sibylle.

Von anderen kirchlichen Feierlichkeiten, denen ich beiwohnte, war mir beſonders die am Grün-Donnerstage in einem Saale des Vaticans veranſtaltete Fußwaſchung und Speiſung der zwölf Apoſtel merkwürdig; dieſe wurden durch Pilger vorgeſtellt, welche nach Rom gewallfahrtet waren, um dort die Oſterzeit zu verleben. Eine zahlloſe Menge wohnte, wie allen dergleichen Ceremonien, ſo auch dieſer bei. Auf einer Eſtrade ſaßen die zwölf Pilger in langen, weißwollenen Gewändern und eben ſolchen Mützen; jeder von ihnen hielt einen Veilchenſtrauß in der Hand. Die Thüren öffneten ſich, und der Papſt, in langem, weißem, bis auf die Füße herab zugeknöpftem Gewande, dunkel violettem Sammetkragen und Käppchen von derſelben Farbe, trat ein. Ihm folgten zwei Diener; der eine trug weiße Tücher, der andere eine goldene Waſchſchale mit Waſſer darin. Knieend reichten ſie ihm beides, nachdem das den hiſtoriſchen Vorgang erzählende Evangelium abgeſungen worden; der Papſt bückte ſich, benetzte die Füße der zwölf Pilger der Reihe nach und trocknete ſie dann mit den Tüchern ab, welche darauf den Gewaſchenen als Geſchenk verblieben. Als die Function kaum beendet war, ſtrömte ſchon alles zu dem weit entfernten Saale, wo die Speiſung dieſer nämlichen Pilger vor ſich gehen ſollte. Auch hier waren unzählige Menſchen verſammelt. Eine lange, ſchmale Tafel war für die Zwölf hergerichtet; als ſie ihre Sitze eingenommen hatten, erſchien der Papſt. Cardinäle überreichten ihm knieend die Schüſſeln, die er dann auf die Tafel ſetzte; er legte jedem Pilger vor und ſchenkte Wein dazu ein.

Bei den verſchiedenen kirchlichen Feierlichkeiten im Vatican hatte ich wiederholt Gelegenheit, den uralten, durch beſondere Beſtimmung des Tridentiner Concils auf die Privatkapelle des Papſtes beſchränkten Canto fermo zu hören, dieſen weltberühmten Geſang, der in ſeiner jetzigen Form von Gregor dem Großen, dem Weſen nach aber aus der Zeit der Griechen ſtammen und bis heute noch keine Veränderung erfahren haben ſoll. Man muß ihn oft hören, um ſeine Schönheiten

Digitized by Google

zu erkennen. Ich vernahm in ihm, der aus dem Jahre 599 datirt, gleichsam die Uranfänge der modernen Musik in tiefen, langgehaltenen, sich wiederholenden, klagenden Accorden, ohne Accompagnement, ohne jegliche Verzierung, ja ich möchte sagen, ohne jeglichen Reiz gefälliger Melodie. Düstere, strenge Erhabenheit ist sein Charakter; es ist eine majestätische, nahezu grauenhaft ernste Musik, welche eine mächtig erschütternde Wirkung nie verfehlen kann. Aeolsharfen und Harmonikaklänge glaubt man zu hören; die Stimmen der Sänger tönen in arpeggirten Accorden so wundervoll in einander, daß man wirklich himmlischer Sphärenmusik zu lauschen wähnt.

Ein besonderes kirchliches Gepränge entfaltete sich am Charfreitage in der nicht großen, aber durch Michel Angelos Meisterwerke herrlich geschmückten Capelle Sistina; an diesem Tage sah ich den Papst und seine Cardinäle selbst des heiligen Amtes walten. Der Chor, innerhalb dessen sie fungirten, war durch ein Gitter von dem übrigen Raume getrennt; neben dem Altar stand ein großer Kandelaber mit dreizehn brennenden Kerzen, die zum Zeichen der Trauer von gelber Farbe waren. „O Jerusalem, was hast du gethan!" tönte schwermüthig der fromme Gesang; unterdessen nahte der Abend und die Dämmerung nahm zu; nach und nach flossen im Inneren der Capelle Gestalten und Formen in einander. Von den dreizehn Lichtern erlosch mit Ausnahme desjenigen, welches den Erlöser selbst bedeutete, eines nach dem andern, wie Einer nach dem Andern Christum verrieth und verließ. Allmählich trat Finsterniß und Todtenstille ein; dann aber ertönte wunderbar das Miserere von Allegri. Engel schienen ihre Stimmen in langgehaltenen, reinen Discanttönen erst leise, dann immer lauter zu erheben, den Höchsten anflehend um Erbarmen und Gnade. Endlich verhallte der letzte Ton — das letzte Licht wurde entfernt, und schweigend ging die Menge auseinander.

Ich eilte, so schnell mich meine Füße tragen wollten, nach Sanct Peters Dom, um dort die wundervolle Kreuzbeleuchtung zu sehen. Tausende von Menschen waren versammelt; dennoch bot die majestätische Kirche noch Raum genug, wie in einem Concertsaale umherzugehen.

Digitized by Google

Von der Decke herab hing ein mächtiges, ganz mit Lampen beſetztes Kreuz; der Papſt mit allen Cardinälen kniete darunter zum Gebete nieder. Durch die Lichtſtrahlen des Kreuzes wird der ungeheure Raum allein erleuchtet; eine Anordnung, welche — da alle Verzierungen der Kirche verſchwinden und die hohen, majeſtätiſchen Wölbungen rieſenhaft hervortreten — einen unbeſchreiblich heiligen Eindruck macht und ganz des hohen Geiſtes Michel Angelos würdig wäre, wenn ſie, wie behauptet wird, wirklich von ihm herrührt. Ich konnte mich glücklich preiſen, dieſen herrlichen Anblick noch genoſſen zu haben, denn da in den entfernteren und ganz dunkel gebliebenen Räumen der rieſenhaften Kirche von den allezeit pietät- und rückſichtsloſen Engländern trotz der Anweſenheit des Papſtes, welche doch hätte Achtung gebieten ſollen, Unzienlichkeiten verübt worden waren, ſo unterließ man ſpäter die Ausführung der ſchönen Feier ganz — ein leider nicht alleinſtehendes Beiſpiel, daß Rohheit die Poeſie verſcheuchte.

Mit dem Charfreitage trat plötzlich eine tiefe Stille in ganz Rom ein. Alle Glocken der Stadt verſtummten; erſt am Oſterſonntage erſchallten ſie Punct zwölf Uhr wieder von ſämmtlichen Kirchen und Thürmen. Welch herrliches Gloria! Später ertönte zur Vesper noch ein Gloriageſang in allen Kirchen. Zugleich mit dem Glockengeläut hörte man auch Freudenrufe und Jauchzen auf den Straßen, ja, wer eines Gewehrs hatte habhaft werden können, unterließ nicht, zu ſchießen. Dies Geknall bildete einen ſeltſamen Contraſt zu der früheren Ruhe.

Am erſten Oſterſonntage, den ich in Rom verlebte, holte mich in der Frühe Prinz Friedrich von Gotha zu einer Spazierfahrt ab, welche am Eingange des Petersplatzes neben den Colonaden endete; dort konnten wir die Benediction, welche der Papſt ertheilte, bequem mit anſehen. Unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg, unter dem Glockengeläute der dreihundert Kirchen Roms erſchien der Papſt mit der dreifachen Krone im feſtlichſten Schmucke auf dem Balkon der Peterskirche; er wurde auf einem Seſſel getragen und war von zahlreicher Dienerſchaft begleitet, welche große Fächer von weißen Pfauenfedern ihm zur Seite hielten; ein Geſchenk der Stadt Ravenna.

Digitized by Google

Angeſichts der Menge erhob ſich der heilige Vater und gab den zahllos auf dem Petersplatz Verſammelten, welche auf die Kniee ſtürzten, ſeinen Segen. Man rechnete, daß außer den Einwohnern Roms und den Landleuten, die herbeigeſtrömt waren, dreißigtauſend Fremde in der heiligen Stadt verſammelt ſeien. Auf dem großen Platze vor der Peterskirche ſtand Kopf an Kopf; namentlich fielen die Piffereri in die Augen: Hirten aus den Abruzzen oder der Campagna, welche in der Oſterzeit zahlreich nach Rom kommen und dort vor den Madonnenbildern in den Straßen mit Dudelſack und Pfeife in einfachen Melodieen ihre Andacht verrichten. Ablaßzettel flogen auf die Menſchenmenge herunter und wurden eifrig aufgefangen. Da unſer Wagen mit allen übrigen in der Entfernung halten mußte (auf dem Petersplatze ſtanden ſicherlich ſämmtliche Kutſchen von Rom, und doch war noch Raum für eben ſo viele), ſo konnte ich leider den Papſt nicht genau ſehen; dennoch machte es auch auf mich einen tiefen Eindruck, als ſo viele Tauſende mit Einem Schlage andächtig auf die Kniee ſtürzten, um den Segen des „Statthalters Chriſti" zu empfangen, der ihn am Oſterſonntage der ganzen Chriſtenheit ſpendet.

Am Abend verſchaffte mir Monſignore Renazzi, der Beichtvater des Prinzen Friedrich, in einem an der Engelsbrücke, St. Peter gegenüber liegenden, drei Stock hohen Hauſe einen bequemen Platz, um die Kuppelbeleuchtung von St. Peter und ſpäter die Girandola auf der Engelsburg mit anzuſehen; eine beſondere Vergünſtigung, denn nur ſehr wenige Gebäude liegen ſo, daß man von ihnen aus den Anblick beider Herrlichkeiten gleichzeitig genießen kann. Mit Sonnenuntergang begann die Beleuchtung von St. Peter; zuerſt durch Fackellicht, auch auf dem Kreuze ganz oben. Dann wurden die Gallerieen, dann unter dieſen die Fenſter der Kuppel, den Rand des Daches entlang, überall durch flammendes Fackellicht erhellt. Um ein Uhr in der Nacht erloſch dies plötzlich, und wie mit Zauberſchlage trat an ſeine Stelle die Lampenbeleuchtung. Der ganze herrliche Bau ſchien wie aus Lichtperlen auf dunkeln Grund gezeichnet. Die Lampen folgten den architektoniſchen Linien der Pfeiler, Frieſe, Fenſter, Gallerieen, Rippen der Kuppel; ein

Digitized by Google

Feenpalaſt, mit dem Strahlenkreuze geſchmückt, ſchien in der Luft zu ſchweben. Sogar der obere Rand der Colonaden — auf welchem Bildſäulen ſtehen, die durch die hin und her hüpfenden Lichtreflexe Leben zu athmen ſchienen — war von Lampen umſäumt. Zwei Stunden ſpäter wurde das Feuerwerk auf der Engelsburg angezündet, deren Localität, ein rundes, mehr breites als hohes Gebäude, ſich beſonders dazu eignete. Das großartige Schauſpiel begann mit zahlloſen Raketen, die im Steigen einen fächerartigen Pfauenſchweif bildeten. Bald ſchienen feurige Waſſerfälle über die runden Mauern der Burg hinabzuſtürzen, bald hatte es den Anſchein, als ſei ſie von glühenden Feſtons und Blumenſträußen umzogen; die wunderbarſten Flammengebilde wechſelten mit einander ab, und der Schluß war, wie der Anfang, eine großartige Girandola, aus welcher beim Erlöſchen ein koloſſaler Erzengel Michael in rother Gluth ſichtbar wurde. Die Pracht dieſes Feuerwerks wurde noch dadurch erhöht, daß es ſich in dem hart vorüberfließenden Tiberſtreme wiederſpiegelte.

Wenige Monde ſpäter, im Juni, genoß ich abermals durch die Güte des Prinzen von Gotha eine ſeltene Vergünſtigung. Er lud mich nämlich ein, mit ihm nach St. Peter zu fahren, um der majeſtätiſchen Feier des Corpus domini beizuwohnen. Wir ſtiegen bei den Colonaden aus und nahmen zwiſchen denſelben einen erhöhten Platz ein, von welchem aus man die vorbeiziehende Prozeſſion vortrefflich ſehen konnte. Der Fußboden zwiſchen den Colonaden war mit Blumen beſtreut, zwiſchen den Säulen hingen Laubgewinde. Unter dem Glockengeläute von allen Kirchen Roms und dem Kanonendonner von St. Angelo begann der Zug. Die Geiſtlichkeit der fünf Baſiliken Roms eröffnete ihn; vor jeder Abtheilung derſelben wurde ſtatt der Fahne eine Art von Schirm getragen, der aus breiten Streifen von Goldbrokat und dunkelrothem Sammet zuſammengeſetzt war. Dieſe Stoffe waren der jährliche Tribut der Juden für die Erlaubniß, in Rom wohnen zu dürfen, und dafür war ihnen das Ghetto eingeräumt: ein Gewirr ſchmutziger Straßen mit himmelhohen Häuſern, welches allabendlich geſchloſſen wurde. — Den Anfang der Prozeſſion machte der Lateran,

Digitized by Google

als die Mutterkirche Roms; dann folgten die zahllosen Mönchsorden mit ihren gemalten oder gestickten Oriflammen, die Klosterbrüder hielten brennende Kerzen in den Händen und sangen Psalmen. Ihnen wiederum folgte der griechische Patriarch mit seinen Geistlichen; er trug eine Krone wie die der alten Kaiser, und ein langes, bis zu den Füßen herabwallendes, vorn offenes Stoffgewand, in dessen breite Ränder Figuren von Heiligen in bunter Seide eingestickt waren. Ihm schlossen sich die Cardinäle an; sie hatten weiße, zugespitzte Bischofsmützen auf den Häuptern und trugen ganz goldstoffene Meßgewänder über weißen Unterkleidern mit breiten Spitzen. Den Cardinälen reihte sich die Dienerschaft des Papstes an, in carmoisinrothen Sammet und eben solche Seide gekleidet; auf rothsammtenen Kissen mit Goldquasten wurden die dreifache Krone des Papstes und die goldenen Schlüssel Petri getragen. Endlich erschien, ehrwürdig anzuschauen, der Papst selbst, auf erhöhtem, mit Teppichen behangenem Gerüste knieend, von seinen Offizianten getragen, während er mit beiden Armen die Monstranz umfaßte, welche die heilige Hostie barg. Sein Kopf war nur mit einem kleinen, weißen Käppchen bedeckt; die ganze Gestalt umgab ein weites, weißes Stoffgewand, das selbst die Hände verhüllte. Ein reicher Baldachin wurde über ihn gehalten. Den Beschluß machten die Leibwachen zu Fuß und die Schweizer in mittelalterlicher Tracht mit Helm und Hellebarden; Pagen, gekleidet wie die Schweizer, nur mit Baretten statt der Helme versehen, gingen dem Baldachin zur Seite. Das Ganze bot ein pomphaftes Bild; hauptsächlich imponirte der griechische Patriarch mit seinem langen, weißen Barte. Die Harmonie des Festes wurde nur durch einen einzigen Mißton gestört, nämlich durch das zerlumpte Aeußere der Landleute, welche den Platz füllten und einen grellen Contrast zu all dem Glanze bildeten, in welchem der Clerus auftrat. Später mußte ich erfahren, daß unsere geputzten Bauern ärmer sind, als diese dürftig, aber malerisch aussehenden Italiener, die unter dem herrlichen Klima nicht zu säen und nicht zu ernten brauchen, der liebe Herrgott ernährt sie doch.

Ich habe erzählt, wie ich den Papst bei hohen Feierlichkeiten sah.

Digitized by Google

Oftmals begegnete ich ihm aber auch, wenn er ſeine tägliche Spazierfahrt machte, wobei ihn eine reitende Leibwache begleitete. Wenn Pius VII. ſich zeigte, ſtürzte alles auf die Kniee, um ſeinen Segen zu empfangen, den er während des Fahrens aus den Wagenfenſtern, ſowie beim Auf- und Niederſchreiten an ſchattigen Stellen, wo er halten ließ, Jedermann ertheilte. Er trug meiſtens ein bis zu den Füßen zugeknöpftes Hauskleid von weißem Caſimir, mit einer Pellerine von dunkelroth-violettem Sammet. Sein Haupt bedeckte ein Käppchen von gleichem Stoff und gleicher Farbe; die noch dunkeln, weichen, ſanft gelockten Haare quollen darunter hervor. Seine Geſtalt war klein, das Geſicht ſehr mager und blaß, mit ungemein ſanften, braunen Augen, in denen ein wahrhaft frommer Ausdruck lag — der Spiegel ſeines Inneren. Einen Beweis ſeiner milden Geſinnung gab er einſt bei ſolchem Spaziergange einem deutſchen Künſtler, einem trotzigen Geſellen, der, während alle Anweſenden die Kniee vor dem Kirchenoberhaupte beugten, den Hut auf dem Kopfe, herausfordernd ſtehen blieb. Papſt Pius ging freundlich auf ihn zu und ſagte: „Der Segen eines alten Mannes kann niemand etwas ſchaden, ich gebe ihn dir!“ Der junge Menſch ſtürzte wie vom Donner gerührt auf die Kniee*).

Einmal — und zwar am 10. Januar 1819 — führte mich auch eine nicht grade religiös zu nennende Angelegenheit in ein Gotteshaus, nämlich in die Kirche Santa Maria Maggiore, wo die ſterblichen Ueberreſte der dahingeſchiedenen Königin Chriſtine von Spanien aus-

*) Nach einer von Friedrich Hofmann erzählten Mittheilung Friedrich Rückerts war der deutſche Künſtler, welcher dieſe Begegnung mit Pius VII. hatte, der Kupferſtecher Carl Barth. Rückert meinte, derſelbe ſei „nicht fähig geweſen, dieſen Trotz gegen eine religiöſe Sitte aus einem unlauteren Beweggrunde auszuführen. Er that es aus der innerſten Wahrhaftigkeit ſeines Weſens; des Papſtes wegen die Straße meiden hieß ihm ſo viel, als vom graden Wege abweichen aus Feigheit oder Falſchheit. Und ebenſo war es nicht Schwachheit, die ihn vor dem Papſte niederwarf, ſondern die Wahrhaftigkeit ſeines Herzens gebot es ihm.“ (Gartenlaube 1866, No. 7.) Uebrigens verſichert Ernſt Förſter („Peter von Cornelius“, I, 202), Cornelius habe ihm den Vorfall ſo berichtet, als ſei dieſer Rückert ſelbſt begegnet.

Digitized by Google

geſtellt waren. Schwarzer, mit ſilbernen Lilien beſtickter Sammt bekleidete Säulen und Wände der Kirche. Angethan mit dem königlichen Prunke, im Silberſtoffkleid, mit Hermelinmantel und Krone, ruhte die todte Majeſtät auf einem ſchräg abfallenden Katafalk, der ebenfalls eine ſchwarzſammtene Draperie hatte. Die Quaſten an den Zipfeln derſelben wurden von vier Prinzen von Geblüt gehalten. Die von Statur kleine Königin nahm ſich in der koloſſalen Kirche wie eine Puppe aus. Am Morgen des genannten Tages war die Schauſtellung zu Ende; um Mittag wurde die Leiche nach der Peterskirche übergeführt, in deren Krypta ſie ruhen ſollte. Mit dem Schlage zwölf ſetzte ſich der feierliche Leichenzug, dem zur Aufrechthaltung der Ordnung ein Trupp Bewaffneter voranritt, unter fortwährendem Glockengeläute in Bewegung; eine Trauermuſik erſchallte, zahlloſe geiſtliche Orden, die Brüder Fahnen und brennende Kerzen in der Hand, führten ihn an. Der Träger des Kreuzes, in weißem Gewande mit rother Stola und rundem, von beiden Seiten aufgekrempten Hute, ritt auf einem weißen Maulthier. Dieſes wurde geführt von zwei päpſtlichen Dienern, die in kurze Ueberwürfe von carmoiſinfarbenem Damaſt gekleidet waren. Dann folgte die reich behangene Bahre mit der noch immer auf dem Paradebette prangenden königlichen Leiche. Unmittelbar dahinter ritten Fürſtlichkeiten und Cardinäle (dieſe zu Mauleſel) im größten Pomp; dann ſah man auf einem Wagen den leeren Sarg, welcher in der Peterskirche die ſterbliche Hülle der Königin aufnehmen ſollte. Er war mit einer goldſtoffenen Decke behangen; ein reich verzierter Thronhimmel erhob ſich darüber. Eine zahlloſe Wagenreihe mit dem Hofſtaat und der Dienerſchaft der Königin ſchloß ſich an; in jedem Wagen ſaß immer nur eine Perſon; die letzten Kutſchen waren leer. Als ich den Zug langſam ſich hatte entfalten und die Kirche verlaſſen ſehen, ging ich nach Hauſe, aß gemüthlich zu Mittag und pflegte der in Rom doppelt nothwendigen Sieſta. So war faſt drei Uhr herangekommen; das fortdauernde Glockengeläute bezeugte indeſſen, daß der Zug noch immer in Bewegung ſei. Ich eilte deshalb, ihm nochmals zu begegnen, und war ſo glücklich, nahe bei Sanct Peters Dom auf einem Karren einen erhöhten Platz zu

Digitized by Google

erobern, wo ich das prunkhafte Bild nochmals an mir vorbeiziehen ſah. Gegen fünf Uhr verkündete der Donner der Kanonen von der Feſtung St. Angelo, daß der Zug in der Peterskirche angelangt war. Hier geruhte die Majeſtät zu bleiben, und der bis jetzt in ſämmtlichen Functionen mit aller Strenge fortdauernde Hofdienſt wurde damit aufgehoben. Jeden Morgen hatten nämlich Arzt, Friſeur, Hofdamen, Kammerfrauen, Haushofmeiſter und Stallmeiſter ſich nach den Befehlen Ihrer Majeſtät erkundigen müſſen, wie wenn die Königin gelebt hätte. Die Antwort war jedesmal geweſen: „Ihre Majeſtät ruhen.“ Die Küche war wie gewöhnlich beſtellt worden, die Pferde ſtanden angeſchirrt. Der kurz vor dem Tode der Königin in deren Dienſt getretene Friſeur hatte nur dreimal die Ehre gehabt, die hohe Frau zu friſiren; dennoch erhielt er, wie alle übrigen Hofdiener, eine königliche Penſion.

Hatte ſolchergeſtalt eine todte Majeſtät mich und meine Kunſtgenoſſen, ja, die ganze Stadt in Bewegung geſetzt, ſo ſollte alsbald eine lebendige das Gleiche thun: man erwartete nämlich den Kaiſer Franz I. von Oeſterreich zum Beſuche in Rom. Als dies bekannt wurde, geriethen alle deutſchen Künſtler in Athem; ſie wollten eine Ausſtellung für den Monarchen veranſtalten. Frohe Erwartung regte ſich in der Künſtlerbruſt: ein Deutſcher Kaiſer wird Deutſche Kunſt in Rom zu würdigen wiſſen, ſo hoffte man. — Wie bitter ſollte man ſich getäuſcht haben!

Am 3. April 1819 traf der Kaiſer ein; die Ausſtellung der deutſchen Bilder im Palazzo Caſſarelli wurde am Tage ſeiner Ankunft für das Publikum eröffnet. Die Cartons zu den Frescobildern der Caſa Bartholdina und der Villa Maſſimi bildeten die Hauptzierde derſelben. Mein beſcheidener Beitrag beſtand in dem Portrait meiner Freundin Fanny Caspers, welches an paſſender Stelle eine gute Unterkunft gefunden hatte.

Am Tage nachdem der Kaiſer angelangt war, wurde ihm zu Ehren im Vatican eine Cantate aufgeführt. Eine Freundin und ich, wir hatten durch Niebuhr eine Einladung zu dieſer Feſtlichkeit erhalten. Da wir uns etwas verſpätet hatten, ſo kamen wir athemlos an; die hohen

Digitized by Google

Flügelthüren öffneten ſich, und wir erblickten zu unſerer Beſtürzung in einem zauberhaft beleuchteten Saale eine glänzende Verſammlung reich geſchmückter Damen und decorirter Herren. Unſere Verlegenheit ſteigerte ſich noch, als der Portier beim Eintreten ganz laut in den Saal hineinrief: »Signora Luigia Seidler, pittrice tedesca!« Wie Donner hallte dies Wort an meine Ohren. Die arme, ſchüchterne Malerin im ſchwarzen Kleidchen trat erſchrocken mit niedergeſchlagenen Augen zur Seite, ohne ſich weiter vorzuwagen; ſie ließ die Aufführung gern im Stich, als der Eintritt des Kaiſers mit Gefolge das Hinausſchlüpfen unbemerkt möglich machte.

Der Kaiſer hatte die Muſik im Vatican „kunſtſinnig" gebilligt — wir hofften alles von ſeinem Beſuche unſerer Ausſtellung. Mühe und Sorgfalt hatten wirklich etwas bedeutendes zu Stande gebracht, und mit Stolz blickten wir auf die großartigen Schöpfungen deutſcher Kunſt. Sämmtliche Gemälde erſchienen durch Gegenſatz und Beleuchtung gleichſam in wahrer Geſtalt; vor allem ragte die „Religion" von Philipp Veit hervor, eine edle hohe Geſtalt, für eine Lünette im Vatican beſtimmt. Das Colorit, der Charakter, der erhabene Ausdruck ließen nichts zu wünſchen übrig; die Cartons zur Caſa Bartholdina und theilweiſe zur Villa Maſſimi gewannen bei näherer Beſchauung immer mehr; ebenſo befriedigte Wilhelm Schadows Portrait von Thorwaldſen, von ſich ſelbſt und ſeinem Bruder, dem Bildhauer Rudolph Schadow, welcher letztere ſeinerſeits eine Spinnerin und ein Mädchen, das ſeine Sandalen bindet, in Marmor ausgeſtellt hatte. Wach producirte u. A. eine treffliche Copie der Viſion des Ezechiel nach Rafael; Bernhard, Rehberg und Röſel tüchtige Zeichnungen, Catel einige ſeiner vorzüglichſten Landſchaften u. ſ. w. Im Ganzen enthielt der Katalog 178 Nummern und die Namen von 48 Malern, einer Malerin (welche ich ſelber war), von ſieben Bildhauern, vier Kupferdruckern und zwei Erzgießern*).

*) Datirt „Rom, Mai 1819" gab in der Augsb. Allg. Ztg. Salomon Bartholdy einen Bericht „über die Kunſtausſtellung im Palaſte Caffarelli zu Rom im April 1819", wieder abgedr. b. Dorow, „Denkſchr. und Briefe zur Charakteriſtik d. Welt u. Literatur", III, 116 fg. Der ſtarke Ausfälle gegen die

Somit konnten wir uns ſagen, daß das Ganze würdig und ſtattlich erſcheine, und wohl durfte uns das Herz in freudiger Erwartung höher ſchlagen. Aber — der Kaiſer beſah „holter“ nur einmal flüchtig dieſe Ausſtellung, und es erfolgte kein Zeichen irgendwelcher Theilnahme, wogegen ſpäter italieniſche Künſtler gewinnbringende Beſtellungen, und Franzoſen Orden erhielten. Der gute Kaiſer hatte freilich ſo wenig Sinn für wahre Kunſt, daß er gelegentlich eines Beſuchs bei Thorwaldſen dieſem auf die Achſel klopfte und ausrief: „Brav! Brav! Schaun's — man ſieht holter, daß Sie ein fleißiger Schüler von dem Canova ſind!“ Tags darauf kam auch ein alter General aus des Kaiſers Gefolge zu Thorwaldſen, fragte, ob dieſer bei Canova „gelernt“ habe und verſprach ihm dann ſehr huldreich ſeine Protection.

Noch einige andere Anekdoten förderte Kaiſer Franz zu Tage; ſo z. B. hatte er von den in Italien ſo oft vorkommenden Weinrebenfeſtons an den Landſtraßen den Glauben gehegt, dieſelben ſeien expreß für ihn angefertigt, und eine große Freude über dieſe ihm erzeigte „Huldigung“ ausgedrückt. Auf dem Petersplatz erregten die dreißig Fuß hoch ſpringenden Fontainen ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Nachdem er ſich eine Weile in ihre Betrachtung vertieft, rief er ſeiner Begleitung zu: „Schön! ſchön! i hob nun g'nug g'ſchaut; laſſen's die Waſſer alleweil' nur wieder ab!“ Er ahnte nicht, welche Fluthen Roms antike Waſſerleitungen ſpenden und hielt auch dieſe rieſigen Fontainen für improviſirt.

So verging der Frühling und ein Theil des Sommers vom Jahre 1819 — bald war ich acht Monde in der ewigen Roma. Da beſchloß ich, eine Tour nach Neapel zu unternehmen, wohin Frau von Loewenich mir ſchon vorangegangen war; ſie hatte mir Wunderdinge von der herrlichen Stadt geſchrieben und meine Sehnſucht nach derſelben geweckt. In Begleitung einiger Freunde (unter denen der Schweizer Landſchafts-

„Nazarener“ enthaltende Aufſatz ſcheint unter den deutſchen Künſtlern in Italien viel böſes Blut erregt zu haben, wie ſich aus den ſcharfen Aeußerungen über denſelben bei Schinz (Tgbch. 28. Aug. 1819) ſchließen läßt.

Digitized by Google

maler Salathé und der treue Schinz) machte ich mich denn im Juli auf den Weg — „Neapel ſehen und nicht ſterben!“ war die Loſung.

Wir hatten einen ſchriftlichen Accord mit einem Vetturin gemacht, der uns in drei und einem halben Tage nach Neapel zu bringen, ſowie unterwegs für Nachtlager und Koſt zu ſorgen ſich anheiſchig machte; die Perſon zahlte dafür zehn Scudi. Morgens drei Uhr raſſelte der koloſſale, ſchwer bepackte und mit vier ſchellenbehangenen Maulthieren beſpannte Wagen an meiner Hausthüre vor, aber erſt gegen acht Uhr fuhren wir zum Thore hinaus; ſo lange ließen die übrigen Paſſagiere, beſonders diejenigen, welche den Bock einnahmen, auf ſich warten. Welche Geduldsprüfung für die Reiſenden! Unerträglich im Vergleich zu der unaufhaltſamen Pünktlichkeit der Eiſenbahnen.

Im Schneckenſchritt gelangten wir Mittags zwölf Uhr nach Albano — eine Strecke, die man mit guten Pferden in zwei Stunden zurücklegen kann. In der Poſt, die zugleich Gaſthof war, ward nun gemüthlich ausgeruht und Mittag gemacht; endlich ging es langſam weiter nach Genzano und von da an bewaldeten Bergketten vorüber nach Velletri, einer auf einem kleinen Hügel maleriſch gelegenen Stadt, wo das erſte Nachtquartier gemacht werden ſollte. Wer beſchreibt aber unſer Entſetzen, als bei einbrechender Dämmerung unſer Vetturino plötzlich ein Zetergeſchrei: »Ladri! Ladri!« ausſtieß. Zugleich ſtürzten die Pferde wie raſend vorwärts. „Was giebt's?“ riefen wir Alle voll Entſetzen wie aus Einem Munde, und das Haar ſträubte ſich uns empor. „Nichts! Gar nichts!“ verſetzte der Kutſcher ruhig; „ich habe meine Pferde abgerichtet, daß ſie auf dieſen Ruf tüchtig zu laufen beginnen, und da ſie anfingen, matt zu werden, wollte ich ſie ſtacheln, damit wir Velletri bald erreichen.“

Wir wußten nicht, ſollten wir lachen oder ſchelten. Ich glaube, wir thaten beides, jedenfalls aber waren wir froh, nicht wirklich von Räubern bedroht geweſen zu ſein.

Uebrigens lebte die Furcht vor Spitzbuben nicht bloß in unſerer Einbildung; die Unſicherheit der Umgegend Roms war zu jener Zeit in der That ſehr groß. Hatte doch ſoeben erſt unſer Reiſegefährte, der

Digitized by Google

brave Maler Salathé, wirklich die unliebſame Bekanntſchaft mit Räubern gemacht! Freilich war ſein romantiſches Abenteuer noch gut abgelaufen, aber beängſtigend genug war der Gedanke an daſſelbe doch. Eigentlich war es auf den Baron Rumohr abgeſehen geweſen, der ſchon mehrere Jahre hintereinander während der heißen Jahreszeit einen Sommeraufenthalt in der Umgegend von Olevano gewählt hatte. Dies Städtchen liegt etwa dreizehn Stunden von Rom maleriſch auf einem der höchſten Gipfel des Sabinergebirges; die Straßen laufen eng und ſteil übereinander, nur der Markt bildet einen freien Platz, auf dem die Kirche ſteht. Die Stadt wird beherrſcht von einem alten, zerfallenen Caſtell; unweit von dieſem lag völlig einſam das kleine Caſino, welches Baron Rumohr bewohnte. Es gehörte armen Landleuten und war dürftig eingerichtet, aber die prachtvolle Ausſicht entſchädigte für den Mangel an Comfort. Oft lebten hier Landſchaftsmaler bei dem Baron, um die Gegend zu ſkizziren; das Gerede, dieſelbe ſei durch Räuber ſehr unſicher, focht die leichtblütigen Künſtler um ſo weniger an, als ſich längere Zeit keine Spur des Geſindels gezeigt hatte. Auf einmal jedoch lockten die Gerüchte von dem Reichthum des Barons daſſelbe herbei. Eines Tages erſchienen während eines ſtarken Gewitters drei verwegene Geſellen vor Herrn von Rumohrs Hausthür; einer hielt Wache, zwei ſprangen die Treppe hinauf und fragten dreiſt nach dem Baron, der ihnen in leichter, läſſiger Sommerkleidung zufällig entgegentrat. Er durchſchaute ſofort den Sachverhalt, antwortete aber kaltblütig mit ruhiger Gelaſſenheit: „Ich weiß nicht, wo Herr von Rumohr iſt, ich werde ihn rufen.“ Die Räuber hielten ihn für einen Diener, und dies gab ihm Friſt, zu entfliehen. Unterdeſſen war der Maler Salathé jenem Wächter in die Hände gefallen und von ihm gepackt worden, da er ihn trotz der gegentheiligen Betheuerungen des Sohnes des Wirthes von Olevano, Namens Baldi, der aus unzeitiger Neugier dem Vorgange zuſah, für den Baron hielt. Nun durchſuchten die Spitzbuben das ganze Haus; als ſie den Baron nicht fanden, erkannten ſie ihren Irrthum, geriethen in grenzenloſe Wuth und ſchleppten ſtatt des Herrn von Rumohr den Wirthesſohn,

Digitized by Google

der auf dieſe Weiſe ſeinen Vorwitz höchſt unliebſam büßen mußte, und den Maler gebunden fort, mit der Drohung, ſie Beide zu tödten, wenn nicht das Löſegeld, 2000 Scudi für jeden von ihnen, herbeigeſchafft würde. Kaltblütig ſagte ihnen Salathé, alle ſeine Freunde und Verwandte ſeien gleich ihm ſelbſt zu arm, um nur das geringſte zu zahlen. Der Wirthsſohn dagegen ſchrie wie ein kleines Kind. So gelangten ſie, Berg auf, Berg ab, bis zu einer Höhle, wo noch andere Räuber hauſten, welche grade allerlei Beute durchſuchten, bei welcher ſich auch ein Medaillon mit einem Damenportrait befand. Salathé blieb ganz ruhig; die fremdartige Gruppe feſſelte ſein Künſtlerauge ſo, daß er gelaſſen das Skizzenbuch aus ſeiner Taſche zog und die Räuber zu zeichnen begann. Dieſer Gleichmuth imponirte ihnen dergeſtalt, daß ſie ihm ein über das andere Mal ein enthuſiaſtiſches „Bravo! Bravo!" zuriefen, Kunſtſtücke mit ihren Meſſern, an denen noch Blutſpuren klebten, ausführten — ſie warfen die Meſſer z. B. ſo in die Höhe, daß dieſelben beim Herabfallen ein Stückchen Papier aufſpießten — und ſich überhaupt ſehr artig gegen Salathé betrugen, dem ſie fortan die beſten Biſſen und den erſten Trunk gaben. Dafür mußte er ihnen aus Gebetbüchern, welche von den Einwohnern Olevanos requirirt wurden, vorbeten, wobei die Räuber voll Erbauung, ja, Zerknirſchung, in ſich gekehrt und zum Theil weinend, zuhörten. Die angefertigten Skizzen, über welche ſie ſehr erfreut ſchienen, ſteckten ſie ſorgfältig zu ſich, indem ſie Salathé ſogar einluden, ganz bei ihnen zu bleiben; er ſolle ein bequemes Leben haben. Den ſchreienden und wimmernden Baldi dagegen behandelten ſie auf das verächtlichſte, drohten ihm und zückten wie zum Spott die Meſſer auf ſeine Bruſt. Ein junger Schäfer, welcher Lebensmittel brachte, wurde von dem Hauptmann der Bande, Namens Nicola, nach Olevano in das Caſino geſchickt, um zu erklären, daß, wenn nicht binnen drei Tagen für jeden der Gefangenen 2000 Scudi unter einem beſtimmten Steine lägen, dieſelben ihr Leben verlieren würden. Bei dieſer Nachricht gerieth der arme Vater des gefangenen Baldi außer ſich; er begab ſich zum Baron von Rumohr, ſtürzte ihm zu Füßen und beſchwor ihn, ſeinen Sohn zu

Digitized by Google

retten, da er selber unmöglich die Summe aufbringen könne und der Baron ja gleichsam der Urheber des Unglücks sei. Wirklich schaffte Herr von Rumohr großmüthig fast die ganze geforderte Summe herbei; für den Rest nahmen die Räuber silberne Löffel und Uhren, welche ihnen die Familie des Gefangenen anbot. Als das Geld für Baldi erlegt worden war, gaben die Räuber diesem auf die verächtlichste Weise mit Fußtritten die Freiheit; den Maler Salathé dagegen hatten sie bereits ohne Lösegeld losgelassen, ihn ob seines muthigen Benehmens ihrer Freundschaft versichert, ihm Gottes Segen gewünscht und die Hoffnung ausgedrückt, ihm bald auf der Landstraße nach Neapel zu begegnen. Ja, sie küßten ihn beim Abschiede, sagten, er solle in Frieden ziehen und gaben ihm noch einen Scudo Reisegeld mit.

Diese damals noch ganz frische Begebenheit*) kam uns Allen bei dem plötzlichen Geschrei unseres Kutschers lebhaft in den Sinn, was zur Hebung der Stimmung begreiflicher Weise nicht beitrug. Ich läugne nicht, daß ich mich oft scheu auf der Landstraße umsah, ob sich nicht trotz eines sehr strengen Edictes, welches der Papst in Folge des durch Salathés Abenteuer verursachten, gewaltigen Aufsehens unlängst erlassen hatte, doch wieder Räuber zeigten. Gottlob war indessen meine

*) Sie hat sich, wie aus Schinz Tgbch. erhellt, am 18. Juni 1819 zugetragen. Salathé blieb zwei Tage in der Gewalt der Räuber. Zu Rom traf er am 21. Juni wieder ein, „etwas schwach" berichtet Schinz, „und er sollte wenig reden, doch erzählte er viel Empörendes, namentlich von dem Geishirten, der den Kerlen Weg und Gelegenheit gezeigt. Dieser, ehemals in Diensten des Wirths von Olevano, hatte demselben Wein gestohlen und war deshalb bestraft worden; nun machte er aus Rache die Räuber auf den jungen Baldi aufmerksam." Am 24. Juni feierten Salathés Freunde „ein allgemeines Freudenfest, den vermißt Gewesenen wohlbehalten wieder zu haben." Außer Salathé verweilte noch der Historienmaler Rambour zur Zeit des Ueberfalls bei Herrn von Rumohr; es gelang ihm jedoch, durch eine Hinterthür in's Freie zu kommen. — In der Zeitung f. d. elegante Welt, 1819, No. 165 (vom 23. August) — 169 steht unter dem Titel „Der Maler Salathé von Räubern entführt; ein Vorfall aus den letztverflossenen Tagen" von F. L. B. eine ausführliche Erzählung des Abenteuers, theilweis wieder abgedr. in W. Müllers „Rom, Römer u. Römerinnen" (Berlin, 1820), II, 248 fg.

Furcht vergebens; wir erreichten, auf der ehemaligen via Appia quer durch die berüchtigten pontiniſchen Sümpfe ziehend, deren Gifthauch unter dem ſchönſten Blumenteppich hervorquoll, und die durch zahlreiche Heerden wilder Büffel belebt wurden, über Terracina und Capua das erſehnte Neapel ohne den geringſten Unfall.

So müde ich auch bei meiner Ankunft war: kaum wenige Minuten Raſt gönnte ich mir in dem kleinen Gaſthofe, wo wir Herberge genommen hatten; es trieb mich, ſogleich eine Wanderung durch die Stadt anzutreten. Schinz, Salathé und einige andere Reiſegefährten ſchloſſen ſich mir an.

Bald erreichten wir Santa Lucia, eine breite Straße hart am Meere, wo alle Erzeugniſſe der See, frutti del mare genannt, feilgeboten wurden. Da ſah man nächſt den gewöhnlichen Seefiſchen und den auch bei uns bekannten Krebſen bunte, Schlangen ähnliche Aale, Seeſterne mit beinahe fußlangen Armen, Seepferdchen, Canaliten (lange, ſchmale, wie Meſſerſcheiden geformte Muſcheln, aus deren oberem Ende das Schalthier bisweilen in der Geſtalt einer orangefarbenen kleinen Zunge hervorguckt, um dann ſogleich gierig von den Fiſchern abgebiſſen zu werden), Seekaſtanien, welche ihren Namen mit Recht führen, denn ihre Schale, braun und ſtachlicht, birgt ein dunkelgelbliches Thier. Es iſt eine ganz neue Welt der merkwürdigſten Geſchöpfe, die ſich hier aufthut.

Am Hafen erregte vor Allem der Wald von Maſten der hier ankommenden Schiffe meine Bewunderung; ungemein impoſant erſchien mir ein rieſiges Linienſchiff, welches die anderen Fahrzeuge gleich Vaſallen umgaben. Dampfböote gab es damals noch nicht; ein Linienſchiff wie das, welches ich ſah, galt als Triumph der Schiffsbaukunſt.

Unter der auf den Hafendämmen ſich drängenden und treibenden Menſchenmenge fehlte auch der Improviſatore nicht, der, aus Taſſo recitirend, viele Zuhörer um ſich verſammelte. Vor allem aber feſſelte mich das lebendige und bunte Treiben der Matroſen; ſie vollbrachten ihre Arbeiten unter beſtändigem Jauchzen, Schreien und Lärmen. Beſonders wohl gefiel mir das Aus- und Einladen ungeheurer Maſſen

Digitized by Google

von Orangen, Melonen, Feigen, Apfelſinen und ähnlicher Früchte; Leben und Bewegung entfaltete ſich bei dieſer Thätigkeit der munteren Leute. Mit Vergnügen verweilte ferner das Auge auf den muskulöſen, aber doch feinen Geſtalten der Lazzaroni, welche hier Netze auswarfen, dort zappelnde Fiſche ans Land zogen, an einer andern Stelle Kähne ausbeſſerten oder Netze flickten — überall von Frau und Kind begleitet, welche der Arbeit des Mannes meiſtens müſſig zuſchauten. Nach und nach hüllte Dunkelheit das ganze zaubervolle Bild ein; nur einzelne kleine Feuer — auf den Schiffen und am Strande von Fiſchern entzündet, welche daran Mais zur Abendmahlzeit röſten wollten — warfen zitternde Streiflichter; bis der Mond aufging und eine anfangs ſchmale, dann immer breiter werdende flimmernde Lichtſtraße auf den Wellen zog. Im Hintergrunde aber krönte der Veſuv durch ſeine prächtige Feuerſäule das Ganze zum wunderbarſten Nachtſtück. Faſt geblendet von all den Eindrücken, die ſich meinem Auge dargeboten hatten, kehrte ich heim zu meiner Herberge, die Bruſt geſchwellt von einem Gefühl des Unendlichen, das ich am Meere empfand, ſo oft ich es ſah.

Am nächſten Morgen machte ich Frau von Loewenich, die bei ihrem in Neapel anſäſſigen Bruder wohnte, einen Beſuch. Ich traf ſie nicht zu Hauſe, allein Herr Heſtermann (ſo hieß der Bruder) empfing mich mit ausgeſuchter Grandezza, ſeine kleine, hübſche Frau, eine Neapolitanerin, mit Herzlichkeit. Heſtermann war ein eigenthümlicher Kauz; um reich zu werden, hatte er bereits die tollſten Speculationen unternommen, die aber faſt alle geſcheitert waren. Unter Anderem hatte er die nahe Felſeninſel Niſita, auf welcher nur ein Hoſpital für anſteckende Kranke erbaut war, an ſich gebracht in der Abſicht, dieſelbe mit Pflanzen und Thieren fremder Zonen zu beleben und eine Sehenswürdigkeit erſten Ranges daraus zu ſchaffen. Aber die Thiere ſtarben und die Pflanzen gingen aus; von der ganzen Herrlichkeit blieb nichts übrig, als die Karten und Pläne der Inſel (welche faſt den einzigen Wandſchmuck des Heſtermannſchen Salons bildeten), und — der ſtolze Titel eines „Prinzen von Niſita", den ſich der Speculant aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt. Noch immer geberdete er ſich wie ein

Digitized by Google

Theaterkönig, ſprach pathetiſch und ging gravitätiſch. Uebrigens war er eine ehrliche Haut; trotz ſeiner Bizarrerie lernte ich ihn ſchätzen, da er mir, wo er nur konnte, gefällig und nützlich war.

Am Nachmittage ſuchte und fand ich eine meinen Bedürfniſſen genügende Wohnung in einem großen reinlichen Hauſe bei angenehmen Leuten; mein Schlafzimmer bot die entzückendſte Ausſicht auf den Golf. Schinz fand in dem nämlichen Hauſe Unterkunft, was mir von höchſtem Werthe war, denn in dem volkreichen Neapel iſt es nicht Sitte, und auch nicht wohl thunlich, daß Damen ohne männliche Begleitung ausgehen. — Als ich nun in meiner Herberge die Rechnung gefordert und die nicht kleine Summe derſelben berichtigt hatte, ſtolzirte die Wirthin mit einem dicken Buche herein und bat mich, einen Abſchiedsgruß für ſie hineinzuſchreiben, was ihre Gäſte ſtets gethan; ich würde ſogleich ſehen, wie zufrieden Jedermann bei ihr geweſen ſei. Ich lachte laut auf, als ich den Inhalt des Buches muſterte, denn Verwünſchungen, Klagen über ſchlechte Bedienung, ungenießbares Eſſen und theure Preiſe waren da in großer Zahl und in den verſchiedenſten Sprachen zu leſen; die Wirthin, welche nicht leſen konnte, hatte jedoch dieſe Zornesausbrüche für eben ſo viele Lobeserhebungen gehalten.

Tags darauf begab ich mich, ausgerüſtet mit einer Empfehlung, welche die gütige Frau von Humboldt mir geſchickt hatte, zu dem Geſandten Preußens am Neapolitaniſchen Hofe, dem Baron Rambohr, deſſen Palais unweit der Grotte des Pauſilipp belegen war. Ich fand einen gemüthlichen, wohlwollenden Herrn, der die Kunſt ſo liebte, daß er — wenn auch nur ſehr oberflächlich — ſelbſt darüber ſchrieb; er malte auch bisweilen in Oel, ohne indeſſen große Fertigkeit zu beweiſen*). Seine Gemahlin, eine angenehme, lebhafte Blondine mit roſigem Teint und runden Formen, empfing mich als eine Schutzbefohlene ihrer theuerſten Freundin ungemein herzlich. Sie war früher Gouvernante im

*) Schinz bemerkt: „Hr. v. Rambohr wünſcht ſich, nur immer malen zu können, während ihm Jemand vorläſe. Dies hielt er für das glücklichſte Loos.“

Digitized by Google

Humboldtſchen Hauſe geweſen; dort hatte ſie ihren jetzigen Mann kennen gelernt und bald die Verbindung mit ihm geſchloſſen, für deren Zuſtandekommen ſich Frau von Humboldt ſehr intereſſirt hatte.

Das Ramdohrſche Ehepaar wurde mir — und ich darf hinzuſetzen: auch dem wackern Schinz — eine wahrhafte Stütze. Noch am Nachmittage meines erſten Beſuches lernte ich, gezogen von den ſchnellen Roſſen des Barons, die Umgebungen Neapels flüchtig kennen. Es iſt nicht möglich, Schöneres zu ſehen. An manchen Felſenvorſprüngen ziehen ſich hohe Cactusſtauden empor, auf deren fußlangen, breiten, ſtachlichten Blättern eigroße Früchte wachſen, die unſern gelben Pflaumen an Geſchmack gleichen. Ueberall die üppigſte Vegetation: Granaten, Piſtacien, Mandeln, Feigen u. ſ. w. Und dann — die Fernſicht auf die einfache, majeſtätiſche Größe des Meeres, auf den Golf, der in friedlicher Ruhe gleich einem reinen Spiegel vor mir lag, auf die zahlloſen Schiffchen, welche mit weißen Segeln wie Schwäne hin und wieder zogen! Landeinwärts ward der Horizont begrenzt durch die ferne Bergkette mit Sorrent, durch den in roſigem Schimmer erglühenden Veſuv, aus deſſen Krater heute eine dichte Rauchſäule zum Himmel emporſtieg und glühende Funken, einer Garbe ähnlich, rings verſtreute, während die friſche Lava in zwei Feuerſtrömen ſich bergab ergoß! Wie ſteigerte ſich aber wieder der Eindruck, als es Abend ward, als die Sterne heraufzogen und des Mondes mildes Licht das zaubervolle Bild mit ſilbernem Scheine umwob!

Doch nicht nur die Natur, auch die Kunſt hatte Großes gethan, um Neapel zu einem Paradieſe zu wandeln. Schon das im Palazzo degli Studii, im bourboniſchen Muſeum Vereinigte überraſchte durch ſeine Großartigkeit und ſeine Menge ſelbſt den verwöhnten Blick. Dort iſt jetzt auch die Originalgruppe des farneſiſchen Stiers aufgeſtellt, welche ich noch unter freiem Himmel auf einem runden, von Cypreſſen und Pinien umgebenen Platze an der Promenade fand. Bei der wundervollen Beleuchtung von Himmel und Meer hob ſie ſich in blendend weißer Klarheit von dem dunkeln Grunde ab; noch andere antike Marmorſtatuen, impoſant zu ſchauen, ſchmückten die grünen Gänge der

Digitized by Google

Villa reale. In jenem glücklichen Himmelsſtrich bleicht die Seeluft den Marmor, während die Atmoſphäre von Rom ihn ſchwärzt.

Aber alle dieſe Kunſtſchätze, wie reich ſie auch ſind, vermögen die Schönheit der Natur nicht zu erdrücken. Im Gegentheil pflegen die nach Neapel kommenden Maler die Gallerie nur ſelten zu benutzen, da ſie ſich hier, wo die Natur ihr reichſtes Füllhorn ausgeſchüttet hat, lieber dem Studium von Landſchaften und Volkstrachten widmen. Unbekümmert um dieſes Beiſpiel ließ ich mich nicht abhalten, nach meiner Weiſe alle Kunſtgegenſtände in Augenſchein zu nehmen, von deren Betrachtung ich mir Nutzen für mich verſprach. So beſuchte ich, von Schinz geleitet, gleich nach meiner Ankunft in Neapel das königliche Schloß.

Wir fanden dort noch die alte Pracht der Napoleoniden in den Zimmern, an den Treppen u. ſ. w. In beſonders geſchmackvollem Glanze ſtrahlte der Thronſaal, der ganz mit rothem Sammt und Gold bekleidet war, weder hier, noch in den übrigen Gemächern fehlten jetzt am Mobiliar die bourboniſchen Lilien, auf welche zum Theil die reichſte Stickerei verwendet war. Auch herrliche Gemälde ſchmückten jene Prunkſäle; das koſtbarſte war unſtreitig ein Rafael aus des Meiſters erſter Zeit: Madonna auf dem Throne, von Heiligen umgeben, darüber Gott Vater mit zwei Engeln. Außerdem hatte man eine ſchöne Venus von Tizian, ſowie einige andere Perlen der Kunſt zu bewundern. Die lange Zimmerreihe, die ſich längs der Fronte ausdehnte, war ganz mit weißem, goldgeſticktem Atlas austapeziert; vor den Fenſtern zog ſich ein Balkon hin, welchen dichte Orangenpflanzungen zu einer langgeſtreckten Laube wandelten. Die Fenſter öffnen ſich als große Balkonthüren, und da an der gegenüberliegenden Wand ſich mächtige Spiegel befinden, ſo ſtrahlen dieſe den fernen Golf und ſeine Umgebungen als ſchönſtes Gemälde wieder, wie man auf dem Balkon, umhaucht von dem Würzgeruche der Orangenblüthen, die zauberiſche Natur ſelbſt erblickt. Wie ſchwer muß es dem unglücklichen Murat geworden ſein, dieſen wonnevollen Aufenthalt mit der Krone zugleich aufzugeben!

In den unteren Räumen des Schloſſes ſtanden noch die lebens-

Digitized by Google

großen Portraits der Napoleoniden, von Gerard und anderen franzöſiſchen Meiſtern gemalt, die weiblichen Bildniſſe ſämmtlich in pompöſer Hoftracht, die Prinzen in reichen Uniformen. Ueber alle hervorragend fand ich das Bildniß Napoleons I. in dem bekannten Krönungsornate — „Angedenken du verklung'ner Freude!"

Dem ſeit 1815 Neapel wieder regierenden König Ferdinand konnte ich keine Sympathie entgegentragen. Er war nach allen Schilderungen ein bigotter Tropf, dem jeder Sinn für Kunſt und edle Pracht fehlte; dagegen fand er an ſchwelgeriſchen Mahlzeiten ein ſo großes Vergnügen, daß er ſchon zum Frühſtück Truthähne oder Faſanen auftragen ließ. Bei den Audienzen an hohen Feſttagen, wo der ganze Hofadel zum Handkuß an ihm vorbeidefilirt, ſoll er ſtets Zeichen zum raſchen Weitergehen gegeben und ſich nach kaum beendigter Ceremonie mit unanſtändiger Gier auf das Dejeuner geſtürzt haben. Wenn er Fremde recht ehren wollte, ſo zeigte er ihnen in eigener Perſon die Merkwürdigkeiten Neapels, namentlich führte er ſie in die königlichen Seidenwirkereien. Dort forderte er ſie auf, ſich nach Geſchmack Stoffe auszuſuchen, und wenn Jene dann, hocherfreut über die vermeintliche Gnade, ihre Wahl getroffen hatten, ſo erhielten ſie die gewünſchten Seidenzeuge höflichſt — mit einer quittirten Rechnung zugeſendet.

Nun, die Weltgeſchichte iſt auch dieſer Dynaſtie, welche nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte, zum Weltgerichte geworden.

Die Straßen von Neapel waren — ganz im Gegenſatze zu dem ernſten Rom — ſtets belebt durch eine bunt ſich drängende Menge. Welcher herrliche, nie verſiegende Stoff für den Maler! Man brauchte nur hineinzugreifen in's volle Menſchenleben; wo man es packte, da war es intereſſant; überall bot ſich dem Blicke Merkwürdiges, Originelles dar. Hier die eigenthümlich decorirten Hökerläden; runde Käſe bilden zu beiden Seiten des Eingangs Säulen; ein Schinken reiht ſich an den andern; am Plafond, am Fries hängen Speckſeiten; unter dieſen Feſtons von Würſten. Auf einer Tafel liegen Haufen von Eiern, die durch einen Spiegel noch vervielfältigt erſcheinen; daneben Oelfläſchchen mit einer Citrone darauf. Alle dieſe Herrlichkeiten ſind ver-

Digitized by Google

ziert durch Lorbeerzweige und kleine Papierblumen. Nicht weit davon der dampfende, brodelnde Oelkeſſel, in welchem Stücke Leber, Fiſchchen, Hirn, Artiſchocken u. dergl. friſch für die Vorübergehenden geſotten werden. An einigen Häuſern ſieht man Kupferſtiche an Bindfäden aufgehängt und von Antiquaren feilgeboten; bisweilen iſt ſehr Gutes darunter. Zwiſchen all dieſem Getreibe das lebendigſte Menſchengewühl, wie es weder die Feder, noch der Pinſel in ſeiner ganzen Fülle ſchildern kann. Unwillkürlich fühlte ich mich aber an Wallenſteins Lager erinnert, wenn mitten unter dem Lärmen und Gewoge irdiſchſter Weltlichkeit ein Ordensbruder auftauchte, der eine Predigt vom Stapel ließ. Wie dieſe Prieſter den Aberglauben befördern, iſt kaum zu beſchreiben; unvergeßlich wird es mir bleiben, wie einſt ein Kapuziner ganz munter den Beweis führte, daß der heilige Joſeph im Himmel mehr vermöge, als der liebe Herrgott ſelbſt. Dies Kunſtſtück brachte er durch folgende Erzählung fertig: Ein durch Laſter und Mordthaten berüchtigter Menſch verſäumte dennoch nie, in der Kirche St. Joſephs alle Pflichten gegen dieſen Heiligen zu erfüllen; er hörte täglich die Meſſe in deſſen Capelle, zündete ihm Kerzen an, bekränzte ſein Bild und legte ehrliche Beichte ab. Dies rührte den heiligen Joſeph ſo ſehr, daß er ihm durch einen Diener des Wortes Gottes verſprechen ließ, er wolle ihm trotz ſeiner grenzenloſen Miſſethaten zu einem Platze im Himmel verhelfen. Wenn er ſtürbe, ſo ſolle er ſich nur an Petrus wenden, der werde ihm ſchon das Himmelsthor aufmachen, wenn er höre, daß der heilige Joſeph ihn ſchicke. Der Räuber ſtarb und machte ſich alsbald auf den Weg nach dem Himmel. Er klopft an die Pforte; Petrus erſcheint und ſchaut durch die halbgeöffnete Thür. Wie entſetzt er ſich aber, als er den ruchloſen Mörder erblickt. „Du hier?“ ruft er aus. „Welche Frechheit, hier zu erſcheinen! Hinweg mit Dir!“ „Gemach, gemach, heiliger Petrus“, entgegnet der Räuber ganz ruhig, „fragt nur beim heiligen Joſeph an, ob ich nicht ein Recht habe, Einlaß zu begehren.“ Petrus begiebt ſich zum heiligen Joſeph und verlangt von demſelben Aufſchluß. Dieſer antwortet, daß er Jenem allerdings den Eintritt in den Himmel bewilligt habe, weil er ihn in ſeiner Kirche ſtets treu befunden; der

Digitized by Google

Himmelspförtner möge dies nur Gott Vater vortragen. Petrus kommt dieser Aufforderung nach. „Wie? Was?“ ruft Gott Vater; „ein solches Ungeheuer soll in meinen Himmel? Das geht durchaus nicht an!“ Petrus referirt hierauf den Ausspruch des Höchsten dem heiligen Joseph. Dieser erschrickt, denn er hält sein Ansehn im Himmel für gefährdet, wenn der Spruch vollzogen wird. Er sendet deshalb den Apostel abermals zum Throne Gott Vaters und läßt diesem melden, er werde die Madonna sammt dem Christuskinde aus dem Himmel fortführen, wenn ihm nicht der Wille geschehe und der Räuber Einlaß erhielte. „So wäre der Himmel künftig ohne Madonna, ohne Jesuskind?“ ruft Gott Vater erschrocken. „Das ist ein Ding der Unmöglichkeit! Petrus, laß den Räuber herein!“

„Seht“, so endigte der Kapuziner diese Predigt, welche ich staunend anhörte, „da habt Ihr den Beweis, daß Sanct Joseph im Himmel mächtiger ist, als Gott Vater in Person. Ehret darum diesen Heiligen, habt Vertrauen zu ihm, betet zu ihm und zündet ihm Kerzen an — dann kommt auch Ihr unfehlbar in den Himmel!“

Anders als dieser biedere Ordensbruder dienten der Kirche die Hausnonnen; eine Erscheinung, welche ich nur in Neapel gefunden habe und die ich für eine Eigenthümlichkeit dieser Stadt halten möchte. Die Hausnonnen unterliegen dem Zwange der Einsperrung nicht, sondern leben in Neapel vertheilt, wo und wie es ihnen beliebt; nichts bindet sie, als die Ordensregel. Sie widmen sich hauptsächlich der Krankenpflege, thun überhaupt unweigerlich, was ihre Gelübde von ihnen fordern. Bei zweien, deren Wohnung zu betreten ich durch einen Zufall veranlaßt ward, fand ich schön möblirte Gemächer, mit den besten Kupferstichen geschmückt; ja, ein herrliches Madonnenbild von Matteo Preti (Calabrese) überraschte mich und erfüllte sogleich meine ganze Seele. Anscheinend führten diese Hausnonnen ein recht wünschenswerthes, behagliches Dasein; die angenehme Körperfülle, in der sie sich präsentirten, ließ darauf schließen, daß sie sich nicht eben zu sehr anzustrengen brauchten. Als ich in das Zimmer kam, that die Eine nichts, die Andere half ihr dabei; hätten sie nur wenigstens Strümpfe gestrickt!

Digitized by Google

Aber das Handwerk des Strumpfflickens ſah ich in Neapel nur von Männern betrieben.

Von den Lazzaronis erzählte mir Frau von Ramdohr manchen charakteriſtiſchen Zug. So erfuhr ich, daß dieſelben in ihren ſonſt ſehr einfachen Wohnungen doch ſtets vorzügliche Betten, oft ſogar ſeidene Decken hätten, und dergleichen Eigenthümlichkeiten mehr, deren Details meinem Gedächtniß entſchwunden ſind, ſo anregend jene Geſpräche auch waren. Wir führten ſie zum Theil, während ich Frau von Ramdohr nebſt ihrem lieblichen Töchterchen Lilli portraitirte; eine Beſtellung, welche ich bald nach meiner Ankunft in Neapel erhalten hatte und die mir die genußreichſten Stunden ſowie ein über Erwarten reiches Honorar verſchaffte *).

War die Sitzung vorüber, ſo mußte ich jedesmal zu Tiſche bleiben; oft ließ mich Frau von Ramdohr ſogar den ganzen Tag nicht wieder fort. Abends wurde dann bisweilen ein Theater beſucht; meiſt das rieſige San Carlo-Theater, wo wir effectreiche Opern in dem damals einzig beliebten Styl Roſſinis zu hören pflegten. Die Vorſtellungen fand ich im Allgemeinen unbefriedigend, weil nicht ebenmäßig; neben excellenten Primadonnen oder erſten Tenören ſtanden als ſchlechte Stütze unbedeutende oder mangelhafte Nebenperſonen. Nicht beſſer war das Ballet, in welchem die erſte Tänzerin, eine alte, magere Perſon, ſtets das Stichblatt boshafter Witze war. Man nannte ſie allgemein „die Königin von Schweden", da ſie einſt als Geliebte Bernadottes ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt hatte, dieſer werde ſie zu ſich auf den Thron erheben.

Nach Beendigung ihres Bildes verſchaffte mir die um mich immer gütig beſorgte Frau von Ramdohr einige andere Beſtellungen auf Portraits **); der nächſte, den ich malte, war der Fürſt Eſterhazy, ein

*) Schinz notirt: dieſes „große Bild" ſei „lieblich und ſchön componirt;" und am 4. Septbr. 1819: „Fr. v. Ramdohrs Portrait hat Louiſe zu deren völliger Zufriedenheit vollendet."

**) Auch Schinz hebt dankbar hervor: „Die edle Fr. v. Ramdohr bemüht ſich ſehr um Louiſens und mein Wohl; es rührt uns ordentlich. Nicht nur,

gutmüthiger, noch unreifer Jüngling von nicht ſchönen, aber angenehmen Zügen. Er bewohnte eine entzückend belegene Villa bei Portici, kam jedoch zum Malen nach Neapel und verſchmähte nicht, in meinem Atelier zu ſitzen, obwohl dieſes keineswegs eleganter eingerichtet war, als dasjenige, über welches ich zu Rom verfügte.

Eines Tages, als ich bei Ramdohrs zu Tiſche geladen war, ward mir die Freude zu Theil, dort mit dem preußiſchen Generalconſul Bartholdy zuſammenzutreffen, dem nämlichen, der die große Begabung Overbecks, Cornelius' und Anderer einſt ſcharfblickend zuerſt erkannt hatte. Gleich dem gütigen Ehepaar Ramdohr bezeigte auch er mir die liebenswürdigſte Aufmerkſamkeit und Rückſicht, ſo daß dieſer Drei verehrtes Bild ſich mir tief in das Herz gegraben hat.

In freundliche Verbindung war ich auch mit Heſtermanns und Frau von Loewenich getreten; mancher lohnende Ausflug in die Umgegend ward in ihrer Begleitung unternommen: nach Iſchia, nach Procida, nach der blauen Grotte, der über mein Erwarten hohen und langen Grotta di Posilippo, der Hundsgrotte u. ſ. w. An dieſe letztere knüpft ſich für mich die ſchauderhafte Erinnerung, daß — um das Verderbliche der aus dem Boden emporquellenden Dünſte zu zeigen — ein induſtriöſer Führer ein armes Hündchen herbeiſchleppte, welches er ſeines Winſelns ungeachtet gewaltſam in die Grotte ſtieß, aus der er es todt oder nur betäubt, wie die Reiſenden es wünſchten, wieder hervorzuziehen beabſichtigte. Ich konnte die Martern des unglücklichen Thiers nicht mit anſehen und eilte mit der dringenden Bitte um Erbarmen von dannen; meine zurückkehrenden Begleiter berichteten gottlob, daß das kleine Geſchöpf ſich wieder erholt habe.

Auch an einer Partie nach Pompeji hatte ſich Frau von Loewenich betheiligen wollen, aber noch in der letzten Minute ſagte ſie ab, ſo daß ich den Muth faſſen mußte, dieſe Reiſe allein, als einzige Dame mit neun mir (abgeſehen von Schinz) fremden Herren zu unternehmen. Dieſer Umſtand, verbunden mit ungeheurer Hitze und argem Staube,

daß ſie uns ſo oft zu Tiſche ladet und ähnliche Aufmerkſamkeiten für uns hat, ſondern namentlich bemüht ſie ſich ſehr, uns Arbeit zu verſchaffen."

ließ mir die Fahrt ſehr wenig angenehm erſcheinen; ich habe Pompeji in der Erinnerung wie ein ausgebranntes Dorf; die Häuſer darin — mit Ausnahme der großartigen öffentlichen Bauten alle ſehr klein und nur einſtöckig — ſind ſämmtlich nicht mehr vollſtändig; die beſten Wandmalereien ſind ausgeſägt und die aufgefundenen Geräthe in die Muſeen geſchleppt.

Fröhlicher verlief eine Beſteigung des Veſuvs, welche wir in munterer Geſellſchaft und mit lohnendem Erfolge unternahmen. Die erſte Hälfte des Weges wollten wir zu Eſel zurücklegen; die Eſeltreiber kamen auf unſern Wink geſchäftig herbeigeeilt und prieſen ihre Thiere an. „Ah — Excellenza die gnädige Frau ſind eine gute Chriſtin!“ rief mir einer dieſer Burſchen zu: „Sie ſollen den beſten Eſel haben, unſern Kotzebue!“ Erſtaunt horchte ich auf und wußte nicht, wie der Name dieſes Bühnenſchriftſtellers dazu kam, einem Eſel beigelegt zu werden. Ich erfuhr, daß Kotzebue gelegentlich einer italieniſchen Reiſe unlängſt den Veſuv beſtiegen hatte. Sein für italieniſche Ohren beſonders merkwürdig klingender Name hatte die Eſeltreiber ganz außerordentlich frappirt, und da ſie hörten, der Träger deſſelben ſei ein berühmter Mann, ſo benannten ſie den Eſel, den er geritten hatte: „Kotzebue“, wodurch ſie dem Dichter von „Menſchenhaß und Reue“ eine beſondere Auszeichnung zu erweiſen meinten.

Als die Abendkühle uns das weitere Vordringen am Veſuv erlaubte, klommen wir, ſo hoch wir kommen konnten, bis der Boden ſo heiß ward, daß uns die Schuhe zu verſengen drohten. Das Steigen war endlich ſo mühſam geworden, daß ich mich eine ganze Strecke von den Führern an den Händen aufwärts ziehen ließ. Im Innern des Berges donnerte es bisweilen; aus dem Krater ſchoben ſich ganz langſam zwei breite Lavaſtröme herab. Wir entzündeten daran einen Stab und warfen eine Münze hinein, welche augenblicklich ſchmolz. Da der Berg ſehr unruhig war, ſo hatten die Führer keinen Muth, den Krater zu erklettern; wir kehrten daher bald zurück, ganz erſchöpft von dem beſchwerlichen Wege. Ein Trunk lacrymae christi, welcher Wein hier ganz in der Nähe gezogen wird, ſtärkte uns für die Heimkehr, die uns

Digitized by Google

gekürzt ward durch die Ausſicht auf das in der wechſelnden Abendbeleuchtung ſich unbeſchreiblich maleriſch ausnehmende Neapel und ſeinen Golf.

Um den nie ermüdenden, ſtets wieder neuen und an Schönheiten unerſchöpflichen Blick auf die Stadt und das Meer auch bei Frühlicht zu genießen, begaben wir uns an einem herrlich klaren Octobermorgen um fünf Uhr auf das Caſtell St. Elmo, wo wir bei dem Commandanten Uberto eine ungemein höfliche Aufnahme fanden. Er ſelbſt führte uns umher — entzückt genoſſen wir die herrliche Rundſchau. Alles athmete fröhliche Gegenwart, während Rom und die Campagna ſtets melancholiſch an die Vergangenheit mahnte. Bis Iſchia und Capri ſchweifte unſer trunkener Blick; dazwiſchen dehnte ſich das dunkelblaue Meer mit ſeinen Inſelchen, ſeinen zarten, weißgeſäumten Wellen, ſeinen Schiffen, Kähnen und Fiſcherböten aus. Ein nicht minder reges Gewimmel entfaltete ſich allmählich in der Stadt, welche ſich wie ein Bild aus der Vogelſchau zu unſern Füßen ausdehnte. Hier bewegte ſich ein Leichenzug; dort eilten, zu Fuße oder zu Eſel, Landleute herbei, die trotz ihrer ſpitzen, breitkrämpigen Hüte ſich durch gelbe Wachstuchregenſchirme vor der brennenden Morgenſonne ſchützten; oft folgten ihnen bunt gekleidete Frauen, die geputzt waren mit allerlei Schleifen und Bändern an den Kleidern, in den Haaren; dort wiederum wallten Mönche in langen, ſchwarzen Gewändern, rothe und blaue Kreuze auf der Bruſt, die nackten Füße nur mit Sandalen bekleidet und den Kopf bedeckt mit niedrigen, ſeitwärts aufgeſchlagenen Hüten. Auf den zur Seite liegenden Feldern ward das Getreide durch Pferde ausgedroſchen, welche die Körner auf dem Fußboden wie auf einer Tenne anstraten, indem ſie immer im Kreiſe darauf herumgetrieben wurden. Dann wiederum ſchweifte das Auge über dichte Hecken ſüdlicher Gewächſe zu Weinpflanzungen, welche kleine, freundliche Landhäuſer umgaben; zu Orangeriegärten, die gleichſam einen Wald bildeten — nur in die blätterreichen Kronen der ſchönen Bäume ſchaute man von oben. Auf jeder Seite zeigte ſich ein anderes, ſtets reizvolles und farbenreiches Bild.

Digitized by Google

Signore Uberto machte mit der liebenswürdigſten und ritterlichſten Manier den Cicerone; zuletzt regalirte er uns gar mit einem eleganten Frühſtück in San Martino, einem hart unter dem Caſtell liegenden ehemaligen Kloſter, welches Murat zum Militärhoſpital hatte einrichten laſſen. Die Ausſicht war dort nicht ſo ausgedehnt, wie die von der höher liegenden Feſtung, erhielt aber durch den ſchönen Vordergrund von lieblichen Gartenanlagen neue Reize. Durch dieſe Anlagen führte uns endlich der Weg nach der Stadt zurück; dankerfüllten Herzens ſchieden wir von dem zuvorkommenden und gaſtfreien Commandanten.

Hatten wir ſolcher Weiſe ſteile Bergesgipfel erklommen, ſo ſollten wir im Gegenſatze hierzu bald tief unter der Erde ein Abenteuer erleben, welches uns faſt für immer vom goldenen Sonnenlichte abgeſchnitten hätte; der Schauplatz dieſes gefährlichen Ereigniſſes waren die Katakomben von Neapel, welche ich am 24. September 1819 mit Schinz und einigen anderen Bekannten beſuchte.

Wir hatten an dieſem Tage mehrere Kunſtſchätze beſichtigt, und der Tag fing an ſich zu neigen, als einer aus der Geſellſchaft vorſchlug, einen Miethswagen zu nehmen und noch nach den Katakomben zu fahren, um dort die Spuren von uralten Frescogemälden in Augenſchein zu nehmen. Der Weg war ſehr weit; wir mußten bis zu einem, den Katakomben ganz nahe gelegenen Kirchlein fahren, welches am Eingange in die Grüfte errichtet worden war. Meine Befürchtungen, daß die Zeit zu ſehr vorgerückt ſei, wurden von den Gefährten lächelnd widerlegt, da es ja überhaupt nur bei Fackelſchein möglich ſei, die Fresken zu ſehen. Zur Rückfahrt aber könnten wir ja den Wagen behalten.

So gelangten wir denn zu jenem Kirchlein, verließen die Kutſche, hießen deren Führer uns erwarten und begaben uns in die Kirche, wo eben von einem würdigen Geiſtlichen Ave Maria-Gottesdienſt gehalten wurde. Wir lauſchten der Predigt, indeß Einer von uns gegangen war, den Führer in die Katakomben zu holen. Endlich kam unſer Genoſſe mit einem Burſchen von etwa zwanzig Jahren zurück, dem zwei noch jüngere Begleiter folgten. Der Erſtere trug Schlüſſel und Fackel. Wir durchſchritten die Kirche und traten durch eine niedere Seitenthüre

Digitized by Google

derselben in einen schmalen Hof, welchen aufgethürmte Felsenmassen einengten; in das Innere dieser letzteren führte eine große Pforte. Die Fackel wurde angezündet, die Pforte aufgeschlossen. Wir betraten das grausige Innere der Katakomben. Kreuz und quer laufende Gänge leiteten durch grotesk geformte Felsblöcke, in welche die Gräber seitwärts eingehauen waren. Viele derselben fanden wir ganz geleert, und große Haufen von Todtengebeinen, Schädeln, Gerippen lagen seitlich aufgeschüttet; die noch zugemauerten Grüfte waren größtentheils durch eine Palme als Märtyrer-Gräber bezeichnet. Der Fußboden bestand aus Erde; in den unregelmäßigen Gängen führten hin und wieder zerbrochene Steinstufen höher, gleichsam in eine zweite Etage. Wir suchten dieselbe auf und fanden in einer Wandvertiefung eine Art von Taufkapelle mit Spuren der Uranfänge christlicher Kunst. Weiterhin dehnten sich die Felsen zu einem gewölbten Raume aus, den man für eine Kirche halten konnte. Ein Vorsprung schien der Altar gewesen zu sein; Reste von Frescobildern waren in der That vorhanden: eine Madonna mit Heiligen zur Seite, aber schon ganz verwischt. Wir gingen noch weiter, gelangten jedoch an Abgründe, welche, halb mit Schädeln gefüllt, eine so feuchte Moderluft ausströmten, daß unsere Fackel anfing, ganz düster zu brennen. Um sie heller auflodern zu lassen, rieb der Führer sie an der Wand. Aber, o Entsetzen! Statt emporzuflammen, erlosch sie gänzlich; kein Feuerzeug, keine zweite Fackel war mitgenommen worden! Gebieterisch verlangten die Herren, welche mit von der Partie waren, daß der Führer gehen und Beides holen solle, jedoch weinend und schreiend gestand dieser: daß er heute zum ersten Male die Katakomben betreten habe und des Rückwegs ganz unkundig sei, indessen werde die Madonna uns sicher beistehen, wenn wir Alle gute Christen wären; kein Heiliger könne uns erretten, da diese nur über der Erde, nicht unter derselben Macht besäßen. Nach solcher Eröffnung schallten Flüche und Gebete wechselsweise von den Lippen der drei Neapolitaner, die ein lautes Geschrei erhuben, wenn das ferne Geräusch eines rollenden Wagens (über die Felsen hinweg führt die Landstraße nach Capo di Monte) dumpf an unser Ohr schlug und einen

Digitized by Google

Schimmer von Hoffnung auf Rettung erweckte, der ſich freilich ſofort als nichtig auswies. Wir Alle zitterten am ganzen Leibe; der Froſt erſtarrte uns, denn die feuchte Kälte des Ortes, an den wir ſo gänzlich planlos gerathen waren, contraſtirte entſetzlich mit der Gluth des Tages, die nur eine leichte Tracht anzulegen erlaubt hatte. Die fürchterlichſte Angſt, in dieſem offenen Grabe eines jammervollen Todes ſterben zu müſſen, ergriff mich; die Freunde meinten zwar, daß der Kutſcher, den wir zur Rückfahrt beſtellt, unſer Nichtkommen anzeigen würde; ich aber fürchtete, daß dieſer nach Kutſcherart eingeſchlafen ſei und ſchlug vor, daß wir verſuchen möchten, den Rückweg zu finden. Allein die Erwägung, daß wir noch tiefer in die Katakomben hineingerathen oder in einen der mit Todtengerippen angefüllten Abgründe ſtürzen könnten, hielt uns von jeder Bewegung ab und bannte uns feſt an unſern Platz. Nichts blieb mir übrig, als unter tauſend Thränen ein Gebet um Barmherzigkeit zu Gott. Die Herren waren gefaßter und ſprachen tröſtende Worte; Schinz ſuchte mich ſelbſt durch kleine Scherze: z. B. „wie ich ohne Nachttoilette ſchlafen würde?“ zu erheitern. Bei alledem blieb mir entſetzlich zu Muthe; auch den Herren wurde allmählich bang und bänger, namentlich als plötzlich die beiden jüngeren Neapolitaner durch den Verdacht aufgeregt wurden: die übrige Geſellſchaft, als nicht „rechtgläubig“, möchte den Beiſtand der Madonna vereiteln. Lange Pauſen ängſtlichen Horchens, nur unterbrochen durch das Geräuſch der rollenden Wagen über uns und das von den kahlen Felswänden ſchauerlich widerhallende Verzweiflungsgeſtöhn unſerer Führer, hatten uns endlich bis zum Wahnſinn aufgeregt; dazu kam phyſiſche Anſtrengung, denn wir mußten aufrecht ſtehen, da der Boden ſo naß war, daß wir uns nicht niederſetzen konnten. So verging eine gräßliche, uns ewig lang bedünkende Zeit, als plötzlich nach erneuertem, ſchon ganz heiſer klingendem Schreien ein leiſer Wiederhall ertönte. Ein ſchwacher Lichtſchimmer erſchien als Stern der Erlöſung; er wurde größer, er kam näher, kam ganz nahe — und endlich ſtand der gute Geiſtliche, der ſchon in der Kirche uns ſo ehrwürdig erſchienen war, vor uns, eine Laterne in der Hand. Weinend drückten, küßten wir ihm die

Digitized by Google

Hände, und unter Gefühlen, die ſich nicht beſchreiben laſſen, traten wir den Rückweg an. Die leichtſinnigen Führer folgten ſcheu und waren beim Ausgange verſchwunden. Unſer Lebensretter, der Geiſtliche, hatte ſich nach vollendetem Gottesdienſte zum Genuſſe ſeines Nachtmahls vor die Thür geſetzt; hier erblickte er unſeren Wagen, auf welchem der Kutſcher wirklich eingeſchlafen war. Er erinnerte ſich der Unbekannten, welche der Predigt ſo aufmerkſam zugehört und deren Tracht ſie als Fremde gekennzeichnet hatte; er ſinnt nach: ob die hintere, nach dem Zugange zu den Katakomben führende Kirchenthür nicht etwa verſchloſſen und uns dadurch der Rückweg verſperrt worden ſei? Der Kirchendiener wird gerufen, eine Laterne angezündet, und der Geiſtliche eilt, mit Jenem die Thür zu unterſuchen. Sie war offen, aber das große Thor zu den Katakomben von Innen geſchloſſen. Es war ſchon ſpät; die Befürchtung lag nahe, daß den Fremden, die ſich augenſcheinlich noch in den Katakomben befanden, ein Unfall zugeſtoßen ſei; ein Schloſſer wurde herbeigerufen, und die von innen verſchloſſene Pforte geöffnet. So hatte uns der rechtſchaffene Geiſtliche gefunden. Wer ſchildert die Gefühle, als wir aus der Nacht des Entſetzens heraustretend, wieder den Sternenhimmel erblickten und die von zahlloſen Lichtern erleuchteten Straßen durchfuhren! Geſprochen wurde nicht; nur im ſtillen Dankgebet gegen Gott ergoſſen ſich die Herzen. Die Folgen der tödtlichen Angſt aber konnten wir lange, lange Zeit nicht völlig überwinden.

Berichte ich nun, daß ich außer den ſchon erwähnten Arbeiten, mit denen ich mich beſchäftigte, mein Skizzenbuch fleißig füllte, daß ich ferner zur Sicherung meiner ſich allmählich behaglicher geſtaltenden Exiſtenz eifrig copirte beziehungsweiſe ſtudirte, ſo glaube ich, die Zeit meines Aufenthaltes in Neapel zur Genüge geſchildert zu haben. Bereichert an Kenntniſſen von Menſchen, Ländern und Kunſtwerken kehrte ich um das Ende des Octobers 1819 in Begleitung des treuen Schinz nach Rom zurück. Freilich nicht auf dem kürzeſten Wege, denn wir machten ſeitwärts Abſtecher nach manchem Orte, von welchem wir hörten, daß dort beſonders merkwürdige Gemälde zu finden ſeien. Ueber dieſe Zeit unabläſſigen Lernens und Strebens — die Jugend iſt ja die

Digitized by Google

Zeit der Saat — gleite ich raſch hinweg, denn nirgendwo begegnete uns etwas beſonders Merkwürdiges.

In Rom überwinterte ich — und zwar dieſes Mal in des Worts verwegenſter Bedeutung*). Denn als ich am Morgen des 10. Januar 1820 die Augen aufſchlug, waren Dächer, Bäume und Sträucher weiß; ein dichtes Schneegeſtöber war nächtlicher Weile eingetreten und dauerte noch fort. Dieſer heimathliche Gruß, den ich auf fremder Erde an dieſem Tage zum erſten und einzigen Male erhielt, machte mir keinen freundlichen Eindruck; mitleiderregend und traurig blickten die goldenen Orangen und Citronen aus der ungewohnten weißen Hülle, „Schnee" und „Rom" waren zwei einander zu ſehr widerſprechende Dinge. Der Eindruck dieſes „unerhörten Schneefalls", wie die Italiener aufgeregt ſagten, war denn auch ſo groß, daß in Veranlaſſung deſſelben die Schulen geſchloſſen wurden — ſicher nicht zum Kummer des heranwachſenden Geſchlechtes.

Ich malte in dieſem Winter fleißig an der Copie eines vorzüglichen Bildes von Camuccini: Portrait Pius' VII. Ich erfüllte damit einen Lieblingswunſch des Beichtvaters des Prinzen Friedrich von Gotha, Monſignore Renazzi. Da mir ſeine Fürſprache bereits eine ſchöne Beſtellung Seitens des Prinzen verſchafft hatte, nämlich eine „Maria mit dem ſchlafenden Kinde, dem kleinen Johannes und drei

*) Wie das Weihnachtsfeſt 1819 verlebt wurde, berichtet Schinz: „Das Wetter war anhaltend ſchlecht, nichtsdeſtoweniger Freude genug. Am Vorabend ward bei Quandts in ſehr großer Geſellſchaft erſt Thee getrunken, dann machte eine von dieſem Gutthäter errichtete Lotterie von allerhand Conditorwaaren, goldenen Ringen und Nadeln viel Spaß und war zugleich Allen Beſcheerung, denn leer ging keiner aus. Es folgte ein Nachteſſen mit Punſch, Alle waren ſehr vergnügt. Schnorr gab durch ein Geſchenk, das er Quandt machte, dem Zimmer wo wir waren, beſonderen Reiz; es war eine große Zeichnung mit vielen Figuren, ein wahres Bild des Lebens. Sie ſtellte die drei Könige vor, welche dem Sterne, der ſie zur Krippe führt, folgen. An der Landſtraße ſind kluge Jungfrauen mit nützlichen, thörichte aber mit Tändeleien beſchäftigt. Im Hintergrunde der Prediger Johannes, dem Einige lauſchen, während Andere ſich von ihm abwenden. Am 25. u. 26. Decbr. waren wir bei Frau von Schlegel.

Digitized by Google

Engeln in ganzer Figur" (unter denen ich mir Glaube, Liebe und Hoffnung gedacht) — so freute ich mich sehr, ihm eine Aufmerksamkeit erweisen zu können*). Die Arbeit selbst befriedigte mich ebenfalls, denn das Original war kräftig, lebendig, harmonisch, wenn auch in akademischer Art gemalt; das fromme Greisenantlitz mit dem zarten, braunen, unter dem violetten Sammtkäppchen hervorquellenden Haar war eine Aufgabe, wie ich sie liebte.

Als ich meine Copie beendet hatte, war Monsignore Renazzi so erfreut, daß er mir die — Dank groben Unverschämtheiten, welche sich die stets zudringlichen Engländer herausgenommen hatten — seit einiger Zeit nur äußerst schwierig zu erlangende Erlaubniß auswirkte, die Gallerie des Cardinals Fesch, Oheims Napoleons I., besuchen zu dürfen**).

Wir betraten in einer stillen Gegend Roms einen Palast, in welchem eine lange Reihe von Gemächern eine Menge herrlicher Gemälde barg. Das letzte dieser Zimmer war das Schlafcabinet des Cardinals; in der Mitte desselben stand ein reich mit Seide und schweren Franzen decorirtes Himmelbett; neben diesem in einem Eckchen ein bescheidenes kleines Betpult. Da unter den Bildern, welche das Gemach zierten, auch eine ziemlich üppig gehaltene „büßende Magdalena" nicht fehlte, so hätte man eher glauben sollen, in dem Boudoir einer koketten Römerin, als in dem Schlafzimmer jenes mächtigen Cardinals zu sein, der damals allgemein als der künftige Papst angesehen wurde. Die Schätze, welche sein Palast barg, durften wir nur flüchtig beschauen, aber der

*) „Louise hat den Carton ihrer in Neapel erfundenen Maria mit dem Kinde in Arbeit, der großen Lärm macht und von Allen sehr gelobt wird." (Schinz am 25. Febr. 1820 im Tgbch.) Das ausgeführte Bild nennt Schinz „so schön, wie ich es ihr nie zugetraut; sie brachte die Figuren zum Bavonn dern gut zusammen, nachdem sie jede erst apart gezeichnet, und gab allen sehr schöne Köpfe."

**) Nach den Mittheilungen der Henriette Herz hatten die Engländer die Papiere des Cardinals auf dessen Schreibtisch durchstöbert. Vergl. „Henr. Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen". II. Aufl. (Berlin, 1858) S. 250. Das Capitel XX: „Aus Rom" (a. a. O. S. 232—259) gehört überhaupt zu den interessantesten des lesenswerthen Buches.

Digitized by Google

Eindruck, den ich davontrug, war doch ſehr groß, namentlich entſinne ich mich eines Altarblattes von Pordenone, — Maria, lebensgroß, mit dem Chriſtkinde auf dem Throne, Heilige zu ihren Füßen — als ebenſo majeſtätiſch gedacht, wie köſtlich klar und breit gemalt. Als ſpäter die Gallerie Feſch verkauft wurde, wußte Paſſavant dieſes ſchöne Bild für das Städelſche Inſtitut in Frankfurt a. M. zu gewinnen.

In ſo geſchilderter Weiſe verſtrich mir in Rom eine Woche nach der andern, bis die eintretende wärmere Jahreszeit mich veranlaßte, der ewigen Stadt auf kurze Zeit den Rücken zu kehren. Dank einigen glücklichen Verkäufen erlaubten mir meine Mittel einen kurzen Ausflug in's Albaner Gebirge; ſpäter, gegen Ende Juni 1820, führte ich einen lange gehegten Lieblingsplan aus: ich begab mich auf einige Zeit nach Florenz, wohin Caspar Schinz, dieſer zweite Fridolin, mir treulichſt folgte. Mein Inneres verlangte nach Ruhe, um etwas Bedeutenderes zu unternehmen; die vielen geſelligen Beziehungen in Rom, angenehm an ſich, waren doch zeitraubend und oft phyſiſch angreifend; ich aber mußte mich ſchonen, da ich mir durch anhaltendes Arbeiten Anfälle eines heftigen, nervöſen Kopfwehs zugezogen hatte.

Die Stille und mein gleichmäßiges Leben in Florenz erwies ſich mir bald als ſehr wohlthuend. Ich richtete mich bequem und nach meinem Behagen ein, war meiſt zu Hauſe, beſtellte mir mein Eſſen wie ich es mochte, unterwies die herrliche Wirthin, zu welcher mein guter Stern mich geführt, in der Kochkunſt nach deutſcher Weiſe und fühlte mich in meinen vier Pfählen um ſo zufriedener, als ich von meinem freundlichen Zimmer eine entzückende Ausſicht auf wahrhaft paradieſiſche Gärten genoß.

Im Frühling (1821) vollends ſchien es mir, als blicke ich in Armidens Zauberreich; da war alles roſafarben und weiß von Blüthenbäumen; ein wahrer Flor duftender Hyacinthen und Primeln lachte mir entgegen.

Ja, die Welt iſt vollkommen überall wo der Menſch nicht hinkommt — aber dieſes Geſchlecht ſchien nicht aufhören zu können, durch Neid, Haß, Verfolgung und blutige Thaten das Eden, welches Gott

Digitized by Google

ihnen geſchenkt, in ſein Gegentheil zu verwandeln. Angeregt durch die Carbonari und andere geheime Geſellſchaften, war in Italien das Verlangen nach Repräſentativverfaſſungen und nach Unabhängigkeit von fremder, beſonders öſterreichiſcher Herrſchaft wach geworden. Namentlich gährte es in Neapel und Sicilien, wo Ferdinand I. ſchon 1820 eine liberale Conſtitution hatte verſprechen müſſen, ſowie auch in Sardinien. Toscana blieb von den Revolutionen unberührt, da man ſich dort unter dem milden Scepter Ferdinands III. ganz zufrieden fühlte; als daher öſterreichiſche Bayonnete im März und April 1821 die aufſtändiſchen Gebiete zur alten Ordnung zurückführten, hatte Florenz nicht weiter darunter zu leiden. Dennoch ging es ohne kriegeriſchen Lärm nicht ab; auf ihrem Zuge gegen die Neapolitaner rückten öſterreichiſche Regimenter ein und wurden zum Theil in der Stadt einquartiert. Die Gemeinen legte man meiſt in die Citadellen, welche Florenz an ſeinem Süd- und Nordende beſitzt, oder auch regimenterweiſe in die Klöſter; die Offiziere wohnten faſt immer in Gaſthäuſern. Alles ging ſehr ſchnell und ohne merkliche Beläſtigung für die Florentiner vorüber. Ich war von Herzen froh, daß es nicht länger währte (wie ſchlecht mir auch die Feigheit der Neapolitaner gefiel, durch deren Schuld der Feldzug ein ſo ſchnelles Ende fand); wußte ich doch bereits aus trüber Erfahrung, daß nichts unter dem Kriege ſo ſehr leidet, wie die armen Künſte.

Hier in Florenz nun konnte ich endlich den lange gefaßten Entſchluß zur That werden laſſen, meinem gütigen Gönner, dem Großherzog Carl Auguſt, durch Ueberſendung einiger Arbeiten meine Dankbarkeit auszudrücken. Es glückte mir, die immer nur zögernd ertheilte Erlaubniß zu erhalten, die in der Gallerie der Uffizi befindliche Raſaelſche Madonna mit dem Stieglitz copiren zu dürfen, und noch dazu unter der beſonderen Vergünſtigung, das Original von der Wand herabzunehmen und in den beſtbeleuchteten Raum der Gallerie, den ſ. g. Niobidenſaal, transportiren zu laſſen.

Dieſe wunderliebliche Madonna war ſo recht das Bild, wie ich es mir für meinen Großherzog wünſchte: die heilige Mutter, ganze Figur,

Digitized by Google

ſitzt in einer anmuthigen Landſchaft, der kleine Johannes und Chriſtus ſtehen an ihren Knieen; der erſtere reicht dem Jeſusknaben einen Stieglitz, welchen dieſer mit einer unausſprechlich heiligen Geberde ſegnet. Dies einfache Ganze iſt durchhaucht und geweiht von echter Poeſie der Frömmigkei *).

Während ich an dieſer Madonna arbeitete, erhielt ich ferner auf Verwendung des Prinzen Corſini, an den mich Niebuhr empfohlen, die Erlaubniß, neben dem bereits mit dieſer Aufgabe beſchäftigten Braunſchweiger Bäſe die Rafaelſche Madonna aus dem Schlafzimmer des Großherzogs von Toscana im Palazzo Pitti, die ſ. g. Madonna del Gran Duca zu copiren; eine äußerſt ſelten ertheilte und hohe Gnade, an welche einzig die Bedingung geknüpft war, mein Werk ſo zu beſchleunigen, daß ich meine Arbeit gleichzeitig mit Bäſe beendigte, denn der Großherzog liebte das für eins der gelungenſten Werke Rafaels

*) Louiſe Seidlers Copie der „Madonna mit dem Stieglitz“ hängt jetzt im Großherzogl. Muſeum zu Weimar. Friedrich Preller urtheilte über dieſelbe: „ſie ſei die beſte Copie, die er je geſehen.“ Wer ſich erinnert, welche Schwierigkeit das Copiren nach Rafael darbietet, an deſſen Bildern man das eigentliche Machwerk oft gar nicht erkennen kann, weiß, was dieſes Lob bedeutet. — Ihren Zweck, dem Großherzoge Carl Auguſt eine Freude zu machen, hat Louiſe Seidler erreicht: unter'm 26. Auguſt 1821 ſchreibt der Fürſt an Goethe: „Die Seidler hat zwei vortreffliche Gemälde geliefert“ (Briefwechſel II, 190), und zu der alljährlich am 3. September (Carl Auguſts Geburtstag) veranſtalteten „Weimariſchen Ausſtellung“ wurden dieſelben ſogleich eingeſandt. Goethe hielt die Arbeiten „des ſeit einigen Jahren in Italien um ihre Ausbildung fleißig bemühten Frauenzimmers“ von einer „ſo achtenswerthen Beſchaffenheit,“ daß er es „für Pflicht“ erachtete, „den Kunſtfreunden“ in einem Aufſatze über die Ausſtellung von 1821 („Ueber Kunſt und Alterth.“, IV, H. 1. S. 19 fg.) „etwas näheren Bericht von denſelben zu geben.“ Louiſe Seidler habe, ſagt er, auf die Madonna mit dem Stieglitz beſonderen, „höchſt lobenswerthen Fleiß verwendet. Der ſimple, etwas gelbliche Farbenton iſt treu wiedergegeben, das Eigenthümliche in Geſtalt und Ausdruck am Chriſtkind nicht weniger gelungen. Sollte Jemand, der mit Rafaels Werk ſich genauer bekannt gemacht, im Kopf der Madonna das allerzarteſte von reiner Schönheit, Gemüth und Geiſt vermiſſen, ſo bedenke man, daß eben von Seiten dieſer Eigenſchaften beſagtes Gemälde, und vornehmlich der Madonnenkopf, ganz unnachahmlich.“

Digitized by Google

gehaltene Bild ſo ſehr, daß er deſſen Anblick voll Eiferſucht kaum Jemand gönnen wollte und es auf Reiſen ſtets in einem Wagen mit ſich führte. Zum Glück hatte ich bereits große Uebung und malte ſehr raſch, ſo daß ich über Erwarten ſchnell mit dieſer wichtigen Arbeit fertig wurde. Bäſe, ein kleiner lebendiger Herr, den ich trotz ſeiner großen Reizbarkeit bald hochſchätzen mußte, nahm ſich meiner dabei ehrlich an; er war ein vorzüglicher Copiſt, der ſich die Aufgabe geſtellt hatte, ſämmtliche Rafaels, welche es giebt, zu copiren. Sein ſpäteres tragiſches Ende konnte Niemand ahnen: er hatte 1837 in Madrid das große Spaſimo von Rafael copirt; nach Vollendung der Arbeit fand er die Copie gegen das Original zu dunkel und erſchoß ſich aus Verzweiflung darüber. „Die Deutſchen ſind zu fleißig und zu gefühlvoll für ein ſüdliches Klima“ bemerkte mit großem Rechte ein gemeinſchaftlicher Freund bei dieſer traurigen Veranlaſſung.

Der dritte Rafael, den ich in Florenz copiren durfte, war die zarte Madonna Tempi: die jugendliche Mutter, das dem Beſchauer zugewandte Kind an ſich drückend; ein Gemälde, welches erſt ſpäter recht bekannt und berühmt wurde*). Es gehört in die mittlere Periode Rafaels und entzückt durch ſeine edle Einfachheit, Unſchuld und Kindlichkeit. Durch König Ludwig von Bayern kam es 1826 für 16,000 Scudi in die Pinakothek nach München; eine meiner Copien kaufte Herr von Quandt, um ſie der ſchönen Gallerie in ſeinem kunſtgeweihten Wohnhauſe an der großen Elbbrücke in Dresden einzuverleiben. Der hilfreichen Hand, welche dieſer treffliche Mann und ſeine edle Gattin uns ſchon in Rom geboten, konnten Schinz und ich auch hier uns wieder erfreuen; auf der Rückkehr nach Deutſchland begriffen, verweilten Quandts noch einige Wochen in Florenz, bis ſie im Juli 1820 nach der Heimath aufbrachen, geleitet von den Segenswünſchen aller Künſtler, die ihren Weggang nur bedauern konnten. Denn Herr von Quandt

*) Schinz bemerkt (im Tgbch.): es ſei „ſehr ſchwer, dies Bild zu copiren, das in der Zeichnung unbeſtimmt, faſt verloſchen ſei und in der Farbe ſich je nach dem Tageslicht ſehr ändere.“ Ueber Louiſes Copie ſagt er: „ſo wenig ſchlecht ſie iſt, entzückt ſie mich weniger, als die der Madonna mit dem Stieglitz.“

Digitized by Google

war ſich gleich geblieben; er hatte gethan, was Tauſende mit ihrem Gelde nicht thun würden, wenn ſie auch noch ſo ſehr mit ihrem Mäcenatenthum prunken. Fürſten leuchtete er als Muſter eines Kunſtbeſchützers voran, und wenn ſein Beiſpiel viele Nachahmung weckte, ſo ſtünde Manches beſſer!

Von der aria cattiva, der ſchädlichen Luft, aus Rom vertrieben, war Anfangs Juni 1820, wenige Wochen früher als ich, auch der „italieniſche Forſcher" Herr von Rumohr nach Toscanas Capitale gekommen. Er hatte eine allerliebſte Villa vor Florenz bezogen; den Verkehr mit der Stadt erleichterte ihm ein kleines, von munteren Ponies gezogenes Wägelchen. Da einige Künſtler, welche ich von Rom her kannte (darunter Philipp Veit und Overbeck), der Einladung des gaſtfreien Mannes folgend, deſſen Villegiatur mit ihm theilten, ſo trat auch ich Herrn von Rumohr raſch näher. Er war ſehr bald ſo liebenswürdig, Schinz und mir ſeine Ponies zu ſenden, welche uns zu ihm hinausführen ſollten, damit wir mit ihm und unſeren gemeinſchaftlichen Freunden ſpeiſten und einem ländlichen Feſte beiwohnten, welches er ſeinen Winzern und denen der Nachbarſchaft gab. Die Tafel war ganz nach vaterländiſcher Weiſe eingerichtet; der Baron hatte große Beſitzungen in Holſtein und bereiſte Italien lediglich zu Kunſtzwecken.

Sein Geiſt, ſeine tiefe Kennerſchaft flößte mir die höchſte Achtung ein; während eines wiederholten, langen Aufenthaltes in Italien hatte er in Florenz, Siena, Piſa, Perugia u. ſ. w. alle früheren Kunſtepochen mit Liebe ſtudirt. Soweit ſeine Mittel reichten, ſammelte er nicht nur Kunſtſchätze, ſondern unterſtützte auch die Künſtler; er ſelbſt zeichnete mit der Feder auf das geſchickteſte Landſchaften und Caricaturen; es giebt von ihm auch viele radirte Blätter. In Oel malte er ebenfalls Landſchaften, wenn ihm irgend ein junger Künſtler die Palette ausſetzte; ihm ſelbſt fehlte dazu, wie überhaupt im Leben, alle Geduld. Dies gab nicht ſelten zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen Veranlaſſung; die größte Kleinigkeit konnte den Zorn des launenhaften Mannes erregen. Seine Gutmüthigkeit, ſeine Originalität mußte mit dieſen Eigenheiten indeſſen wieder ausſöhnen.

Digitized by Google

Während jener Tafel, von der ich berichtete, wurden Kunſtgegenſtände beſprochen; dazwiſchen zeichnete Baron Rumohr auf kleine Stückchen Papier mit flinker Hand eine Menge ſeiner ergötzlichſten Caricaturen; eine Angewöhnung, von welcher er ſich zu allen Zeiten und an jedem Orte beherrſchen ließ. Zahlloſe Köpfe mit den wunderlichſten Grimaſſen entſtanden in wenig Augenblicken; unſer Wirth betrieb das Zeichnen, wie ein Anderer bei Tiſche Brotkügelchen dreht oder an Flaſchenkorken ſchnitzelt. Die Aufwartung bei Tafel verſah ein aus Holſtein mitgebrachter ſehr gewandter Menſch, der zugleich als Koch fungirte, dabei aber gebildet genug war, um häufig mit ſeinem Herrn deſſen Lieblingsſpiel, das Schach, ſpielen zu können.

Abends, nachdem wir gegeſſen, führte uns Herr von Rumohr in den „Ballſaal", d. h. in eine mit Blumenkränzen und bunten Lampen decorirte Scheune, wo die Winzer bereits verſammelt waren. Der Baron reichte einer hübſchen Winzerin den Arm, ländliche Muſik ertönte und der Walzer begann nach deutſcher Weiſe. Auch ich ſchloß mich mit Overbeck an, und ſo tanzten wir bis gegen zwölf Uhr wacker mit allen Landleuten. Herr von Rumohr reichte ſelbſt Erfriſchungen mit umher und machte den liebenswürdigſten Wirth; im herrlichſten Mondſchein fuhren wir endlich müde nach Hauſe.

Aber der Baron von Rumohr war nicht nur ein muſterhafter Wirth, ſondern auch ein zuvorkommender Cavalier. In freundlichſter Weiſe machte er mir das Anerbieten, mich dem renommirteſten Künſtler der Stadt, dem Hiſtorienmaler Benvenuti vorzuſtellen, deſſen Cuſtodie ein Theil der Uffizien unterſtellt war. Bereits am nächſten Morgen holte mich Herr von Rumohr zu einem Beſuche bei demſelben ab.

Ich fand einen etwa fünfzig Jahre alten, tüchtigen Künſtler; ſeine Arbeiten, ganz im akademiſchen Styl gehalten, waren wacker in der Zeichnung, brillant, doch ſchwer im Colorit, die Figuren aber voll dramatiſcher Bewegung und lebendig im Ausdruck. Er trat würdevoll, ſtellenweiſe ſelbſtgefällig auf; namentlich beliebte es ihm, zu betheuern, er ſei nie in Rom geweſen, verdanke daher alle ſeine Kunſt ſich ſelbſt.

Wie man denken kann, wollte dieſer Akademiker von der altfloren-

Digitized by Google

tiniſchen Schule nichts wiſſen; er hatte ſogar den Unverſtand gehabt, das ehrwürdige, aus dieſer Schule ſtammende Altarbild der Kirche Santa Maria Novella — der Lieblingskirche Michel Angelos, welche dieſer „ſeine Braut" nannte — durch ein modernes Machwerk ſeiner eigenen Hand zu verdrängen. Ich dagegen ſchwärmte für die einfachen, empfindungsvollen Florentiner, die ich als Grundlage der neu ſich entwickelnden Kunſt zu betrachten geneigt war; eine Meinung, welche geiſtreichere Kenner und warme Verehrer eines Ghirlandajo, Gaddi, Fieſole, Filippo Lippi, Andrea del Caſtagno, Giotto u. ſ. w. mit mir theilten.

Daß ich mich durch die abweichenden Kunſtanſchauungen des Direktors Benvenuti nicht abhalten ließ, in den Schätzen zu ſchwelgen, welche die ihm unterſtellte Gallerie barg, braucht wohl keiner Verſicherung. Auch ſonſt ſah ich mich fleißig nach Kunſtwerken um, wie ich denn z. B. den berühmten Florentiner Moſaiken ein emſiges Studium widmete. Dieſe ſind, auf ſchwarzem Grunde, mit wirklichen Steinen dargeſtellt, die römiſchen dagegen mit bunten Glasſtiften. Florentiner Moſaiken ſind deshalb ſehr theuer; ich ſah im Palazzo Pitti eine Tiſchplatte, welche man auf 6000 Scudi ſchätzte. Im Battiſterio, der Taufkirche zu Florenz, erblickt man Moſaiken der älteſten Meiſter, deren Werth, gleich ihrer Dimenſion, koloſſal iſt. Mir imponirte vor allem ein ungeheurer ſitzender Chriſtus mit hoch erhobener Hand, ernſt und gewaltig, mehr Gott als Menſch.

Von eigenen Arbeiten, welche außer den ſchon erwähnten in meine Florentiner Zeit fallen, habe ich einer, diesmal nach dem Original angefertigten Copie jenes Erzengels Michael von Perugino aus der Academie S. Marco zu gedenken, mit deſſen Nachbildung nach Eggers ich einſt Henriette Herz erfreut hatte, und deſſen ganz jugendlicher Kopf für ein Bildniß Rafaels galt*); außerdem mehrere Damenportraits

*) Ueber dieſe Arbeit (offenbar das von Carl Auguſt gegen Goethe erwähnte zweite „vortreffliche Gemälde") heißt es in dem angeführten Berichte über die „Weimariſche Ausſtellung" vom September 1821: „Das Bruſtbild des Erzengels hat eine etwas freyere Behandlung erfahren (als die Madonna), und

Digitized by Google

(eins Kniestück, ein anderes stehende Figur in Lebensgröße), mit denen mich u. A. die hochherzige Familie des holsteinischen Grafen Baudissin, in welche der Baron von Rumohr Schinz und mich eingeführt hatte, beauftragte; im Schooße dieser Familie, welche wir zu unserer Freude später in Rom wiederfanden, verlebten wir unvergeßlich-schöne Stunden (wie z. B. am Weihnachtsabend des Jahres 1822, der durch eine wahrhaft glänzende Bescheerung verherrlicht ward). Aus der Zahl deutscher Kunstgenossen, welche 1820—21 in Florenz lebten, wurde mir keiner so wichtig, wie der treffliche Metzger, über den ich daher auch einige Worte sagen muß.

Er war vom Kronprinzen Ludwig von Bayern zum Behuf des Ankaufs und der Restaurirung von Denkmälern alter Kunst, welche dieser Fürst damals zahlreich erwarb, angestellt, und dieses schwierige Amt hätte nicht leicht einem einsichtsvolleren Manne anvertraut werden können. Metzger verstand seine Sache ganz meisterlich, ja, bei Restaurirungsarbeiten erreichte er durch ein ihm eigenthümlich gebliebenes Verfahren selbst da noch Großes, wo Palmarolis Weisheit ein Ende hatte. Oft sah ich ganz ungereinigte Bilder bei ihm, die so schwarz und übermalt waren, daß ich nicht begriff, wie man unter der Kruste noch etwas Gutes hervorholen könne, und doch gelang ihm dies fast ausnahmslos in jedem Falle. So war der Umgang mit ihm höchst lehrreich, und ich danke ihm manchen fruchtbringenden Wink, den man stets um so lieber entgegennahm, als der schlichte, einfache, bescheidene Künstler, dessen ganzes Wesen mich unwillkürlich an den biedersinnigen Eberhardt erinnerte, bei einer seltenen Herzenswärme die große Gabe besaß, mit Liebe

---

wird durch jugendliche Unschuld und Lieblichkeit der Züge sehr anziehend. Art und Geschmack des P. Perugino sind darin leicht zu erkennen, und nach dieser Copie zu urtheilen, muß das Originalbild, welches uns unbekannt blieb, wohl eine der allerschätzbarsten Arbeiten des erwähnten alten Meisters seyn. Neuerlich hat in Italien die Sage Cours erhalten, P. Perugino habe in diesem Erzengel seinen Schüler, den damals noch jungen Rafael porträitirt. Wir lassen den Werth oder Unwerth hiervon auf sich beruhen, glauben aber nicht, daß man eine historisch begründete Gewährschaft darüber beybringen könne."

Digitized by Google

und Nachsicht zu unterweisen, so daß man gern von ihm getadelt war. Wie dieser gute, feine Mann so sehr empfinden gelernt, womit man seinem Nebenmenschen am besten dient, erklärt sich aus seinem bewegten Lebensgange: Noth jeder Art — an Geld, durch Krieg, Krankheit, Verletzung des Körpers, ja, durch ein schweres Augenübel, in Folge dessen er seiner Kunst, dem Kupferstechen, Jahre lang entsagen mußte — hatte bei ihm ein tiefes, edles Gefühl erweckt, so daß er nützte und half, wo er nur konnte. Sein Fürst wußte aber auch, welche Perle — an Menschen- wie an Künstlerwerth — er in Metzger besaß; als dessen Frau ihm im Januar 1821 einen Knaben schenkte, bot sich Kronprinz Ludwig selbst zum Taufpathen an, und ließ sich bei der heiligen Handlung durch den Baron von Rumohr vertreten.

Unter den mannichfachen Bestrebungen, welche ich zu schildern versucht habe, nahte endlich die Zeit, wo die Umstände mich zur Rückkehr nach Rom drängten. Im October des Jahres 1821, als ich just drei Jahre in Italien zugebracht hatte, siedelte ich wieder nach St. Peters Stadt über; mir war, als ob ich in einen trauten Familienkreis zurückkehrte. Aber mit wie herzlicher Freude ich auch die lieben Gesichter alle wieder zu begrüßen hoffen durfte: der Abschied von dem schönen Florenz ward mir darum nicht leichter. Ach! Aus Scheiden und Meiden entstehen ja die herbsten Bekümmernisse dieses Erdendaseins — ich sollte es wiederum so recht erfahren, als, nach einer ruhigen Zeit angestrengten Schaffens, plötzlich in den letzten Maitagen des Jahres 1822 die Nachricht mich überraschte, der bei all seiner Barockheit von mir doch werthgehaltene Herzog August von Gotha sei gestorben, und sein Bruder Friedrich, der Thronfolger, müsse nun Rom verlassen, um die Regierung des Landes anzutreten. Aus Gotha traf in der Person des Herrn von Bridel ein außerordentlicher Gesandter ein, um den nunmehrigen Herzog Friedrich zu holen; in den ersten Junitagen verließ der erlauchte Herr sein langjähriges Domicil, um nach Deutschland zurückzukehren. Am Tage vor seiner Abreise nahm ich von ihm mit heißen Thränen Abschied; hatte er mir doch so sehr viel Güte und Herzensfreundlichkeit erwiesen und mir Gelegenheit ge-

Digitized by Google

geben, Rom und ſeine Umgebungen auf das bequemſte kennen zu lernen! Mit ihm ſchied mein lieber Vetter Ettinger, der ſtets fürſorgliche, treue Freund, der mir immer nur Gutes erzeigt. Ich wußte mich nicht zu faſſen, nicht meine Thränen zu hemmen! Erſt die Zeit heilte die Wunde, welche der Trennungsſchmerz geſchlagen.

Schlag auf Schlag folgte nun: wenige Tage nach dem Herzog von Gotha verließ Johann Veit die ewige Stadt. In der Villa Raſaela gab er den befreundeten Künſtlern und deren Frauen ein Abſchiedsfeſt*). Dieſe Villa, ein köſtliches, von Raſael erbautes Kleinod, welches die Jahrhunderte verſchont hatten, bis es 1849 bei den republikaniſchen Unruhen von den Römern ſelbſt zerſtört wurde, war damals von ſchlichten Winzern gepachtet worden; eine große, geſchmackvoll decorirte Halle diente dazu, die Geräthſchaften derſelben aufzubewahren. An den Wänden aber ſah man noch die Spuren von Raſaels Genius unverſehrt erhalten; auf das anmuthigſte und geiſtreichſte hatte ſich ſeine Kunſt hier in einer Gruppe nackter Jünglinge, welche nach der Scheibe ſchoſſen, verewigt; am Fries zeigten ſich vier Medaillons mit lieblichen Frauenbildern, welche man für Raſaels Freundinnen hielt. In dieſem geheiligten Raume war die Tafel gedeckt; Bretter, auf Fäſſer gelegt, gaben ringsumher bequeme Sitze. Wir ließen uns die Speiſen vortrefflich munden, und die Becher kreiſten; am Schluſſe des Mahles erhob ſich der liebe Gaſtgeber und rief mit begeiſterter Stimme: „Es lebe Raſael, Raſael lebe hoch!“ und rings in der Halle ſchallte es: „Hoch! Hoch!“ In demſelben Augenblicke flatterte ein großer, herrlicher, bunter Schmetterling über die Tafel. Unwillkürlich erhoben wir uns alle in feierlichem Schweigen; die Pſyche Raſaels ſchien hernieder zu ſchweben. In weihevoll gehobener Stimmung verließen wir die feſtliche Halle.

*) Ein Irrthum, ſoweit das Jahr in Frage kommt. Das oben geſchilderte Abſchiedsfeſt fand zwar ganz in der angegebenen Weiſe und auch im Mai (am 30.) ſtatt, jedoch bereits 1819. Johann Veit verließ Rom am 31. Mai 1819, kehrte aber im November 1822 wieder dahin zurück „und brachte eine allerliebſte kleine Frau mit“ wie Schinz (im Tgbch.) berichtet; er ſetzt hinzu: „wir verlebten bei ihm viele ſchöne Abende.“

Digitized by Google

Aber nicht nur der Abſchied manches lieben Freundes — auch der Tod lockerte mit rauher Hand das ſchöne Band, welches die römiſchen Künſtler umſchlang. Am 26. Januar 1822 Abends waren einige Freunde und zwei fremde Gäſte, ein Amerikaner, Sir George Bankroft und ein artiger junger Menſch aus Hamburg, Namens Campe*), zum Sonnabendkränzchen bei mir verſammelt; vergnügt tranken wir unſeren Thee, als Stockmar bei uns eintrat und die Nachricht brachte, der Bildhauer Rudolf Schadow, ein Sohn des berühmten Direktors der Berliner Kunſtakademie und Bruder des Hiſtorienmalers, von dem ich bereits erzählte, ſei plötzlich an einer Bruſtentzündung ſchwer erkrankt. Schon am folgenden Tage hatte ſich denn auch ſein Befinden höchſt bedenklich verſchlimmert, und am 31. Januar war er todt. Am Spätnachmittage des nächſten Tages ward er beerdigt; er ſelbſt hatte das Begräbniß angeordnet. Einer Sitte gemäß, welche ich ſowohl in Rom, als auch in Neapel wiederholt beobachtete, lag die Leiche offen auf einer mit goldgeſticktem Damaſt überdeckten Bahre; dieſe ward abwechſelnd von ſechszehn Künſtlern getragen, welche dem Dahingeſchiedenen die letzte Ehre erweiſen wollten. Schadow war katholiſch geworden und hatte ſich den heiligen Franciscus von Aſſiſi zum Patron erwählt; er war deshalb in eine Franziskanerkutte gekleidet, die Hände, über der Bruſt gefaltet, hielten ein kleines Kreuz, Pſalmen ſummend ging die heilige Brüderſchaft nebenher, faſt alle deutſchen Künſtler folgten der Bahre. Wahrhaft poetiſch lag der Todte da, einem Schlafenden gleich; wie um Abſchied für ewig zu nehmen, küßte ihn die Sonne noch einmal mit ihren letzten Strahlen. Der Eindruck dieſes Leichenzugs war tief ergreifend; ernſt und bewegt kehrten wir von ſeinem Anblick heim.

Eng und enger ſchloſſen ſich jetzt, da ſo manche Lücke geriſſen war, die in Rom zurückbleibenden Kunſt- und Geſinnungsgenoſſen aus dem lieben deutſchen Heimathlande aneinander. So wurde mir eines

*) Ohne Zweifel der Buchhändler Julius Campe, ſpäter Inhaber der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg. Vergl. Strodtmann, Heinr. Heine, II, 18.

Digitized by Google

Tages die große Ueberraſchung zu Theil, von dem preußiſchen Geſandten, dem edlen Niebuhr — den ich wegen ſeines Geiſtes, ſeiner Gelehrtheit und Herzensgüte je länger je inniger verehren gelernt hatte — folgendes Billet*) zu erhalten:

„Liebe Seidler!

Ich ſchreibe dieſes Briefchen für den Fall, daß wir Sie nicht zu Hauſe finden, weil heute der funfzehnte des Monats iſt. Wir haben Ihnen nämlich einen Vorſchlag zu thun, über den wir Sie nur bitten, ſich ohne alle Verlegenheit, auch verneinend, wenn Sie Gründe für ſich haben, zu entſchließen. Am 1. k. M. werden bei uns die Zimmer frei, welche Becker bewohnte; wollen Sie dieſe annehmen und unſere Hausgenoſſin ſein? Wir können Ihnen keinen Miniſtertiſch anbieten, aber wir können Ihnen verſprechen, daß Sie kein Büffelfleiſch auf den Tiſch bekommen ſollen. Meine Frau würde an Ihnen in den Stunden, welche Sie nicht der Kunſt beſtimmen, eine Freundin und Geſellſchafterin haben — und daß wir Sie nicht geniren werden, verſichern wir Ihnen beſtimmt. Wollen Sie das Quartier der Künſtlerſtadt beſuchen, ſo können unſere Pferde Sie faſt immer hinbringen, wohin Sie wollen. Wir ſchreiben Ihnen dies heute, weil, wenn Sie ſich auf unſeren Antrag entſchließen, Sie heute Ihre Wohnung aufſagen könnten.

Mit herzlichſten Grüßen meiner Frau Ihr ergebenſter

Niebuhr."

Wie ſehr es mich auch beglückt hätte, in einer ſo edlen Familie Schutz und Obdach zu finden, — die Erſparniß gar nicht gerechnet — ſo hätte ich mich doch durch Annahme deſſelben meiner Künſtlerfreiheit beraubt gefühlt. Alle Kunſtgenoſſen und Freunde wohnten jetzt am Monte Pincio ganz nahe um mich herum, ja, derjenige, welcher mir am meiſten förderlich und nützlich war, Philipp Veit, war unter Einem

*) Abſchriftlich. In der Abſchrift undatirt. Schinz (im Tgbch.) berichtet das Eintreffen des Briefes bereits am 15. April 1819.

Digitized by Google

Dache mit mir; jeden Augenblick konnte ich mir Rath bei ihm holen, und dies war oft der Fall. Auch Schinz, der wackere Freund, würde mir bei der größeren Entfernung vielfach gefehlt haben, denn auch er war mir in künſtleriſcher Beziehung ſo wie durch brüderliche Hilfsleiſtungen von großem Nutzen*). Kam ich nach Hauſe, ſo fand ich oft Palette und Pinſel gereinigt, die Staffelei bekränzt und manche ſchriftliche Bemerkung vor derſelben niedergelegt, die mir bei meiner Arbeit nützlich ſein konnte; bisweilen überraſchte mich auch ein poetiſcher Abendgruß, oder ein Kupferſtich, den Schinz bei einem Antiquar für meine kleine Sammlung, die ich mir angelegt, paſſend gefunden und für mich erworben hatte. Wie wichtig war mir außerdem ſein Urtheil in allen Zweifeln, die mich oft beſchlichen! Namentlich an ſeine größere Correctheit in der Zeichnung mußte ich oft appelliren, zumal wenn es ſich um Gegenſtände handelte, deren Studium nach der Natur mir meines Geſchlechtes halber von vornherein unzugänglich war. Da wußte Schinz allemal zu rathen und zu helfen, und er that dies ebenſo liebevoll, wie gründlich. Selbſt tüchtiger Zeichner, wie er es war, litt er auch von mir nichts ſchlechtes. Einſt hatte ich eine Compoſition von neun Figürchen entworfen, auf die ich mir wirklich etwas einbilden wollte. Aber ach! Vor ſeiner ſtrengen, aber gerechten Beurtheilung fiel mein Stolz herab wie ein Ziegel vom Dach, und mein Hochmuth zerplatzte vor der überzeugenden Kraft ſeines wahren Ausſpruchs. So wurde denn beſchloſſen, den freundlichen Vorſchlag des trefflichen Niebuhr, trotz aller Anerkennung ſo ſeltener Güte, abzulehnen. Am

*) Am Tage nach dem Eintreffen des Niebuhrſchen Briefes, 16. April 1819, feierte er ſeinen 22. Geburtstag. Als er die Freundin beſucht, tritt ſie ihm „gleich freudig entgegen um zu gratuliren“ berichtet er im Tgbch., indem er fortfährt: „Dann führte ſie mich an den für mich gut geordneten und gedeckten Tiſch, wo aus den erſten Frühlingskeimen und Wieſenblumen mein Name „C. S.“ geſchrieben war; dann bekam ich Papier, um daranf Durchzeichnungen zu ordnen, eine ſehr ſchöne Zeichnung nach dem Engel Michael von Perugino (Florenz), Pinſel zum Malen u. ſ. w.“ (An dem Erzengel Michael arbeitete L. Seidler damals nach der ihr vorliegenden Copie von Eggers für Henriette Herz.)

Digitized by Google

nächſten Morgen ging ich zu den lieben Menſchen, um ihnen dieſe Antwort zu bringen. Ich fand die Hausfrau in ihrem allerliebſten Garten, an deſſen Spalieren Citronenbäume grünten, unter einem Mimoſenbaum ſitzen, von den holden Kindern umgeben, dem kräftigen kleinen Marcus, blond und blühenden Colorits, und der zarten Amalie, mit dichtem, reichem Lockenkopf und runden, lieblich braunen Augen. Sie empfing mich auf das gütigſte; unter angenehmen Geſprächen verging die Zeit. Die ſonſt ſo ſtille, in ſich gekehrte Frau entfaltete eine Liebenswürdigkeit, ein tiefes Gefühl, welches ich früher nicht an ihr gekannt und gar nicht erwartete hatte. In dieſem Augenblick fühlte ich es doppelt ſchmerzlich, daß ich auf das ſo freundliche Anerbieten nicht eingehen konnte, jedoch wagte ich es, mir die Erlaubniß von ihr auszubitten, künftig die Sonntage in ihrem Familienkreiſe zubringen zu dürfen. Zu den Donnerstag-Abenden, wo Niebuhrs offenes Haus für Künſtler und Gelehrte hielten, war ich ohnehin ein für allemal geladen. Sie gewährte mir meine Bitte gern, ja, ſie fügte hinzu, daß es längſt ihr Wunſch geweſen ſei, mich zu erſuchen, ſie ſelbſt, ſowie ihre beiden Kinderchen zu portraitiren — ſie hoffe, ich werde dieſen Auftrag nicht ablehnen. Hoch erfreut, ſagte ich zu und machte mich ſchon nach wenig Tagen an die Arbeit. Ich malte erſt die Mutter, dann die Kinder; letztere in ganzer Figur, in einer Gruppe, die vermöge der großen Unruhe der kleinen Schelme viel Schwierigkeiten bot*). Gewöhnlich halten die Künſtler Kinder-Portraits

*) Hier ſcheint Louiſe Seidlers Gedächtniß nicht ganz treu geweſen zu ſein; Schinz notirt ſchon am 25. Febr. 1820: „L. hat ihr Bild von den Niebuhr-Kindern vollendet. Jene ſind ſehr befriedigt, und mit Recht; es war eine große, ſchwierige Arbeit, macht ſich aber ſehr gut.“ Das Portrait von Niebuhrs Gattin entſtand jedoch wirklich in der von Louiſe angegebenen Zeit (Frühjahr 1822), und die Künſtlerin nahm die Gelegenheit wahr, Schinz zum Zeichnenlehrer für Marcus Niebuhr zu empfehlen, „der zwar erſt fünf Jahre alt, aber voll natürlichen Verſtandes iſt. Herr von Niebuhr richtete mir Alles ſehr bequem ein, ſo daß es ſchon ohne die gute Bezahlung ein Gewinn war; ich durfte die Stunde wählen und ſpeiſte oft bei Niebuhrs zu Mittag, wo Alle ſo liebevoll waren, daß ich mich nur freuen konnte.“ (Schinz, im Tgbch.)

Digitized by Google

für beſonders undankbar; eine Anſicht, welche ich nicht theilen kann. Im Ganzen iſt doch der Typus der Kindergeſichter ein allgemeiner, nur etwas modificirt im Detail der Formen, in denen das Runde, ſowie der Ausdruck von Unſchuld und Lieblichkeit vorherrſchend ſind.

Frau Niebuhrs Fürſorge erleichterte mir die Arbeit weſentlich durch das reizende Atelier, welches ſie mir in ihrer Wohnung in einem Gartenſalon bereitete; durch die geöffneten Fenſter und Flügelthüren drangen würzige Blüthendüfte herein; eine plätſchernde Fontaine machte eine ſanfte, melancholiſche Muſik, während ſie zugleich die ſehr wünſchenswerthe Kühle verbreitete. Man kannte dieſe zarte Sorge und Aufmerkſamkeit für die deutſchen Künſtler in Rom an der trefflichen Familie. Niebuhr war für Alle ein wahrhaft väterlicher Freund und eine zuverläſſige Stütze; hatte er doch einſt ſogar Denen, welche die Fresken in der Caſa Bartholdina malten, den Ultramarin gekauft, weil derſelbe für ihre Umſtände zu theuer war. Sein gerechter Sinn, ſein wahrhaft chriſtliches Gemüth machte keinen Unterſchied zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Malern, indeß hatte ihn der Uebertritt Einiger zum Katholicismus doch tief betrübt. Ich habe bereits erzählt, wie glücklich ſein Bemühen war, als nöthiges Gegengewicht gegen die Proſelytenmacherei einen evangeliſchen Gottesdienſt in Rom einzurichten.

Leider ſollte ſich der treffliche Mann der Früchte ſeines aufopferungsreichen Strebens nicht mehr lange erfreuen; etwa drei Jahre nach der Gründung der proteſtantiſchen Gemeinde ward er von Rom abberufen; acht Jahre ſpäter, am 2. Januar 1831, ſchied er aus dieſem Leben. Die Trauerbotſchaft ſeines Todes erſchütterte mich tief. Einen geringen Troſt gewährte mir eine flüchtige Skizze von dem Antlitze des edlen Mannes, welche ich im März 1822 zu Rom entworfen hatte, und die ich zu Hilfe zog, als ich im Jahre 1829, der Einladung Niebuhrs nach Bonn folgend, mehrere Sommermonate in ſeinem gaſtlichen Hauſe zubrachte, bei welcher Gelegenheit ich meinen verehrten Wirth ſelbſt und deſſen vier Kinder in einer Gruppe malte.

Digitized by Google

Von jener Skizze*) hörte Goethe, und da er zu jener Zeit durch Krankheit an's Zimmer gefesselt war, so ließ er mich durch einen Freund ersuchen, sie ihn sehen zu lassen. Sie gefiel ihm so sehr, daß er mir nachfolgenden Brief — den letzten, welchen ich von ihm erhielt — sandte:

„Sie würden mir, meine theure Künstlerin, eine besondere Gefälligkeit erweisen, wenn Sie mir das Antlitz unseres werthen Niebuhrs, wie es Ihnen auf dem Papier und gewiß auch in der Seele zurückgeblieben, auf den hier beykommenden Bogen, als dem Format meiner großen Portraitsammlung, herüberbilden möchten; damit es in dieser Gesellschaft vorzüglicher Männer, mir und andern Theilnehmenden, einen schmerzlich-tröstlichen Anblick gewähre. Ihre Zeichnung giebt einen gar zu schönen Begriff von der, leider allzuschnell, vorübergegangenen Gegenwart des vorzüglichsten Mannes.

Das Beste wünschend

Weimar, den 11. Februar 1831.

J. W. v. Goethe."

Natürlich beeilte ich mich, die Bitte des theuern Dichters — der ein Jahr später auch aus diesem Leben scheiden sollte! — zu erfüllen**), ja, ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, daß ich im Stande war, das Andenken des mir so werthen Gönners auf diese Weise zu ehren.

---

*) Dieselbe, eine lebensgroße Kreidezeichnung (Brustbild) auf gelbem Papier mit der Unterschrift: „Barthold Georg Niebuhr, in Rom gezeichnet", befindet sich jetzt im Museum zu Weimar als Vermächtniß Louise Seidlers.

**) Schuchardts Verzeichniß Goetheſcher Handzeichnungen von deutschen Künstlern führt Niebuhrs Portrait unter No. 634 irrthümlich als von Schmeller herrührend auf. Louise Seidler zeichnete außer Niebuhr nachweislich noch Großherzog Carl Friedrichs Portrait für Goethe. (No. 536 bei Schuchardt.) Alle diese Portraits, 131 an der Zahl, in einem sogen. Album vereinigt, stellen Personen dar, mit welchen Goethe in freundschaftlichem oder literarischem Verkehr stand, oder solche, die ihn sonst interessirten. Sie sind nach Schuchardts Angabe sämmtlich Brustbilder in natürlicher Größe, auf farbiges Papier mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet.

Digitized by Google

Denn nie erkalten kann meine Dankbarkeit für Niebuhrs Güte*), welche sich noch kurz vor seinem Scheiden von Rom in besonders schöner Weise bethätigte. Im November des Jahres 1822 nämlich besuchte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit zweien seiner Söhne, den ritterlichen Prinzen Wilhelm und Carl, Italien; auf wenige Tage und mit kleinem Gefolge kamen sie auch nach Rom. Ihr Auftreten war prunklos und ohne Ostentation, aber eben deßhalb nur um so gewinnender. Niebuhr begleitete den Monarchen, Bunsen die Prinzen in Stadt und Umgegend nach den merkwürdigsten Orten; unter Anderem auch in eine Ausstellung von Bildern deutscher Künstler, welche nicht ohne Schwierigkeiten unter Direction Catels in der Casa Bartholdy zu Stande kam**).

Nun hatte ich im April und Mai 1822 den Violinspieler von Rafael copirt. Da das Original sich in der Gallerie der Prinzessin Sciarra befand, so bedurfte es zu meinem Vorhaben deren besonderer Erlaubniß, welche mir auf ein Fürwort Thorwaldsens dessen Freund Brönsted, der bereits erwähnte Archäolog und Bevollmächtigte Dänemarks am päpstlichen Hofe, auswirkte. Allein ich mußte mich, ehe die Zusage

*) „Aus innigstem Dankgefühl und treuester Anhänglichkeit" widmete Louise Seidler die im Jahre 1827 erschienene Lithographie ihrer „heiligen Elisabeth, Almosen austheilend", Niebuhr und dessen Gattin. Wie werth dieser seinerseits die Künstlerin hielt, geht aus den „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" hervor; in einem Briefe vom 8. März 1822 (a. a. O. II, 487) nennt Niebuhr es „ein Glück, daß" (während seine Gattin kränkelte) „die Seidler sich der Kinder etwas annimmt." Louise, damals selbst kränklich, „verlor dadurch nicht Tage, sondern Wochen." (Schinz, im Tgbch.)

**) Schinz macht (im Tgbch.) folgende für jene Zeit charakteristische Bemerkung: „Die Preußen wollten eine Ausstellung veranstalten, die viele Uneinigkeit bewirkte, bevor sie zu Stande kam. Es gab Anlaß, die Intriguen auch unter den höheren Ständen in Absicht auf die Künstler recht zu beobachten. Unter den Künstlern sah man, wie wenig der allgemeine Name: „Deutsche" sagen will; wie die „Deutschen" sich sogleich zu der Einen Landesfahne halten! Man sagte bei diesem Anlaß nicht, wie damals, als der Kaiser da war: „Deutsche", sondern sprach von „Preußen", „Oesterreichern", „Bayern" u. s. w."

Digitized by Google

bestimmt ertheilt ward, der Prinzessin selbst vorstellen. Ich fand eine häßliche, aber doch gezierte und anspruchsvolle Römerin, welche meine Bitte herablassend gewährte. Die Arbeit war nicht angenehm, da die Frau des Gallerieaufsehers mich während derselben mit Argusblicken bewachte; endlich aber (am 25. Mai 1822) war der letzte Pinselstrich an der Copie gethan. Gleichzeitig hatte ich mich mit wahrem Heißhunger einer größeren Composition gewidmet: „die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wie sie, von der Wartburg herabkommend, mit milder Hand Brot und andere Gaben an die Armen und Hilfsbedürftigen austheilt"; eine umfangreiche Arbeit, welche ich im Seebade Livorno cartonnirte, wo ich zur Stärkung meiner Gesundheit vom 4. Juli bis 12. August 1822 verweilte. Von Livorno war ich nach Bologna gegangen, um dort nach Perugino, Francesco Francia und anderen zu copiren; das Original des Perugino war ein herrliches Altarblatt, „Madonna, von Engeln umgeben, zu ihren Füßen Heilige"; kräftig in der Farbe, unbeschreiblich fromm und innig im Ausdruck. Unter den Heiligen befand sich eine h. Apollonia, diese copirte ich; nach Francia malte ich einen Guitarre spielenden Engel und eine Madonna, ferner einen Engel nach Innocenzio da Imola. Mit schönen Früchten neunwöchentlichen Fleißes war ich am 17. October 1822, geleitet von dem treuen Schinz, der diese Reise mitgemacht, und einem geistreichen, unterrichteten jungen Franzosen Namens St. Hilaire, der sich in Bologna zu uns gesellt hatte, wieder in Rom eingetroffen, wenige Tage nur vor dem Könige von Preußen. Als nun Catel für diesen die erwähnte Ausstellung arrangirte, konnte ich den Violinspieler nach Rafael, sowie die in Bologna angefertigte Copie des Engels nach Innocenzio da Imola zu derselben beisteuern, und das Glück wollte, daß König Friedrich Wilhelm III., ein warmer und feinsinniger Verehrer Rafaelscher Größe, meiner Copie des Violinspielers (auf welche ihn Niebuhr mit einigen empfehlenden Worten aufmerksam machte) Geschmack abgewann. Er kaufte dieselbe für 40 Louisd'or, und den Engel ebenfalls. An dem nämlichen Tage erwarb er auch einen Amor von Eggers; ein Glück, über welches ich mich um dieses grade damals recht bedrängten Künstlers willen innig

Digitized by Google

freute*). Mit meiner Copie des Violinſpielers hatte ich übrigens bei den preußiſchen Herrſchaften Glück; wenige Monate ſpäter, im Mai des Jahres 1823, verkaufte ich durch Bunſens freundliche Vermittelung eine Wiederholung meiner Originalcopie, zu deren Vollendung die Prinzeſſin Sciarra noch drei Seduten bewilligte, an einen der damals in Rom verweilenden preußiſchen Prinzen**).

Wohl darf ich ſagen, daß mich die Erwerbung meiner Arbeiten durch König Friedrich Wilhelm III. mit freudigem Stolze erfüllte; in der Beurtheilung Rafaelſcher Copien war derſelbe competent in ſeltenem Maße. Hatte er doch 1814 in Paris die Gelegenheit gehabt und fleißig ausgenutzt, die durch Napoleon aus allen Ländern Europas zu-

*) „Der König zeigte ſich ſehr gnädig, und kaufte nicht bloß faſt alles, ohne Anſchauung der Preiſe, was da war, ſondern beſtellte bei jedem Landeskinde noch ein oder zwei Bilder, wenn auch meiſt Copien." (Schinz, im Tgbch.)

**) Die hier gemachten Angaben über die Copie des Violinſpielers dürften auf größere Richtigkeit Anſpruch erheben, als jene, welche das amtlich herausgegebene Verzeichniß der im „Rafaelſaale" des Orangeriegebäudes zu Sansſouci befindlichen Copien nach Rafael enthält. Dieſelben lauten: „Die vortreffliche Copie iſt von Caroline Seidler. Sie befand ſich bereits unter den Bildern im Palais des hochſeligen Königs Friedrich Wilhelm III. Dieſelbe verdankt der „Rafaelſaal" dem Kunſtſinne Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl, Höchſtwelcher an Ort und Stelle die ausnahmsweiſe Vergünſtigung erlangte, das Originalbild von der Wand zu nehmen. Die Copiſtin erhielt ſo die Gelegenheit, ein Werk zu ſchaffen, welches eine Zierde der ausgewählten Kunſtſammlung des Schloſſes Glienecke, der Sommerreſidenz Sr. K. H., geworden. Nach dieſem iſt die obige Copie von der Künſtlerin ſelbſt wiederholt worden, ſteht aber natürlich hinter der erſten zurück." Laut Nippolds Lebensbeſchreibung Bunſens (vergl. I, 232) wäre übrigens 1823 nur Prinz Auguſt und Prinz Heinrich von Preußen in Rom geweſen; einer dieſer beiden müßte mithin die zweite Copie des Violinſpielers von Louiſe Seidler gekauft haben. Wenn Schinz alſo aufzeichnet: „Durch Hrn. v. Niebuhr verkaufte L. Seidler an den König ihre Copie des Violinſpielers zu 40 Louisd'or, und da der Kronprinz ſolche auch haben wollte, erhielt ſie den Auftrag, noch eine zweite zu machen. L. war ſo gut, und ließ mich Theil an der zweiten Copie nehmen, und wir theilten Arbeit und Belohnung" — ſo befindet er ſich hinſichtlich der Perſon des Beſtellers in einem Irrthum, der um ſo leichter erklärlich iſt, als Schinz dieſen Theil ſeines Tagebuchs erſt im September 1823 zu Trieſt aus der Erinnerung niederſchrieb.

Digitized by Google

ſammengeſchleppten Originale zu ſtudiren. Eine Anzahl tüchtiger Künſtler war damals von ihm für die ſchöne Aufgabe gewonnen worden, die hervorragendſten Schöpfungen des großen Italieners nachzubilden; dieſe Copien ſchmückten die Zimmer ſeiner Paläſte in Berlin. Auch mein „Violinſpieler" ſollte ſich dieſer würdigen Reihe anſchließen; und hatte ich auch bisher meine Copien immer leicht verkauft und befriedigende künſtleriſche wie pecuniäre Erfolge damit erzielt, ſo überkam mich doch erſt jetzt die frohe Empfindung, als wäre ich von der Lehrzeit losgeſprochen. Ich fühlte mich gleichſam ſicherer in der Kunſt, ruhiger und frohen Muthes, ſo daß Guſtav Adolfs Wort in Schillers „dreißigjährigem Kriege", den ich damals zuerſt las, mir gleich einer Feuerflocke in die Seele fiel, das Wort: „Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten!"

In gehobener Stimmung nahm ich nun die Arbeit an meiner „heiligen Eliſabeth" wieder auf, alle Seligkeit und alles Leid des ſchöpferiſchen Talentes zugleich dabei empfindend. Es iſt ja in der Kunſt wie in der Liebe: immer himmelhoch jauchzend, oder zum Tode betrübt.

Mit heißer Inbrunſt ſchaffte ich an meinem Werke*); nur ein Gegenſtand von weihevollſter Erhabenheit konnte meine Phantaſie daneben feſſeln: die Madonna di Foligno im Vatican. Ich begann eben damals eine Copie dieſes wundervollen, durch den räuberiſchen Denon einſt nach Paris geſchleppten, dort aber meiſterhaft von Holz auf Leinwand übertragenen und reſtaurirten Bildes; dieſe Arbeit bildet noch jetzt den Hauptſchmuck meiner freundlichen, mir durch meines Großherzogs Güte eingeräumten Wohnung im Jägerhauſe**) zu Weimar.

So verging mir in emſig-ſtiller Arbeit der Reſt des Jahres; ehe ich mich deſſen verſah, ſchrieben wir 1823. Abermals kam der fünf-

*) „Louiſe arbeitet an ihrem Carton nicht viel länger als zwei Monate, und iſt faſt fertig. Ihr Fleiß hat Wunder gewirkt, aber freilich hat ſie ſich unendlich angeſtrengt, bis jeden Abend, wo es ſchon finſter wurde, — und dann ſpitzte ſie noch die Kreide auf den andern Tag." (Schinz, im Tgbch.)

**) Ein herrſchaftliches Gebäude, in welchem die Künſtlerin von 1824—1866 Wohnung und Atelier hatte.

Digitized by Google

zehnte Mai, mein Geburtstag. Ach, ich ahnte noch nicht, daß es der letzte sein sollte, den ich in Italien verleben würde, und doch beschloß ich mein sechsunddreißigstes Jahr in wehmüthig-ernster Stimmung. Fast ein halbes Decennium war ich in Italien gewesen; reiche Schätze der Natur und Kunst hatte ich in Gesellschaft edler Freunde kennen gelernt und genossen; die Geschichte lag von der ältesten Mythe an bis auf die neueste Zeit offen vor mir da, in lebendigerer Schilderung, als je ein Buch sie geben kann. So war die jüngste Vergangenheit unaussprechlich reich, die Gegenwart befriedigend — nur die Zukunft nebelhaft. Ich gedachte ihrer weder hoffend, noch wünschend. Was hätte sie mir auch bieten können, nach dieser Fülle von Glück!

Das waren die Gedanken, welche am 15. Mai 1823, dem Tage, an welchem ich in mein siebenunddreißigstes Jahr trat, mein Herz bewegten. Schon früh am Morgen überraschte mich der gute Schinz, seine innigsten Wünsche aussprechend, mit einigen Kleinigkeiten. Die erste Stelle unter denselben nahm — neben einem herrlich geglückten Ecce homo, Copie nach Philipp Veit — ein schöner Teppich ein, welcher noch heute, im Jahre 1866, das Licht in meinem Atelier zusperrt, um die meinen blinden alten Augen peinigende Helle zu mindern. Denn wie wenig ich auch neuerdings selbstthätig habe schaffen können: mein Atelier ist noch im alten Stande und mir die eigentliche Heimath in meiner stillen Wohnung. Da liegt noch die vertrocknete Palette mit den Pinseln auf dem Maltisch; da steht noch auf der Staffelei der Carton zu meinem Christusbilde: „Kommet her Alle, die ihr mühselig und beladen seid", welches ich für zwei Kirchen, nach Mecklenburg und Schleswig, gemalt habe; die Wände sind bedeckt mit Cartons theils romantischer, theils christlicher Gegenstände. Hier versenke ich mich in die Vergangenheit: Erinnerung ist ja das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Es war wirklich wie eine trübe Ahnung gewesen, welche mich an meinem Geburtstagsfeste überschattet hatte: wenige Wochen später bekam ich aus der Heimath die Nachricht, daß mein Vater unheilbar (an der Rückenmarkschwindsucht) leide. Sein Zustand erheischte meine Rück-

Digitized by Google

kehr nach Jena um ſo gebieteriſcher, als der Kranke, der von ſeiner zweiten Frau keineswegs die erwartete Pflege genoſſen hatte, ſich vor Sehnſucht nach mir verzehrte. Die Aerzte glaubten, daß die Befriedigung dieſer Sehnſucht wohlthuend auf den Leidenden wirken müſſe.

Nun begannen die quälenden Zurüſtungen zu der Trennung von Rom, die mir ſo ſchwer fiel. Es mußte eingepackt, es mußten Abſchiedsbeſuche gemacht werden. Letztere boten noch manchen Lichtblick in der Nacht meiner Bekümmerniß; ſo das Lebewohl bei Thorwaldſen. Tiefbewegt ſchied ich von dieſem Würdigen, dem ich in meinem Herzen längſt den nächſten Platz neben Goethe eingeräumt. Aehnelte doch auch ſein Schaffen dem des Dichterfürſten: durch Beider Weſen ging ein Zug erhabener Einfachheit, antiker Würde, hoheitvollſten Adels. Rührend gütig trennte ſich Thorwaldſen von mir; mit größter Beſtimmtheit ſprach er die im Jahre 1832 auch wirklich in Erfüllung gegangene Prophezeihung aus, daß ich eines Tages ſicherlich wieder nach Rom käme, da ich es ehrlich mit der Kunſt meinte. „Ja!“ ſagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte und mich mit ſeinen wundervollen blauen Augen groß anblickte, „wir ſcheiden heute nicht auf immer. Ihnen iſt es heiliger Ernſt um die Kunſt, heiliger Ernſt!“ Dann zeigte er mir noch ſeine Sammlung von Gemälden, mit denen ein Zimmer ſeiner Wohnung geſchmückt war. Gutmüthig hatte er manchem bedrängten Maler durch Ankauf ſeiner Arbeiten genützt; unter vielem Mittelgut waren ihm auf dieſe Weiſe auch einige Meiſterwerke zu Theil geworden, z. B. zwei treffliche Landſchaften von Koch, in welche Cornelius die Staffage gemalt hatte (dieſe Bilder kamen nach Thorwaldſens Tode in den Beſitz des Herrn von Quandt); auch manche gute Genrebilder zierten die Sammlung des Künſtlers. Die Perle derſelben aber war ein überaus liebliches Madonnenbild von Saſſoferrato, welches Papſt Pius VII. dem Meiſter — deſſen Eigenſchaft als Nichtkatholik uneingedenk — geſchenkt hatte, und das von mir, Dank Thorwaldſens bereitwillig dazu ertheilter Erlaubniß, copirt worden iſt. So-

Digitized by Google

viel ich mich erinnere, war dieſes Gemälde*) das einzige nicht moderne, welches der Künſtler beſaß, denn er pflegte gar keine Bilder alter Meiſter zu kaufen. Hingegen beſaß er alte Münzen, Paſten, etruriſche Vaſen und dergleichen. Zuletzt führte er mich noch in eins ſeiner größten Ateliers, um mir ſeine zwei letzten Apoſtel zu zeigen. Matthäus mit dem Kinderengel gefiel mir außerordentlich, noch mehr aber der Engel, welcher eine Muſchel als Taufbecken darreicht; eine ſchlanke, zarte Geſtalt, deren Gewand in weichen, anſchmiegenden Falten bis auf die Füße herabfällt. Eine ſo hehre, ſo liebliche Unſchuld in den feinen Zügen, eine ſo leuchtende Klarheit in den ſchönen Augen läßt fühlen, wie der Engel ſelbſt die Seligkeit empfindet, das heilſpendende Becken darzubringen. — Mit ſchwerem Herzen ſchied ich von Thorwaldſen, den ich als Künſtler, wie als Menſchen gleich hoch verehrte.

Am Johannisfeſte 1823, drei Tage vor meiner Abreiſe, verabredete ich mit den nächſten Freunden einen letzten Spaziergang nach der Villa Poniatowski. Philipp Veit hatte leider mit Frau und Kind Rom bereits verlaſſen, um den Sommer in Tivoli zuzubringen; ihm hatte ich ſchon das allerſchmerzlichſte Lebewohl geſagt. Andere Kunſtgenoſſen und Freunde begleiteten mich aber nach jener Villa. Der Abend war wunderſchön, die herrliche Ausſicht wurde durch die ſcheidende Sonne vergoldet, deren Untergang mir nie ſo majeſtätiſch erſchienen war, wie diesmal. Lange war ich träumeriſch in den Anblick des herrlichen Naturſchauſpiels verſunken, entzückt und doch ſchmerzvoll den Abſchied vorempfindend. Da erhob der heitere Maler Catel, welcher mit von der Partie war, die Stimme und unterbrach das feierliche Schweigen mit dem Ausrufe: „Laßt uns doch noch einen Salat und Eier in der nahe gelegenen Oſteria „Zum Papa Giulio“ genießen!“ — Geſagt, gethan. Aber wie wurde ich überraſcht! Am Fuße der Treppe, welche zu dem vorgenannten Geſellſchaftslocale führte, ſtand der Maler Remy aus Berlin, bot mir den Arm und bat mich im Namen mehrerer

*) Es befindet ſich jetzt im Thorwaldſen-Muſeum zu Kopenhagen, No. 16 im Cabinet XXVI.

Freunde um die Erlaubniß, den Abend nach Sitte der männlichen Kunſtgenoſſen feiern zu dürfen. Gleichzeitig öffnete ſich die Thür, und eine lange, ſauber gedeckte, mit Blumen geſchmückte Tafel zeigte ſich meinen erſtaunten Blicken, fünfunddreißig mir beſonders befreundete und hoch von mir verehrte Künſtler waren um dieſelbe verſammelt. Ein fröhlicher Gruß ſchallte mir von ihren Lippen entgegen, und vor einem prachtvollen Kranze erhielt ich meinen Platz; mein Seſſel war mit Blumen umwunden und auf meinem Teller lag ein dichter Lorbeerkranz mit einem Gedichte von Auguſte Klein, welches alſo begann:

„Bei dieſem Kranz gedenk' der röm'ſchen Zeiten
Wenn rauh und kalt des Nordens Lüfte weh'n;
Der Lorbeer ſoll in's Studium Dich begleiten
Von ſchlankem Stamm auf kapitol'ſchen Höh'n,
Und Freude, denk' ich, ſoll er Dir bereiten
Wenn deutſche Freunde horchend um Dich ſteh'n;
Dann werden tauſend Bilder Dich umſchweben,
Und in die Blätter dringt ein neues Leben!"

Der Orvieto kreiſte zu den ſchmackhaften Speiſen, und alle Lieder, welche ſonſt den abreiſenden Künſtlern zu Ehren geſungen wurden, erſchallten nun abgeändert für die „reiſende Maid" in friſchen, wehmüthig-fröhlichen Klängen. Es waren herrliche, erhebende Stunden, welche ich genoß; mir zur Rechten ſaß der würdige Prediger Schmieder, zu meiner Linken der ſtets muntere Catel, Freunde und Freundinnen reihten ſich dieſen an. Um Mitternacht endete das für mich ſo überraſchende Feſt. Der Mond ſtand am Himmel; ſein mildes Licht goß Klarheit und Frieden auch in meine tiefbewegte Seele. Still ſchlich ich nach Haus — ſingend und plaudernd zogen neben mir die Anderen davon. Nie zuvor war der Abſchied einer Künſtlerin von Rom ſo ſchön gefeiert worden; auch ſpäter habe ich von keiner ähnlichen Feier gehört. Erſchöpft von ſo viel Freuden und Ehren, erſchüttert von dem Schmerze des Abſchieds, erreichte ich die Schwelle meines Kämmerleins. Vor meinem Bette ſaß ich lange, gedankenvoll vor mich hinſtarrend; wohl fühlte ich, daß Größeres mir nie beſchieden ſein könne. Voll inniger Wehmuth empfand ich, daß keiner meiner glücklichen Tage in Rom mir zu-

Digitized by Google

rückkehren würde, und daß eine ſolche Seligkeit, wie ich ſie dort genoſſen, faſt nur den einen Wunſch übrig laſſen konnte: lieber an der Pyramide des Ceſtius für immer auszuruhen, als nach Deutſchland zurückzukehren. — Als ich mich endlich ermannte und die Fenſter ſchloß, erklangen unter denſelben noch die rührendſten Abſchiedslieder. Mein kaum zur Ruhe gekommenes Herz wurde durch die ergreifenden Klänge der deutſchen Scheidegrüße auf's neue erſchüttert; Thränen erſtickten den Dank, welchen ich den Sängern ſo gern zugerufen hätte.

Der Tag, an welchem ich der ewigen Stadt Lebewohl ſagen ſollte, kam endlich heran — der Wagen raſſelte vor, einige Kunſtgenoſſen, darunter der treue Schinz, ſtiegen mit mir ein; von Pulinis, deren Tochter Adelheid ſich unter meinen Augen entwickelt und die ich wie das theuerſte Kind geliebt, wurde der ſchmerzlichſte Abſchied genommen — dann ſchied ich von dem gaſtlichen Dache, welches mich fünf glückliche Jahre lang beherbergt hatte. Meiner Bewegung nicht mächtig, beſtieg ich den Wagen, in Thränen gebadet. Raſch ging es vorwärts — auf der Anhöhe, wo man zum letzten Male die Kuppel von Sanct Peter erblickt, machten wir Halt, ſtiegen aus, die letzte Flaſche Orvieto wurde geleert, ein Hoch! der ewig herrlichen Roma gebracht, und die Scherben unſerer Gläſer flogen klirrend zur Erde. Zum letzten Male umarmte ich die Freunde; ſie kehrten die Landſtraße nach Rom zurück — mein Wagen eilte gen Norden vorwärts, der Heimath zu.

Digitized by Google

Drittes Buch.

In der Heimath.

Weimar.

(1823—1866.)

„Nun bist Du, Boden meines Vaterlandes,
Mir erst ein Heiligthum; nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf, mich anzuklammern."
(Goethe.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit der Rückkehr in die Heimath brechen die von Louise Seidler selbst herrührenden Mittheilungen ab; der Tod der Künstlerin hinderte die Fortführung ihrer Aufzeichnungen.

Es ist ein rührender Gedanke, daß die Greisin mitten in der seligen Erinnerung an die eingestandenermaßen schönste Zeit ihres Erdendaseins zur Ewigkeit abgerufen wurde; das beglückende Andenken an ihren Aufenthalt in Rom durchglühte verklärend Louise Seidlers letzte Lebenstage, wie die Schlußworte: „Vorwärts, der Heimath zu!" gleichsam als himmlische Vorahnung der scheidenden Seele aufgefaßt werden können.

Langsam nur ging die Rückreise nach Deutschland von Statten; zu schwer trennte sich Louise von Italien, als daß sie den Norden desselben hätte rasch durchfliegen mögen. Zu ihren Reisegefährten gehörten Auguste Klein und der treue Schinz, welcher letztere sie bis nach Lugano zu begleiten sich vorgesetzt. Die erste längere Rast machte man in Perugia, wo Overbeck nebst Frau und Söhnchen seit wenig Tagen eingetroffen war; in Begleitung des freundlichen Künstlers wurden nochmals alle Gallerieen durchwandert — dann schied Louise, nicht ohne Thränen, wie Schinz berichtet; „Overbecks waren aber auch doppelt gütig gegen uns; wir brachten fast jeden Abend bei ihnen zu."

Ueber Arezzo ging es nun nach Florenz; dort war es, wo Louise Seidler Botschaft von dem Brande der herrlichen Kirche San Paolo fuori le mura erhielt, die so tiefen Eindruck auf sie machte.

Bologna, Modena, Parma, Piacenza sind eben so viele Staffeln der Reise; überall werden noch fleißig Gallerieen und Sammlungen besucht; trotz körperlichen Leidens ist Louise unermüdlich im Zeichnen.

Digitized by Google

und Notiren. So wird Mailand erreicht, und der erste Besuch gilt dem großen, gut erhaltenen Carton zu Rafaels „Schule von Athen"; Schinz freut sich, „Frl. Seidler nun beweisen zu können, daß Rafael im Carton sich bloß mit der Form und dem allgemeinen Zusammenhang, nicht aber mit einer sorgfältigen Bearbeitung abmühete".

Doch an langes Bleiben war nicht zu denken; man bricht auf — über Como nach Lugano, wo am 23. Juli 1823 die treu Befreundeten einander unter Thränen Lebewohl sagen; Schinz kehrt sich wieder südwärts, und Louise zieht weiter, über Bellinzona, Aurolo und den St. Gotthard nach Amsteg, wo bereits ein Bruder und eine Schwester des wackeren Schinz der Künstlerin harren, um sie über Schwyz zunächst auf den Rigi zu führen.

Hier genießt Louise die großartig-schöne Natur in vollen Zügen; auch trifft sie mit einigen Bekannten aus Jena, sowie mit Freunden Goethes zusammen; der erste Gruß aus der Heimath weht sie an und lindert sacht den Schmerz über die Trennung von dem unvergeßlichen Italien. Doch schon hat „die gute, zerstreute Künstlerin" sich selbst einen neuen Kummer bereitet: zu ihrer Bestürzung entdeckt sie, daß sie in Amsteg ihrem Kutscher, dem Schinz' Bruder Daniel das übliche Trinkgeld zu geben Miene gemacht hatte, in der Absicht, solche Zuvorkommenheit abzuschneiden, nicht weniger als neun Louisd'or eingehändigt hat! Drei Franken, welche dem Kutscher bestimmt gewesen, finden sich sauber eingewickelt in ihrem Beutelchen, — die gleichfalls eingewickelt gewesenen Goldstücke fehlen; in der Hast hat sie das unrechte Papier ergriffen und sich einen schweren Verlust zugefügt! Vorbei ist es nun mit aller Freude an Sonnenauf- und Untergang; betrübten Herzens bricht die Künstlerin mit ihren neuen Freunden auf zu deren Eltern, und in den ersten Tagen des August trifft sie wohlbehalten in Zürich ein.

Hans Rudolf Schinz, der Vater*), war aus einer Kaufmannsfamilie entsprossen und hatte sich früher selbst dem Handelsstande ge-

*) Ueber ihn das „67. Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Zürich, auf das Jahr 1867." Ein Portrait nach Caspar Schinz ist vorgedruckt.

Digitized by Google

widmet; eine Zeit lang machte er gute Geschäfte, aber dann trafen ihn wiederholt so harte Schläge, daß er kaum seine Ehre hätte retten können, wenn nicht seine Mitbürger und Freunde ein festes, unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt hätten. Jetzt bekleidete er, durch die öffentliche Stimme berufen, das ehrenhafte Amt eines Präsidenten der Hilfsgesellschaft zur Unterstützung armer Einwohner des Cantons Zürich; da er aber seine gesammte Habe geopfert hatte, um seine Gläubiger zu befriedigen, so war die Existenz des von ihm immer noch unterstützten Sohnes zu Rom unlängst in Frage gekommen. Allein dieser war dort so beliebt, daß alles sich vereinigte, ihm aufzuhelfen: Niebuhr gab einen Freitisch und bestellte eine Reihe von Portraitzeichnungen aus alten Gemälden; Prinz Friedrich von Gotha kaufte ein fertiges Bild: „Die heilige Familie vor der Hausthür sitzend", welches Schinz außerdem für Frau von Loewenich, die überdies noch von ihm einen „Boas" für fünfzehn Louisd'or erwarb, wiederholen mußte. Kurz, allseitig suchte man die Lage des jungen Künstlers zu verbessern, so daß dieselbe in der That alsbald genügend gesichert war. Von diesen Umständen Schinz' Vater Mittheilung zu machen, rastete Louise Seidler auf ihrer Rückreise nach Deutschland in Zürich wo sie sich die Herzen der ganzen Familie gewann, deren Mitglieder sie sämmtlich malte, außerdem ihr Selbstportrait den treuen Schweizern zum Andenken hinterlassend. Fünf Wochen verweilte Louise in Zürich; dann trat sie die Weiterreise an. Wiederum begleitete sie einer der Schinzschen Söhne, der sich erst in Constanz von ihr trennte; hier wohnte Louise bei Conrad Ellenrieder, dem Vater ihrer Freundin, und bei deren Schwester, nicht ohne auch dort alsbald ihre Kunstfertigkeit zu beweisen: sie portraitirte den würdig aussehenden Greis; das Bild befindet sich jetzt auf dem Museum zu Weimar. Um diese Zeit erhält Louise Briefe aus Rom von Caspar Schinz; er schreibt ihr, wie man beständig theilnehmend nach ihr frage, und wie sehr man sie vermisse.

Endlich macht sich Louise über Augsburg und Coburg auf den Heimweg. Nicht frohe Aussichten waren es, denen sie entgegen ging; Schinz, dem sie ihr Herz ausgeschüttet haben mag, bemerkt: „ganz ab-

Digitized by Google

geſehen davon, wie ihre Arbeiten in Weimar gefallen werden, ſo ſind ihre häuslichen Verhältniſſe von unerquicklichſter Art. Der Vater, vom Schlage an der Zunge gelähmt, iſt in ſeinem Berufe gehindert, denn er kann ſeine Zöglinge auf der Reitſchule keinen lauten Ton hören laſſen; dazu kommt ſein ohnehin reizbarer Charakter, vor allem aber die gegen den Rath und die Bitten der Seinen geſchloſſene zweite Ehe, welche eigentlich der erſte Grund zu Fräulein Seidlers Entfernung aus Jena war!" In dieſer zweiten Ehe iſt auch ohne Zweifel die Haupturſache zu erblicken, weßhalb Louiſe nicht in Jena, ſondern in dem benachbarten Weimar ihren Wohnſitz nahm — freilich immer bereit, auf den erſten Wink nach ihrer Geburtsſtadt zu eilen, um den Vater liebevoll zu pflegen.

In Weimar ließ ſie es ſich angelegen ſein, dem Großherzog Carl Auguſt ſogleich mündlich den Dank zu wiederholen, welchen ſie ihm ſchuldete. Am 2. October 1823 traf ſie Abends bei Frau von Heygendorf mit dem Fürſten und dem ſächſiſchen Miniſter Lindenau zuſammen; der Monarch, in ſeiner Güte ſich gleich bleibend, ertheilte Louiſe Seidler den Auftrag, ihren figurenreichen Carton „die heilige Eliſabeth" (13 lebensgroße Geſtalten) für ihn auszuführen; mit dem vollendeten Bilde beabſichtigte er, die Wartburg zu ſchmücken, und damit ſie daſſelbe deſto raſcher und bequemer fördern möge, ward ihr gleichzeitig im ſ. g. Jägerhauſe, dem Locale der großherzogl. freien Zeichnenſchule, ein Atelier mit freier Heizung angewieſen. „Weniger erfreulich" ſetzt Schinz hinzu, indem er dieſe Thatſachen vergnügt aufzeichnet, „iſt die Erzählung, wie Heinrich Meyer ſich über die gegenwärtigen Kunſterzeugniſſe geäußert, und das mag allerdings der armen Louiſe — da ſolche Geſpräche ſich oft wiederholen können, weil dies auch Goethes Denkungsart iſt — den Aufenthalt vielfach unangenehm machen. Jedoch ihre Arbeiten gefallen allgemein, dem Großherzog ſogar ſehr; ſie iſt beſchäftigt, und angenehm beſchäftigt. Für den Anfang iſt nichts mehr zu wünſchen." Indeß hegte Schinz zum Glück grundloſe Befürchtungen; die perſönlichen Eigenſchaften der Malerin hielten das Widerſtreben Goethes gegen die Kunſtrichtung, welcher ſie anhing, nieder; die Beziehungen zwiſchen beiden blieben ungetrübt.

Digitized by Google

In Weimar, wie in deſſen Nähe fand Louiſe Seidler ſehr bald Gelegenheit, ſich als geſchickte Portraitmalerin zu zeigen; gleich der erſte größere Auftrag, den ſie erhielt, war der, die Kinder des Erbgroßherzogs Carl Friedrich, die Prinzeſſinnen Maria und Auguſta nebſt dem Prinzen Carl Alexander in einer Gruppe zu malen. Dieſes Bild fiel ſo befriedigend aus, daß noch Copien der einzelnen Köpfe nachbeſtellt wurden, ja, bereits während der Arbeit ward die Malerin mit dem Zeichnenunterrichte der beiden Prinzeſſinnen, welche damals fünfzehn und zwölf Jahre zählten, betraut.

Am 11. October 1823 ertheilte ſie dieſen die erſte Stunde; damals ſchlang ſich ein Band, welches ſeine Löſung erſt durch den Tod Louiſe Seidlers finden ſollte. Wie dieſe dem Großherzoglichen Hauſe zeitlebens mit innigſter Verehrung zugethan blieb, ſo hatte ſie ſich bis an ihr Ende der Huld ihrer Schülerinnen zu erfreuen; nie beſuchten dieſe ihre Vaterſtadt Weimar, ohne ſich der ehemaligen Lehrerin freundlich eingedenk zu zeigen. Die Prinzeſſin Auguſta, jetzt deutſche Kaiſerin, bewahrte der beſcheidenen Malerin ein durch feine, kleine Andenken oft bewieſenes, herzliches Gedächtniß durch alle Wandlungen ihres glänzenden Geſchicks, trotz räumlicher Trennung, trotz des Fluges der Jahre. Wie oft auch die ſtets bereite Opferwilligkeit der königlichen Frau von Louiſe Seidler für Hilfsbedürftige oder Wohlthätigkeitszwecke angerufen wurde: nie wandte ſich dieſe vergeblich an ihre einſtige Schülerin, deren Theilnahme das Grab überdauert hat; ſechs Jahre nach dem Tode der Künſtlerin erweckte die erſte Bearbeitung des handſchriftlichen Nachlaſſes derſelben bei der deutſchen Kaiſerin „ein beſonderes, heimathliches Intereſſe". Es iſt ein ſchönes Bild, das ſich hier der Betrachtung darbietet: die alternde, allmählich immer mehr vereinſamende Malerin, und die mächtige, im Glanze des Thrones ſtrahlende Fürſtin, eine der andern treu die Anhänglichkeit bewahrend, welche ihre Wurzel ſchlug vor langen Jahren.

Der Großherzog Carl Auguſt blieb ebenfalls bemüht, dem von ihm ſo huldvoll geförderten Landeskinde Freundlichkeiten zu erweiſen; ſo ließ er Louiſe Seidler am 15. November 1822 rufen, damit Wilhelm

Digitized by Google

von Humboldt, der zum Besuche in Weimar eingetroffene Gemahl ihrer römischen Gönnerin, ihre Arbeiten zu sehen bekomme; in den Briefen, welche der berühmte Staatsmann nach Berlin schrieb, gab er seiner Freude an der Künstlerin und deren Werken lebhaften Ausdruck. Am Abend des 16. November speiste er mit ihr bei Frau von Heygendorf; auch diese hatte sich in ihren wohlwollenden Gesinnungen nicht geändert. Oft, wenn hervorragende Künstler oder Gelehrte in Weimar anwesend waren, welche bei ihr verkehrten, lud sie auch Louise Seidler zu sich ein; diese soupirte z. B. am 5. Decbr. 1823 bei Frau von Heygendorf mit ihrem alten Töplitzer Bekannten, dem Tondichter Zelter; der dritte Gast war der Großherzog Carl August.

Bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Louise aus dem Munde des Fürsten die Absicht erfuhr, an Stelle des Kupferstechers J. C. E. Müller, dessen schwere Leiden ein nahes Ende voraussehen ließen, als Lehrer an der großherzogl. freien Zeichnenschule einen Fremden nach Weimar zu ziehen. Sogleich dachte Louise an Schinz und verwendete sich für ihn bei Goethe*), als dem Chef der „großherzogl. Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst". Dieser wünschte zunächst, Schinz solle eine Zeichnung senden und stellte als Aufgabe eine Illustration zu „Charon"**) („neugriechisch-epirotische Heldenlieder", VII). Der junge Schweizer aber, dem ein solcher Gegenstand völlig fern lag, schlug der Freundin vor, statt des „Charon" eine Gruppe von Pifferari, die er vollendet hatte, einzuschicken, „um, wo nicht Goethe, so doch vielleicht den Hof zu gewinnen". Ehe noch eine Entscheidung getroffen war, starb Müller (im Spätherbst 1824), und Schinz muß erfahren, „daß für ihn keine Hoffnung mehr sei, dessen Stelle zu erhalten, da der junge Müller sich durch eine Zeichnung bei Hofe empfahl und Goethe es nun so einleiten wollte, daß die Stelle zwischen

*) Ueber ihn „und die freie Zeichnenschule zu Weimar" s. den Aufsatz auf S. 33 fg. der „Weimarischen Beiträge zur Lit. u. Kunst zum 25jähr. Jubiläum der Buchdruckergehilfen-Wittwenkasse," Weimar, 1865.

**) Vergl. Ueber Kunst und Alterthum, IV, 2, S. 165 fg. und V, 3, S. 5—14, wo (S. 13 fg.) gesagt ist, daß besser „Charos" zu lesen sei.

Digitized by Google

diesem und Louise getheilt werde, was letztere nicht annahm, aber um die Aufsicht über die kleine Gallerie der Zeichnenschule und um ein Quartier in deren Gebäude bat, was ihr nebst hundert Thalern Gehalt zugesichert ward. Die Stelle des alten Müller erhielt der junge, und ein anderer Schützling von Goethe." Weit entfernt, über das Scheitern seiner Hoffnungen zu murren, hat der treue Schinz vielmehr nur Ausrufe der Freude über Louises Glück, und namentlich darüber, daß sie jetzt innerlich ruhiger geworden. „Nun zieht sie das sichere Brot in Weimar doch gegen das unsichere, obgleich schönere in Italien vor, freut sich der behaglichen Existenz und genießt froh die eigene Einrichtung."

So war denn Louise Seidler an ihren Geburtsstaat gefesselt, und während der letzten vierzig Jahre ihres Lebens blieb Weimar ihr Wohnsitz, den sie nur zeitweilig zum Behufe größerer oder kleinerer Reisen verließ. Sie behielt im Jägerhause freie Wohnung und freies Atelier; zwar blieb ihre geringe Besoldung trotz der allmählichen Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse unverändert dieselbe, allein im Verein mit den Zinsen eines kleinen, in Italien gesammelten Vermögens und den Erträgnissen ihres andauernd beschäftigten Pinsels reichten ihre Einkünfte hin, der Anspruchslosen, deren gesammte Ausgaben die Summe von fünfhundert Thalern jährlich sehr selten überstiegen, ein auskömmliches Dasein zu verschaffen.

Seit fünf Vierteljahren etwa verweilte Louise Seidler wieder in der Heimath, als im Januar 1825 der Tod ihren Vater von seinen Schmerzen erlöste; eine sanfte Beruhigung bei diesem schweren Schicksalsschlage durfte es ihr gewähren, daß sie dem Entschlafenen noch die letzten, leidensvollen Monate seines Lebens zu versüßen im Stande gewesen war. Die hinterlassene Wittwe verließ Jena; Louise hat nie mehr mit ihr verkehrt.

Von jeder Nebenrücksicht frei, konnte unsere Malerin sich nun völlig ihrer Kunst widmen; sie that es mit solchem Glücke, daß ihr Atelier oft das Ziel des Besuchs durchreisender Notabilitäten wurde; am 26. März 1824 war Raupach bei ihr; im Juni 1826 besuchte Matthisson die Malerwerkstatt der „auch durch ihre Persönlichkeit vor-

Digitized by Google

theilhaft anſprechenden Künſtlerin, die ſich vorzüglich als glückliche Treffer in Beifall erwirbt. Hiervon zeugt auf wirklich überraſchende Weiſe das lebensgroße Bildniß des Landesherrn, woran auch Zeichnung und Colorit ſehr zu loben ſind*)". Ernſt Förſter kehrte 1828 „am öfterſten ein bei Louiſe Seidler und Fräulein Julie von Egloffſtein, Beide nicht nur heimiſch in allen Kunſtgebieten mit Herz und Sinn, ſondern ſelber ausübende Künſtlerinnen und Beide von Goethe hochgeſchätzt." Und der November des Jahres 1834 brachte den franzöſiſchen Bildhauer David wieder nach Weimar, wo er einſt durch Goethe ſo freundlich eingeführt worden; Louiſe Seidler zeigte ihm die Bilderſammlung im Jägerhauſe, hinſichtlich deren ſich der geniale Franzoſe namentlich über Carſtens' Cartons begeiſtert äußerte. Bei ſeiner Abreiſe nach München ließ er ſich von Louiſe Seidler mit Empfehlungsbriefen ausrüſten, welche beſonders im Schellingſchen Hauſe von beſter Wirkung waren; Frau Pauline berichtet der Freundin: „ihr Schutzbefohlener habe ein Medaillon von Schelling entworfen und dieſer während der Arbeit vortrefflich mit David geplaudert."

Der liebſte Beſuch, den Louiſe empfing, war ihr aber wohl der ihres „zweiten Fridolin", des treuen Caspar Schinz, der im Frühjahr 1825 nach Zürich zurückgekehrt war, ſich dort mit einem ſchönen und begüterten Mädchen verlobt hatte und nun um ein ihm in Ausſicht geſtelltes Amt als akademiſcher Zeichnenlehrer in Jena perſönlich anhalten wollte, zu welchem Zwecke er im Spätherbſte 1825 in Weimar eintraf und dort, wie in Jena, mehrere Monate zubrachte. Die Kreiſe Louiſe Seidlers werden bald auch die ſeinigen; er verkehrt mit Riemer, Frommanns, den Jenaer Profeſſoren u. ſ. w.; während ſeiner Mußezeit wird, wie einſt in Rom, mit der Freundin ein geiſtvolles Buch geleſen, oder er nimmt auch wohl einzelne Beſtellungen auf Bilder an und ertheilt Unterricht im Zeichnen. Da es ihm jedoch hierbei wiederholt begegnet, daß der Weimariſche Adel, der ihn vorzugsweiſe zu Lectionen herangezogen, dieſelben hinterher zu theuer findet, am Honorare

*) Schriften, VIII, 131.

Digitized by Google

dingen will, ja, dieses theilweise ganz schuldig bleibt, — ein Jammer, den Louise Seidler völlig ebenso durchmachen muß, — so entschließt er sich kurz, diesen engen, ihn bedrückenden Verhältnissen zu entfliehen, um so mehr, als auch seine Braut es nicht über sich gewinnen will, die Heimath zu verlassen. Unverrichteter Sache kehrt er im Frühjahr 1826 nach Zürich zurück, die Freundin beklagend, daß sie ihm nicht folgen kann.

Allein diese, in jenen Verhältnissen geboren und erzogen, empfindet deren Schattenseiten minder stark, als der freie Schweizer. „Ich lebe wirklich ein stilles, heimliches, zufriedenes, rastlos fleißiges Leben" schreibt sie an Charlotte Stieler (8. Febr. 1826), freilich hinzufügend: wie sie trotz aller Arbeit wenig ersparen könne, „da die Kunst hier zu Lande verwünscht schlecht bezahlt wird." Es ist die Prosa des Daseins, mit der sie zu kämpfen hat; „die Poesie ist aus meinem Leben mit Italien verschwunden, mit ihr alle glänzenden Hoffnungen, Entwürfe, schmeichlerische Bilder. Aber — ginge ich auch zurück, so würde ich doch dasselbe nicht wiederfinden; nichts wiederholt sich im Leben, und so fehlt mir auch der Muth, mich hier loszureißen, eine sichere, freundliche Existenz aufzugeben, um einem doch verlorenen Paradiese nachzujagen. Ehe ich mir so viel erspare, um dort hin, und im Nothfalle wieder zurück zu gehen, verstreichen schon wieder mehrere Jahre; ich werde indessen dort immer fremder und stände vielleicht mehr allein, als hier."

Diese vernünftigen Erwägungen behielten um so mehr die Oberhand, als „die Heygendorf und der Großherzog immer gleich gut" gegen die Künstlerin blieben, und „der Prinzessinnen-Unterricht" (wie sie an Pauline Schelling schreibt) sie „sorgenfrei" macht, wenn er sie auch „an eigenen historischen Arbeiten etwas hindert." Indessen trat nach dieser Seite hin nicht viel später eine Veränderung ein; in kurzen Zwischenräumen verlobten und vermählten sich die beiden Enkelinnen Carl Augusts, welche Louise Seidler unterrichtete.

Wie schwer diese die Trennung von den lieb gewonnenen Schülerinnen empfand, beweisen die Briefe, welche aus der damaligen Zeit erhalten sind. Eine Einladung Niebuhrs, das Frühjahr 1829 in Bonn

Digitized by Google

zu verleben, schlägt sie aus, „um sich in der letzten Zeit nicht noch von der Prinzessin Augusta loszureißen;“ und als diese am 11. Juni 1829 mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen vor den Altar getreten und nach Berlin übergesiedelt ist, klagt Louise Seidler tiefbewegt: „Weimar erscheine ihr verarmt; ihr liebstes Kleinod fehle jetzt darin.“ Wiederholt dringt sie in die Freundin Henriette von Reden, deren Vater inzwischen den hannoverschen Gesandtschaftsposten zu Rom mit demjenigen am Berliner Hofe vertauscht hatte, sie möge ihr „ein Wort über den Eindruck schreiben, den die Prinzessin in Berlin mache.“ Wie freudig muß das Herz der Treuen geschlagen haben, als die so Gebetene endlich, dem ausgesprochenen Wunsche willfahrend, am 28. August 1829 berichtete: „die Prinzessin habe bereits alle Herzen gewonnen“, und fortfuhr: „Die ganze Königsfamilie ist entzückt über dieses neue, liebe Glied, die Kronprinzeß äußert in jedem Briefe an ihre Schwester ihre Freude über diese Schwägerin. Sie wohnen vereint in Sanssouci und sollen dort ein Leben wie im Himmel führen. Bei der ersten Cour, wo ich die Neuvermählte sprechen hörte, war auch ich sogleich von ihrer Lieblichkeit und ihrem interessanten Wesen bezaubert; sie sieht eigentlich noch zu kindlich aus, als daß reicher Putz ihr kleiden könnte; dazu waren in der unruhigen ersten Zeit (während eines Besuchs der Kaiserin von Rußland am Berliner Hofe) die Fatiguen gar nicht ihrem Alter und ihren Kräften angemessen; sie sah immer ganz erschöpft aus, sehr blaß, und täglich etwas magerer. Sobald man sie sprechen sah, verschwand das alles; die interessanten Züge beleben sich gleich so lieblich! Die Erscheinung der russischen Kaiserin ist so glänzend, daß dies junge, zarte Wesen etwas dadurch im Schatten stand; wir ahnten aber alle schon damals, wie günstig für die junge Prinzeß dies später sein würde, wenn sie nun bei näherer Bekanntschaft alle Erwartungen übertreffen wird! Frl. von Spiegel hat mir auch sehr gefallen; sie sprach mir so viel von Ihnen und von der großen Liebe und wahren Achtung, welche die Prinzessin Ihnen bewahre, wie Sie auf Ihren Besuch hoffe!“

Diese Zeilen trafen Louise Seidler in Bonn, wohin sie, Niebuhrs wiederholter Einladung folgend, nach der Vermählung der Prinzessin

Digitized by Google

Auguſta auf einige Sommermonate gereiſt war. Im Herbſte, als die Trauben reiften, zog ſie den Rhein hinauf nach der Schweiz, um dort ihre Freunde, Maria Ellenrieder in Conſtanz und Caspar Schinz, der ſich im Herbſte 1826 verheirathet und in ſeiner Vaterſtadt Zürich niedergelaſſen hatte, zu beſuchen. Sie ſollte dieſen, der (wie ſie an Pauline Schelling ſchreibt) „überaus glücklich als Mann und Vater war," zum letzten Male ſehen; er ſtarb, erſt 34 Jahre alt, am 9. Auguſt 1832 mit Hinterlaſſung einer Tochter und eines Sohnes Johannes, deſſen Gevatterin Louiſe Seidler war. Dieſe betrauerte den Heimgegangenen, mit dem „ein ſo inniges, zartes Verhältniß, wie es ſelten gefunden und daher von wenigen Menſchen nur begriffen wird," ſie verknüpft hatte, tief und ſchmerzlich, und wie ſie ſogleich Gelegenheit nahm, zu ſeiner Biographie*) einen ſchönen, warm empfundenen Beitrag zu liefern, ſo lebte, wie ihre Aufzeichnungen beweiſen, ſein Bild in ihrem Gedächtniſſe in unverminderter Friſche fort bis in ihr höchſtes Alter.

Wie mit Schinz, Maria Ellenrieder und anderen in Rom lieb gewonnenen Kunſtgenoſſen, blieb Louiſe Seidler auch mit Philipp Veit und deſſen Kreiſe fortdauernd in reger Verbindung; deutlich geht dies hervor aus einer langen Reihe von Briefen der verſchiedenſten Correſpondenten, unter denen ſich das Familienhaupt und deſſen Gattin, deren Kinder, die greiſe Dorothea Schlegel und gelegentlich auch liebe Freunde befinden, die mit dem von Louiſe Seidler ſo hoch verehrten Meiſter den nämlichen Aufenthaltsort theilten. Nachſtehend folgen die für unſere Zwecke wichtigſten Bruchſtücke jener Briefe; aus Frankfurt a. M. ſchreibt am 29. Juli 1834 Frau Dorothea Schlegel: „Wenn Sie, meine Theure, durch die Sendung der Umriſſe**) erfreut wurden, ſo

*) „XXX. Neujahrsſtück, herausgegeben von der Künſtlergeſellſchaft in Zürich auf das Jahr 1834, enthaltend das Leben des Kunſtmahlers Joh. Caspar Schinz." Das Portrait deſſelben, ſowie eine Lithographie ſeiner Madonna mit dem kleinen Jeſus und Johannes ſind beigegeben. Louiſe Seidlers-Beitrag zu der mit großer Wärme verfaßten Biographie ſteht S. 6 fg.

**) Zu Philipp Veits Frescogemälde im Städelſchen Inſtitute zu Frankfurt: „Das Chriſtenthum, Bildung und Geſittung nach Deutſchland bringend", und den beiden Nebenbildern Italia und Germania.

Digitized by Google

ward ich es wirklich nicht minder durch Ihre liebevolle Anerkennung und Ihre höchſt kunſtverſtändige Beurtheilung dieſer ſparſamen Linien, durch welche allein Sie das ganze Werk ſo klar und lichtvoll ſich zu vergegenwärtigen wußten. Philipp, dem ich natürlich gleich Alles mitgetheilt, war ſehr damit zufrieden und davon erbaut. Er wünſchte ſich nur mehr ſolcher liebevoller, verſtändiger Beurtheiler."

Von der nämlichen Schreiberin liegen noch zwei andere Briefe vor, beide aus Frankfurt a. M. Sie lauten:

„28. Decbr. 34.

Ich benutze ein kleines Plätzchen an dem von den Kindern umſchwärmten und von allerlei Spielzeug bedeckten Weihnachtstiſche, Ihnen zu ſchreiben. Für's erſte Philipps Auftrag, Ihnen ſchönſtens zu danken für den Paſtellkopf der Spanierin; er hat ſie auf's neue ſehr ſchön gefunden und die Klarheit der Malerei beſonders bewundert. Sie haben ihm viel Vergnügen mit dieſem ſchönen Kopf gemacht, den auch unſere jungen Maler vortrefflich und ſehr ſchön fanden. Was Ihre Abſicht mit dem Ritter von Toggenburg betrifft, ſo läßt Philipp Ihnen ſagen, daß er den Gegenſtand für einen der glücklichſten der Romantik hält, und er glaubt, daß es unter Ihrer gefühlten, ſorgfältigen Behandlung gewiß ein hübſches Bild werden wird. Es kommt hier Alles auf die Ausführung an; Ihre Studien nach der Natur geben die beſten Hoffnungen, daß es gelingen wird, etwas ausgezeichnetes in der Art herzuſtellen.

Es freut mich, daß Sie ſo angenehme Erholungsreiſen gemacht haben; könnte auch nur Philipp manchmal ſolche kleine erfriſchende Ausflüge machen, um ſich Luſt und Laune zu erneuen! Mit vieler Theilnahme habe ich die Beſchreibung Ihres Aufenthaltes im Urſulinerinnenkloſter zu Erfurt geleſen. Ja, das glaube ich gern, daß Ihnen in ſolcher friedlichen Abgeſchiedenheit aller Thorheit der übermüthigen Welt gut zu Sinne geworden iſt. Daß es Ihnen aber ſo befremdend auffiel, daß die geiſtlichen Frauen Kinder einer andern Confeſſion zur Erziehung annehmen und Sie dieſes ſo beſonders tolerant finden wollen, wundert mich. Haben Sie denn z. B. hier in Frankfurt

niemals erfahren, daß die meiſten der hieſigen Frauen im Kloſter der Dominikanerinnen hier erzogen ſind, die man jetzt ſo grauſamer Weiſe läßt was man „ausſterben" nennt? Ebenſo in Wien die Urſulinerinnen, die ohne Unterſchied der Confeſſionen alle Kinder bei ſich aufnehmen, ſogar Iſraelitinnen, wenn ſie ſich in des Hauſes Ordnung fügen. Hier kann ja von Dem, was Sie Toleranz nennen wollen, gar nicht die Rede ſein; ich meine vielmehr, daß es viel Duldung von der anderen Seite verrathen würde, wenn Proteſtanten ihre Kinder in dieſe katholiſche Schule ſchicken, wenn nicht vielleicht der Grund vielmehr in einem kalten Indifferentismus geſucht werden muß."

„17. Novbr. 36.

Gewiß wird es Sie intereſſiren, liebe Louiſe, zu erfahren, daß die Großherzogin von Weimar dieſen Morgen bei Philipp geweſen iſt, ſein Frescogemälde zu ſehen! Bis auf die Randverzierung iſt es fix und fertig; dem Publikum iſt es, bis dieſe gefertigt ſind, nicht geöffnet: wenige Freunde und beſonders empfohlene Perſonen oder ausgezeichnete Reiſende haben es geſehen, und es erregt allgemeinen Beifall bei denſelben. So war die Prinzeſſin Wilhelm (Bruder des Königs von Preußen), eine langjährige Beſchützerin von Philipp, die andere preußiſche Prinzeſſin Wilhelm (Sohn des Königs), der ruſſiſche Großfürſt Michael dort, und viele andere Reiſende. Iſt dieſe letzte Prinzeſſin von Preußen nicht eine Prinzeſſin von Weimar? Nicht dieſelbe Auguſta, von welcher Sie mir ſo oft mit Antheil ſchrieben? Philipp ſagt, ſie ſei eine höchſt liebenswürdige, geiſtvolle Dame.

Was nun das Bild ſelbſt betrifft, ſo iſt es herrlich. Das Künſtleriſche, Tadel und Lob der Kunſtvollendung darin, mögen die beurtheilen, die etwas davon verſtehen. Ich verſtehe kein Wort von der Kunſt und kann nur von dem Eindruck ſprechen, den es auf mein Gefühl macht, und ſo kann ich Ihnen ſagen, liebe Louiſe, ich habe noch kein Werk geſehen (wenigſtens keins von Philipp) das ſo den Künſtler ſelber ausſpricht, als dieſe reiche Compoſition, von welcher es nicht leicht geſagt werden kann, daß irgend eine Kraft der Seele vorherrſchend darin wäre — ſondern die ganze Seele mit allen ihren Kräften und

Digitized by Google

harmoniſch vertheilten Gaben. Feine Ausbildung des Geiſtes, Ebenmaß und Schönheitsſinn, ohne irgend eine Uebertreibung, edle Liebe des deutſchen Vaterlandes in wehmüthiger Erinnerung der vergangenen Größe, Liebe zur Poeſie, ein gewiſſer Adel der Geſinnung, des Anſtands und der feinen Sitte, die Unbefangenheit, ich möchte ſagen die Unſchuld eines kindlichen Sinns, der nichts arges zu denken vermag — und das feſtwurzelnde Chriſtenthum als Boden und Vollendung des ſchönen Gemüthes. So iſt dies Bild durch und durch, ein Spiegel des Künſtlers ſelbſt. Dabei keine Spur von einem Modell, keine nachgemachte Natur, ſondern eine ſelbſt empfundene, höher ſtehende Natur, in tadelloſer, vollendeter Darſtellung, eine innere Geſchichte einer wirklich ſich zugetragenen Begebenheit, und die anziehendſten menſchlichen Geſtalten in unendlichen Abſtufungen.

Liebe Louiſe, machen Sie doch, daß Sie herkommen und es ſehen; Sie möchte ich darüber ſprechen hören! Philipp iſt ſehr vergnügt; er ſagte mir geſtern, es wäre ihm lieb, daß dieſes Werk ſich an das von Overbeck anſchließt, was dieſer für Frankfurt malt. So wie dieſes die Vollendung der chriſtlichen Kunſt und Cultur, ſo iſt ſein Bonifacius der Grund und Anfang derſelben.

Sehen Sie, liebſte Louiſe — alles was ich Ihnen über das Bild geſchrieben, kann ja wohl ſein, daß niemand Anderes es findet, wie ich. Das müſſen Sie mir aber verzeihen; ich finde es ſo, und es freut mich, es Ihnen mitzutheilen, wie ich es finde. Ich kann ſagen, daß ich dankbar dafür bin, das ſchöne Bild fertig erlebt zu haben. Uebrigens aber geht es mir mit der Geſundheit nicht eben mehr ſehr brillant.

Ihr ſchöner reichhaltiger Brief über Ihren Aufenthalt in Dresden hat mir ſehr viel Vergnügen gemacht, und auch Philipp hat mit großem Antheil Ihre Kunſtbemerkungen geleſen. Sie haben einen aufrichtigen Freund an ihm; es iſt ihm ſehr lieb, Ihretwegen, daß Sie die zu anſtrengende al fresco aufgegeben haben. Er läßt Sie freundlichſt grüßen. Wir lieben Sie Alle ſehr, und wünſchten, Sie hätten ſich unſichtbar in einem großherzoglichen Reiſeſack können mit herbringen laſſen!"

Digitized by Google

Dorothea Schlegels 1839 erfolgter Tod erschütterte Louise Seidler tief; „welch ein Verlust!“ ruft sie in einem Briefe an Caroline Veit; „wie ich unsere edle, seltene, hochgestellte Mutter liebte, verehrte, welches Zutrauen ich zu ihr hatte, welchen Trost ich so oft in ihrem Rath, in ihrem so klaren, umsichtigen Urtheil fand, daß wißt ihr Lieben nur halb; aber welch eine Lücke ihr Verlust mir für das Leben geworden, wißt Ihr gewiß, es an Euch selbst empfindend. Möchte der theure Philipp vor Allem in seiner edlen Kunst Erheiterung wieder gefunden haben, denn ist sie auch gestrenge Herrin, so giebt sie auch wieder, was die Welt nicht geben kann: sie erhebt über diese, und ihre Freuden sind so hoch und lauter, daß sie wahrhaft, gleich dem Regenbogen, die Brücke zwischen Himmel und Erde wird!“

An die Stelle des Briefwechsels mit der Geschiedenen trat nun eine Correspondenz mit deren Schwiegertochter; bisweilen fand auch Philipp Veit Muße, der alten Freundin einige herzliche Worte zu sagen. Regelmäßig beantwortete er ihre Glückwünsche zu seinem Namenstage, dessen Louise Seidler stets zu gedenken pflegte; so schrieb er ihr in Erwiederung ihrer bewährten Gesinnung noch drei Jahre vor ihrem Tode, 1863, zum 15. Mai (ihrem Geburtsfeste): „Ich bin wirklich recht gerührt über die treue, standhafte Anhänglichkeit, die Sie mir bei jeder Gelegenheit, und so auch jedesmal am Namenstage erweisen, und der Gedanke ist mir wahrhaft wohlthuend, eine solche ächte Freundin zu besitzen. Daß Sie sich von dem so lange bewahrten römischen Bajacco mir zu Liebe trennen konnten, ist wieder ein Beweis; — ich weiß, wie viele Erinnerungen sich an einen solchen kleinen Gegenstand knüpfen können, und er soll mir deshalb doppelt werth sein, wenn er auch nicht in unserm „theuern“ Vaterlande als Reisegeld ausreicht. Zugleich freut es mich sehr, aus Ihrem lieben Briefe zu ersehen, daß Sie mit ungetrübter Geisteskraft die Leiden dieses Lebens ertragen und für alles Schöne und Gute Ihr warmes Interesse bewahren. Gott erhalte Ihnen diesen Sinn und gebe Ihnen fortwährend Heiterkeit, frischen Muth und stärke recht Ihre Gesundheit!

Meinen herzlichsten Dank, liebe Louise, für Ihr freundliches An-

Digitized by Google

denken; bewahren Sie es uns wie bisher; es iſt auch getreulich erwiedert!"

Ein ungemein eifriger Correſpondent wurde gewonnen, als im Frühling 1851 der junge Landſchaftsmaler Eduard Donner*), deſſen erſte Schritte auf der Künſtlerlaufbahn Louiſe Seidler im Verein mit Friedrich Preller geleitet hatte, zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Frankfurt a. M. zog. Was er über ſeinen Verkehr im Veitſchen Hauſe berichtete, ſei hier, ſoweit es ſich auf Louiſe Seidler bezieht, der Reihe nach wiedergegeben.

„5. April 1851.

Bei Direktor Veit wurde ich glücklich eingelaſſen, durfte jedoch nicht in das Allerheiligſte, blieb auch höchſtens zwei Minuten, und ich fühlte, wie mich Veit etwas recognoscirte. Seine Perſönlichkeit brachte ein Gefühl von Ehrfurcht, aber auch von Zutraulichkeit in mir hervor, ſo daß ich ihn mit einer gewiſſen heiteren Ruhe verließ. Er gab mir eine Einladung mit für den Abend in ſeine Wohnung. Nun ging es zu ſeiner Frau, der ich das Päckchen übergab. Sie empfing mich mit einer ſo ſtillen, freundlichen Gutmüthigkeit, daß ich mich gleich ganz heimiſch fühlte. Nach einer Weile trat ihre Tochter Thereſa ein, und nun mußte ich wiederum getreulich Bericht abſtatten über Sie. Die Liebe und Achtung, mit der man in dieſer Familie von Ihnen, von der „guten Louiſe" ſpricht, hatte für mich etwas wirklich rührendes; es muß doch groß und erhebend ſein, ſich von ſolchen Menſchen ſo geliebt zu ſehen; denn als ich am Abend wieder da war, wurden Sie auch vom edlen Meiſter nicht anders, als „die gute Louiſe" genannt. Ich verließ die Damen bald und gab im Städelſchen Muſeum Ihren Brief an Paſſavant ab. Er ward ſehr freundlich, als ich den Namen der Schreiberin dabei nannte, wie denn überhaupt der Name L. Seidler ſchon genügt hätte, bei Allen die Sie kennen, gute Aufnahme zu finden."

*) Geb. 25. Januar 1823 zu Deſſau, ſtarb er am 8. Juni 1863 zu Köthen, von einer Locomotive überfahren. Vergl. über dieſen vielfach begabten Mann das Programm des Gymnaſiums zu Köthen, Oſtern 1864, S. 24 fg.

Digitized by Google

„13. Mai 1851.

Vor einigen Tagen kam Veit, um mich mit zu Tiſche bei ſich zu nehmen; mit etwas Verlegenheit brachte er heraus, daß ich nicht allein an dem Tage, ſondern für immer ſein Tiſchgaſt ſein ſolle! Sie können denken, wie freudig ich annahm. All dies Gute, was mir bei Veits zu Theil wird, iſt aber eigentlich nur der Ausfluß der Freundſchaft derſelben für Sie! Ich bin nun ſchon ganz heimiſch in der Familie. — Am 1. Mai war ich im Atelier bei Veit, um ihm den echt ſpaniſchen Weihrauch und die Gratulation zum Namenstage zu bringen. „Von der Louiſe!" ſagte er, als ich ihm das Päckchen überreichte. Er öffnete es, und der Inhalt machte ihm großen Spaß; er will Ihnen bald ſchreiben."

Und am 21. Auguſt 1851 ſchließt Donner ein Schreiben mit den Worten: „Speciell von jedem Gliede der Familie ſind mir viele herzliche Grüße für Sie aufgetragen; Veit ſowohl als ſeine Frau ſprechen mit vieler Liebe von der „guten, treuen Louiſe."

Die Data dieſer Briefe haben uns bereits bis an die Schwelle der neueſten Zeit geführt, aber aus dem Jahre 1825 iſt noch ein nicht zu übergehendes Zeugniß vorhanden für die Werthſchätzung, welche Carl Auguſt von Weimar Louiſe Seidlers Begabung zollte.

Der Großherzog, immer befliſſen, Talente zu fördern, hatte der jungen Weimariſchen Bildhauerin Angelica Facius am 10. Februar 1825 die Erlaubniß ertheilt, im Thurme an der Weimariſchen Bibliothek nach den dort aufgeſtellten Muſtern aus der Sammlung von Schwefelabgüſſen zu arbeiten, „in der Hoffnung, daß das ſchöne Licht des dortigen Locals ihr förderlich ſein werde, um das Talent zu excoliren, was ihr von der Vorſehung gewährt worden*)." Die ſo von ihm charakteriſirte Kunſtnovize mußte „unter der ſpeciellen Aufſicht und Anführung der Demoiſelle Seidler zeichnen", von deren Einfluß Carl Auguſt mithin nur das beſte erwarten zu dürfen glaubte.

Am 3. September 1825 wurde das 50jährige Regierungs-

*) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältniſſen, 237.

jubiläum des Großherzogs Carl Auguſt gefeiert; zu dieſem Tage vollendete unſere „gemüthvolle Künſtlerin“ ihre „heilige Eliſabeth“ und ſtellte „ihrem erhabenen fürſtlichen Beſchützer dieſes große, ſinnig und fleißig behandelte Gemälde*)“ vor, welches ſehr freundlich aufgenommen wurde. Zwei Monate ſpäter, am 7. Novbr. 1825, erſchien die fünfzigſte Wiederkehr des Tages, an dem einſt Goethe nach Weimar gekommen war; dem bei dieſer Gelegenheit von allen Seiten hoch gefeierten Dichter widmete Louiſe Seidler eine große allegoriſche Zeichnung: „Goethes erſte Ankunft zu Weimar im Geleite holder und bedeutſamer Genien**),“ worüber der Jubilar nach einer Notiz der Geberin „anſcheinend viele Freude“ hatte. „Goethe iſt“ bemerkt ſie bei dieſer Gelegenheit, „freundlich gegen mich, aber ich ſehe ihn ſelten.“

In den nächſten Sommer fällt der erſte der zahlreichen, fortan faſt alljährlich wiederholten Ausflüge Louiſe Seidlers, unternommen zur Erholung und Erfriſchung, deren ſie bei ihrem unausgeſetzten, trotz einer von Hauſe aus ſchwachen Körperbeſchaffenheit niemals unterbrochenen Fleiße freilich allezeit doppelt bedurfte. „So wenig kräftig ihr Weſen war“ ſagt eine Freundin der Verſtorbenen über dieſe, „ſo war es doch von einer wunderbaren Zähigkeit; ihre geliebten Reiſen ſetzte ſie trotz ihrer Abneigung gegen die ihrer Meinung nach „alle Poeſie des Reiſens verſcheuchende Einrichtung der Eiſenbahnen“ faſt bis zuletzt nicht aus. Wie oft war ſie in Dresden, in Mecklenburg, Holſtein, Wiesbaden, Coburg, München — und wo ſonſt noch! Ueberall fand ſie Freunde, und alles gewährte ihr reichen Genuß.“ Handelte es ſich bei ſolchen Ausflügen nur um kleinere Kunſtreiſen oder kurze Fußtouren nach Berka, Tiefurt u. ſ. w., ſo nahm ſie ſpäter ſtets eine erprobte Dienerin, Helene Hoppfeld, mit ſich, welche oft den Malkaſten ihrer Herrin auf dem Rücken trug; daß man das Paar mehr als einmal für wandernde Harfeniſtinnen hielt, galt Louiſe Seidler gleichviel.

Jene erſte größere, vielfach fruchtbringende Reiſe des Sommers

*) „Weimars Jubelfeſt“ (Weimar, 1825), S. 99.

**) „Goethes goldner Jubeltag“ (Weimar, 1826), S. 21.

Digitized by Google

1826 führte unſere Künſtlerin über Frankfurt a. M. nach Metz, Verſailles, St. Cloud, Sèvres, St. Germain und Paris. Ueberall beobachtete ſie mit gewohntem Fleiße; keine der zahlreichen öffentlichen oder privaten Gallerieen ließ ſie ihrem Studium entgehen; tagelang verweilte ſie im Louvre, wo ſie ſkizzirte oder nach den Antiken zeichnete. Beſonders wichtig wurden ihr Empfehlungen, welche ſie aus Deutſchland an Alexander von Humboldt mitgenommen hatte; ſeiner einflußreichen Fürſprache verdankte ſie den Zutritt zu den Werkſtätten der berühmteſten franzöſiſchen Maler, wohin der große Gelehrte meiſtens ſelbſt ſie führte. Und um das Glück zu krönen, welches ſie im Studium ſo vieler Kunſtſchätze empfand, erfuhr ſie noch in Paris durch eine der Damen des Weimariſchen Hofes, Frau von Marſchall, daß ihr Bild, die „heilige Eliſabeth“, am Schauplatze der dargeſtellten Handlung, auf der Wartburg, wohlbehalten angelangt ſei; „der Großherzog“, hieß es weiter in dem Briefe, der dieſe frohe Nachricht enthielt, „hat mit viel Luſt der Heiligen ein paſſendes Local angewieſen, auch ihr zu Ehren die Umgebung des Saals geſchmackvoll decorirt, und ganz Eiſenach hat ſich beeilt, die neu Angelangte mit warmer Theilnahme zu begrüßen. Das Bild hat allgemeines Intereſſe erweckt. Der Großherzog hat ſpäter dem Kronprinzen von Preußen und ſeiner Gemahlin ein Feſt auf der Wartburg gegeben, und dieſe Herrſchaften haben großes Wohlgefallen an dem Bilde gehabt. Beſonders hat die Kronprinzeſſin ſich ſehr gefreut über die Kinder und den blinden Alten, und hat vielmals ſcherzend erwähnt, daß ſie auch Eliſabeth heiße, und gefragt, ob ſie denn jener Heiligen gar nicht gleiche; ſie möchte es ſo gern! Drei, viermal iſt ſie nach dem Saal, wo das Bild aufgeſtellt war, zurückgegangen, und als ſie die Wartburg verließ, verlangte ſie noch, von ihrer Namensſchweſter Abſchied zu nehmen. Einen zweiten, großen Effekt hat es gemacht, indem die Fuldaiſchen katholiſchen Bauern von ganzen Dorfſchaften zur Wartburg gewandert ſind, die Heilige zu ſehen und ſich bei ihr Herzſtärkung zu holen. Machen Sie nur, daß wir den Steindruck bald bekommen; ich prophezeie, daß er viel Beifall und Abſatz findet.“

Digitized by Google

Bereichert an Erfahrungen auf dem weiten Gebiete ihrer Kunst, gewachsen in der Einsicht in deren wahres Wesen, kehrte Louise Seidler im Spätherbst 1826 von Paris nach Weimar zurück. Dort aber sollten die gewohnten Verhältnisse nicht lange mehr unverändert fortbestehen; fern von der Heimath endigte am 14. Juni 1828 der Großherzog Carl August sein thatenreiches Leben. Mit Stadt und Land betrauerte Louise Seidler den Hintritt ihres edelmüthigen Beschützers auf's tiefste; „der Tod des Großherzogs" schreibt sie an Pauline Schelling, „hat mir in Hinsicht auf die Kunst viel, viel geraubt; sein Urtheil war so richtig, so vorurtheilslos, daß mich Sein Beifall schon allein beglücken konnte."

Doch wie ein Vermächtniß übernahm der gütige Carl Friedrich, der dem Dahingeschiedenen in der Regierung folgte, das Wohlwollen seines Vaters für die Weimarische Künstlerin, welche ja auch ihm schon näher getreten war; unter anderen, zum Theil bereits erwähnten Zeugnissen sprechen hierfür die noch vorhandenen Entwürfe einiger herzlich ergebenen Briefe an den Fürsten, sowie ein schwungreiches Sonett zu dessen Geburtstage: „Der Pilgerin Gabe zum 2. Februar 1824", das mit einem Gemälde — vielleicht der „ruhenden Pilgerin" von welcher später die Rede sein wird — überreicht worden sein muß.

Unterdessen war zur Feier des 300jährigen Todestages Albrecht Dürers am 7. April 1828 in Dresden ein „Sächsischer Verein zur Beförderung der bildenden Kunst und Ermuthigung der Künstler" in's Leben gerufen worden, zu dessen Vorstand man Herrn von Quandt gewählt hatte. Die Statuten besagten, daß „zunächst vaterländische", nämlich solche Künstler, „welche im Königreiche Sachsen geboren wurden," durch den Verein „aufgemuntert und unterstützt werden sollten."

Diese Bestimmung veranlaßte Louise Seidler, ihren alten Gönner Quandt zu fragen: „ob man bei'm Ankauf von Kunstgegenständen nicht auch auf Sachsen-Weimarische Künstler Rücksicht nehmen werde"? Herr von Quandt berieth darüber mit dem Vereinscomité, und dieses beschloß: gern seine Wirksamkeit auf Weimar auszudehnen, falls dortige Subscriptionen zahlreich genug erfolgten, um dies zu ermöglichen. Den

Digitized by Google

Brief, in welchem Quandt dies Louise Seidler meldete, legte die letztere Goethe vor und erwarb sich dadurch das große Verdienst, dessen Theilnahme für die Angelegenheit zu wecken*). „Die Seidler gab" schreibt der Dichter ausdrücklich am 9. Novbr. 1828 an Quandt, „die erste Anregung"; nun aber hält er es „für Schuldigkeit, sich der Sache anzunehmen." Er thut es, indem er den Vorschlag macht: der Verein möge, als Gegenleistung für die Unterschrift auf 31 Actien, welche Goethe sogleich gesammelt hat, hauptsächlich den Weimarischen Künstlern gleiche Rechte mit den Sächsischen einräumen. Hierauf geht man in Dresden ein, und Goethe wird am 22. Decbr. 1828 zum „auswärtigen Comitémitgliede des Sächsischen Kunstvereins" ernannt; dadurch trat Louise Seidler mit dem Dichter in jenen nahen Verkehr, von welchem sie im ersten Theile ihrer „Erinnerungen" noch selbst berichtet hat; Goethes Arbeitszimmer stand ihr allezeit offen. „Goethe ist" schreibt sie um diese Zeit an die Vertraute ihres Herzens, Pauline Schelling, „seit den letzten beiden Jahren theilnehmender, und, wie mir scheint, auch unbefangener in seinen Kunstansichten. Dies thut mir sehr wohl. Er lebt übrigens so einsam, daß er sogar nicht mehr en famille speist, indessen sein Humor, seine Gesundheit sind vortrefflich. Gott erhalte ihn uns noch lange. — Den Beitritt zum Sächs. Kunst-Verein zu bewerkstelligen, ist mir gelungen; dies macht mir viele Freude."

Doch nicht nur solche — auch ehrenvolle Freundlichkeit sollte Louise Seidler von Goethe genießen, worüber ein nach den vorstehenden Zeilen doppelt hoch anzuschlagendes Zeugniß vorliegt, nämlich folgender Brief**) des Dichters:

„An Demoiselle Seidler.

Wollten Sie, meine Theure, bey den werthen Reisenden anfragen,

*) Vergl. die ausführliche Darstellung: „Goethe und der Sächsische Kunstverein" (vom Herausgeber) in der „Zeitschrift für bildende Kunst", 1874, Bd. IX, S. 281 fg.

**) Abschriftlich. Das Original in Dr. Sal. Hirzels Besitz (Verzeichniß, S. 229). Ueber die „werthen Reisenden" war nichts festzustellen.

Digitized by Google

ob ſie morgen mit Ihnen bey uns ein frugales Mittagsmahl einnehmen mögen? Mir und meinem Sohne würde es ſehr angenehm ſeyn einigermaßen die Stelle Ottiliens zu vertreten. Ich erbitte mir eine gefällige Antwort; gegen 2 Uhr, wie Sie wiſſen, iſt unſre herkömmliche Stunde, die wohl auch den lieben Gäſten nicht unbequem ſeyn wird.

Mit den beſten Wünſchen

(gez.) J. W. v. Goethe."

Weimar, den 9. Juni 1829.

Neben ſolcher Freundlichkeit blieb aber auch der Vortheil nicht aus; zunächſt ſchreibt am 26. Novbr. 1829 Quandt an Louiſe Seidler: „Empfehlen Sie mich hochachtungsvoll und herzlich Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter von Goethe und danken Sie ihm in unſerem und dem Namen Aller für ſeine Beförderung des Kunſtvereins. Statuten, Looſe, Actienſcheine und Kupferſtichhefte für die 15 neuen Mitglieder" (welche Goethe in unermüdlichem Werben zu gewinnen gewußt hatte) „werde ich nächſtens überſenden. Recht ſehr habe ich mich über den „Chriſtus" erfreut, den Sie zur Ausſtellung einſendeten; durch ſeine feierliche Einfachheit muß das Bild eine große, edle Wirkung machen, jedoch ſahen wir blos den Carton, der den Wunſch erweckt, das ausgeführte Gemälde zu ſehen".

Und am 7. Juli 1830 geht, wie Goethe Herrn von Quandt meldet, „ein Gemälde der Demoiſelle Seidler nach Dresden ab; ſie wünſcht nur die Ehre und Freude, es dort ausgeſtellt zu ſehen. Unſere Frau Großherzogin hat es freygebig honorirt, und auch dieſes ſind wir unſerm Anſchließen an jenen edlen Verein ſchuldig."

Um jene Zeit malt Louiſe Seidler, wie ſie der Münchener Freundin meldet, „ein Bild für den Sächſ. Kunſtverein," an welchem ſie ſelbſt „ein großes Vergnügen" hat; es ſind „die Göttinnen: Phantaſie und Erinnerung, zwei über einer Landſchaft ſchwebende Figuren, ſich umfaſſend; die Erinnerung, rückwärts ſchauend, wehmüthig, halb verhüllt; die Phantaſie an die Lyra greifend, geflügelt, feſſellos, regellos

Digitized by Google

im Gewand und Haar u. ſ. w. Die Größe: kleine Lebensgröße. — Dieſen Winter bin ich von allen Stunden frei, da die Prinzeſſinnen beide verheirathet ſind; ich hoffe daher recht ungeſtört meinen hiſtoriſchen Arbeiten leben zu können, was ein großes Glück iſt." Freilich müſſen nun größere Ausgaben, wie ſolche zu einer Reiſe, „deſto eher bedacht werden."

Gegen Ende Mai 1831 werden jene Göttinnen fertig; Goethe empfiehlt das Gemälde bereits in einem Schreiben an Quandt vom 6. Mai 1831 mit warmen Worten: „Die gute Künſtlerin hat viel Fleiß und ihr ganzes Talent darauf verwendet." Der Ankauf werde „die Weimariſchen Actionärs, welche, mehr als irgend einen Gewinn, die Fördernniß der einheimiſchen Künſtler im Auge haben, vorzüglich erfreuen und dieſelben feſter an das Geſchäft knüpfen."

Am 19. Mai 1831 aber ſchreibt Louiſe Seidler ſelber an Herrn von Quandt: „Mein neues Bild denke ich nun in 14 Tagen vom Stapel laufen zu laſſen. Es iſt die Aufgabe von Goethe: Poeſie und Kunſt, in der Hinſicht aufgefaßt, daß das Flüchtige und Bleibende damit ausgedrückt würde. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als es ſo zu nehmen: Wie die Poeſie der Kunſt die Gedanken eingiebt. Möchte es einigermaßen Ihren Beyfall haben, theurer, vielverehrter Freund! Es iſt mir ſehr ſchwer geworden wegen der vielen Beywerke und der Harmonie des Ganzen, wo der Begriff des Gegenſtandes mich immer auf Unausführbarkeiten führt. Z. B. wünſchte ich die Herrlichkeit von dieſen beyden Gefährtinnen auch im Ton auszudrücken. Möchten Sie dieſem Bilde einen Platz aufheben, der ihm günſtig; das Licht kommt von der rechten Seite. Ich bin ſo ängſtlich, indem ich dieſes neue Kind der Fremde übergebe, daß ich keinen Vortheil, der ihm werden könnte, aufgeben möchte. Goethe, der immer gut und freundlich und gottlob auch wohl iſt, intereſſirt ſich für dieſes Bild, als ſeine Aufgabe, doppelt; noch ſah er aber nur den Carton, und ich bin nun auch in der größten Spannung, ob ihn die Ausführung befriedigen wird. Möchte es der Kunſtverein würdig finden, es aufzunehmen; etwas anderes habe ich

Digitized by Google

gar nicht, wie Sie ſelbſt, wenn Sie es ſehen, natürlich finden werden, arbeiten können.“

Quandts Antwort auf dieſen Brief iſt leider nicht mehr vorhanden, daß ſie aber bald kam und ausführlich war, geht aus der Rückantwort der Künſtlerin nach Dresden, vom 27. Juni 1831, hervor, in welcher es heißt: „. . . . Beſonders lieb iſt es mir, daß das Comité ſelbſt den Preis des Bildes zu übernehmen pflegt, wenn es der Künſtler wünſcht. Ich werde dadurch aus einer wahren Verlegenheit gezogen, und bitte alſo darum. Ich überſende Ihnen die mühſeligſte, ſchwerſte aller meiner Arbeiten, an der ich gewiſſenhaft, die Störungen abgerechnet, 10 Monate gearbeitet, und nicht cavalièrement (um mit Baron Rumohr zu reden), ſondern 6—8 Stunden täglich. Nur die ſtete Angſt, daß Goethe bey ſeinem immerwährenden Krankſein (ſeit dem Blutſturz dieſen Winter*)) ſterben könnte, und mir nicht die Freude werden könnte, ihm ſeinen Auftrag vollenden zu können, gab mir Kräfte zu dieſer Anſtrengung. Jetzt endlich bey der Vollendung fühle ich, daß ich ganz erſchöpft davon bin und nicht ſo fortfahren dürfte. Rechnet man nun Modells und dergleichen, ſo wußte ich kaum, was ich beſtimmen ſollte; daher iſt mir's lieb, wenn einſichtsvolle Männer den Werth der Sache ſchlechtweg beurtheilen, denn ich fühle recht wohl, wie wenig ich geleiſtet, wie wenig ich die hohen, herrlichen Göttinnen dieſes Lebens würdig darzuſtellen vermochte, und ſchmerzlicher als je fühle ich jetzt mein Alleinſtehen; die Entfernung von großen, einſichtsvollen Meiſtern, die mir wenigſtens im Techniſchen vielleicht noch Fingerzeige gegeben hätten, wodurch noch manches hätte verbeſſert werden können. Mein Bild wird übrigens erſt morgen eingepackt. Verzeihen Sie dieſe Zögerung, die ich ſelbſt nicht ahnte.

*) Ueber dieſe Krankheit ſchreibt Herr von Quandt am 23. Decbr. 1830 ſehr rührend an Louiſe Seidler: „Eine große Sorge hat ſich in eine um ſo größere Freude verwandelt, nämlich die Bekümmerniß über Goethe. Er ſoll ſo wohl und kräftig ſein, wie vor ſeiner Krankheit; ſolches hatte der Herr Geheimerath und Kanzler von Müller die Güte mir zu ſchreiben, was denn das ſchönſte Weihnachtsgeſchenk für mich war.“

Digitized by Google

Einige unvermuthete Hindernisse ließen mich das Bild kurz vor den letzten Lasuren 14 Tage bey Seite stellen; und als ich es nun mit frischem Auge wieder ansah, entdeckte ich so vieles noch zu thun, so mancherlei zu verbessern, daß ich Gott für diese Hindernisse gewissermaßen zu danken hatte, weil das Bild dadurch gewann. — Vor etlichen Tagen hatte ich denn die große, große Freude, Goethe bey mir im Atelier das Bild (betrachten) zu sehen, zu sprechen. Er hatte sich wieder recht erholt gegen das letzte Mal, wo ich bei ihm war, ungefähr vor 14 Tagen, und somit wäre denn wohl geraume Zeit für ihn wieder Muth zu fassen. Ich glaube nach allem, was der Bediente sagt, daß er auch die influenza von einer Spazierfahrt im starken Wind bekam — und dies nahm ihn die lange Zeit sehr mit."

Das Bild wanderte nun mit einem „Fuhrmann" nach Dresden und wurde dort am 12. Juli 1831 dem Comité des Sächs. Kunstvereins vorgestellt. „Man beschaute es" sagt das Protokoll dieser Sitzung, „mit großem Interesse und fand manches Schätzbare und Anziehende darin, dabei aber doch, besonders in der Richtigkeit der Zeichnung, so vieles Mangelhafte, daß man allgemein dahin übereinkam, wie sich dasselbe in der vorliegenden Gestaltung nicht zum Ankaufe für den Kunstverein eignen dürfte. Dagegen wünschte man aber doch auch, diese Arbeit nicht gradezu durch Abstimmung sich vielleicht für immer zu entziehen. Es ward daher beschlossen, letztere noch zu vertagen, und Herr von Quandt versprach, deßhalb an Goethe, der sich für dieses Gemälde besonders interessire, zu schreiben, um vielleicht durch diesen die Seidler zur Verbesserung einiger der auffallendsten Unrichtigkeiten darin zu veranlassen."

So geschah es, und Herr von Quandt urtheilte bei dieser Gelegenheit über das Gemälde seiner „werthen Freundin:" es habe „viel Anziehendes durch eine zartsinnige Darstellung eines bedeutenden Gedankens. Es mag schwierig sein, in der Erscheinung selbst den Unterschied und doch auch die Verwandtschaft der bildenden Kunst und der Poesie auszudrücken, und das Verharrende, Unwandelbare der einen, und das sich in fortschreitender Verwandlung erst recht Entfaltende der

Digitized by Google

anderen anſchaulich zu machen, und doch iſt es der Künſtlerin gelungen. Die Köpfe in dieſem Bilde ſind von ungemeiner Schönheit und ſehr ſeelenvoll. Die Tinten in dieſen Köpfen ſehr klar und reizend. Bei ſo vielen unverkennbaren Vorzügen wird das Mangelhafte um ſo empfindlicher, und ſo läuft dies Werk Gefahr, um ſo ſtrenger beurtheilt zu werden, denn an beiden iſt es reichlich ausgeſtattet. Beſonders iſt die ſchwebende Figur auffallend verzeichnet. Zeichnet man in Gedanken dieſe Geſtalt, welche die ſitzende zum Theil verſteckt und das Gewand verhüllt, vollſtändig aus, ſo wollen die Arme ſich nicht an die Schultern, die Beine nicht an den Leib fügen."

Wie dieſes Schreiben in Weimar wirkte, geht aus folgenden beiden Briefen hervor, deren erſter von Louiſe Seidler an Goethe, der zweite von dieſem an Herrn von Quandt gerichtet iſt. Jener lautet im Weſentlichen:

„Weimar, den 22. Julius 1831.

Excellenz

ſage den unterthänigſten Dank für die gütige Mittheilung aus Herrn von Quandts Briefe, mein Bild betreffend. Die freundliche Theilnahme, die darin für mich ausgeſprochen, thut mir wohl, die Kritik aber läßt mir leider ſehen, wie ſehr mangelhaft meine Arbeit trotz allem eigenen Nachdenken und Anſtrengung, aber auch trotz alles ſchon darüber erhaltenen Rathes doch geblieben; denn als ich den Contour nach Modell zuerſt auf den Carton nackend aufgezeichnet und eben die Poeſie mir gar nicht gelingen wollte, kam mein Couſin Emil Jacobs auf ſeiner Durchreiſe nach Rußland bei mir vor, und da er als einer der tüchtigſten Zeichner der Münchener (Langerſchen) Schule bekannt iſt, erſchien er mir wie ein Engel des Himmels, und ich brachte nach ſeinem Rath bei ſeinem Daſein den Contour zuſammen. Als ich den Carton nun nach meinen Kräften vollendet, kam unſer einſichtsvoller Hofrath Meyer zu mir und gab mir auch noch einigen Rath, aber nur die Stellung der Hände betreffend, die nach ſeiner Meinung ein Dreieck bilden ſollten, was ich auch ſo veränderte. Um noch ſicherer zu gehen,

Digitized by Google

nahm ich den Carton aber noch mit mir nach Berlin, wo ich vorigen November die Ausſtellung ſah, und bat Herrn Profeſſor Rauch ſowohl, als Herrn Profeſſor Wach dringend um die Gefälligkeit, meinen Carton genau durchzugehen, weil ich ihn auszuführen wünſchte. Profeſſor Rauch that es oberflächlich, vorzüglich die Gewandung der „Kunſt“ betreffend war ſeine Kritik; hingegen Prof. Wach mit aller Güte und Genauigkeit, die ich ſchon früher in Rom an ihm gekannt. — Stück für Stück nahm er Alles durch, und es fand ſich ſo vielerlei, daß ich mir die Correctur aufgeſchrieben, um nichts davon zu vergeſſen. Es war aber von dieſen jetzt in Dresden aufgefundenen Fehlern grade nichts dabei; dies ſehe ich jetzt, wo ich alles von neuem wieder durchlas. Aus dieſem allen ſehen Excellenz, daß ich keineswegs mir ſelbſt vertraut, ſondern die Gelegenheit, mich zu belehren, auf alle Art aufſuchte und gewiſſenhaft benutzte. — Wie glücklich würde es mich daher machen, wenn ich endlich den rechten Meiſter fände, der mich aufmerkſam machen möchte, wo es nun fehlt! Mit Freuden würde ich ändern, ſo lange daran malen, und fortfahren, ſo lange, bis dieſe unerträglichen, ſo großen Fehler gehoben, wenn ich nur erſt weiß, wie und wo? Hier könnte dies nicht ſein, denn was ich vermochte, iſt geſchehen; aber ich käme auch gern nach Dresden, ſo ſchnell als möglich, wenn Herr von Quandt die große Güte für mich hätte, mir dort einen Meiſter zu verſchaffen, der Geduld und Nachſicht hätte, mich hier zu unterrichten. Wie groß würde meine Dankbarkeit dafür ſein! Wie groß meine Freude, auf dieſem Wege mir wichtige Kenntniſſe zu ſammeln! Gelegenheit von neuem zu finden: zu lernen, und eine Arbeit vollkommen zu fördern, wenigſtens in ihrer Art, ſo daß keine Zeichnungsfehler darin wären! Wie ſehr dankbar bin ich Herrn von Quandt für die große Freundlichkeit, das Bild nicht eher ausſtellen zu wollen, als bis dieſe Mängel beſeitigt! Wie ſehr fühle ich überhaupt ſeine wahre Freundſchaft, mit der er hier handelt! Gewiß iſt er auch überzeugt, daß es mir mit meinen Kunſtbeſtrebungen redlicher Ernſt, wahre Herzensſache iſt, wenn auch das Reſultat ſo gering iſt, — und daß ich gern alles daran ſetze, um nur Etwas zu leiſten.

Digitized by Google

Excellenz auch nochmals für ſo vielfache Gnade und Güte in dieſer traurigen Sache recht innigſt dankend, Dero

unterthänigſte Dienerin
Louiſe Seidler.“

Goethe am 23. Juli 1831 an Herrn von Quandt.

„Ew. Hochwohlgeboren

nehme mir die Freiheit, in Gefolg Ihres gefälligen Letzten, ein an mich gerichtetes Promemoria unſerer guten Künſtlerin zu überſenden, woraus, wie mich dünkt, man mit Vergnügen ſieht, daß ſie ſich, auf die ihr zugegangene Erklärung wegen ihres Bildes, lobenswürdig zuſammengenommen hat.

Da man gedachter ihrer Arbeit unverkennbare Vorzüge einräumt, und die Künſtlerin ſelbſt auffordert, gewiſſe darin vorkommende Unrichtigkeiten zu verbeſſern; ſo kann ich ihrem Wunſch, nach Dresden zu gehen, meinen Beyfall nicht verſagen. Denn wo könnten dieſe Mängel eher ausgetilgt werden, als unter den Augen derjenigen, welche ſie entdeckt, und ſie nachzuweiſen am erſten verſtehen; als an einem Orte, wo ſo viel zuſammentrifft, um dem willigen Künſtler die Augen zu öffnen?

Der Wunſch, gedachte Verbeſſerungen unter Beyſtand eines dortigen vorzüglichen Künſtlers vorzunehmen, ſcheint mir ſo beſcheiden, als der Sache gemäß; wenn Ew. Hochwohlgeboren einen ſolchen zu dieſer Gefälligkeit beſtimmten, ſo würde ſie alſobald nach Dresden hineilen, und einen, ſpäter vorgeſetzten Aufenthalt daſelbſt um einige Wochen vorrücken.

Wenn man nun aus allen unerwünſchten Ereigniſſen womöglich Vortheil zu ziehen bemüht ſeyn ſoll, ſo würde ihr diesmaliger Aufenthalt, nicht allein dieſes Bild, ſondern zugleich ihre ganze Kunſtthätigkeit fördern und unſerm guten Frauenzimmer, dem es wirklich Ernſt iſt, etwas zu lernen und zu leiſten, eine neue Lebensepoche eröffnet werden, für welchen Fortſchritt ſie Ew. Hochwohlgeboren Sorgfalt, wie bisher, ſo für immer, zu danken hätte. Ich von meiner Seite

Digitized by Google

würde nicht verfehlen, einer ſo ſchätzbaren Perſon, in dieſem Falle hülfreiche Hand zu leiſten.“

Quandt muß auf dieſen Brief ſogleich ermuthigend geantwortet, und dabei um Vollmacht gebeten haben, mit Louiſe Seidlers Brief an Goethe im Intereſſe der Sache frei ſchalten zu dürfen. Der letztere antwortete mit folgendem eigenhändigen Schreiben vom 1. Aug. 1831: „Ew. Hochwohlgeb. angenehme Zuſchrift hat mir ein beſonderes Vergnügen gemacht, indem ich daraus ſehe, daß Sie die entſtandene Differenz auf die glücklichſte und billigſte Weiſe auszugleichen geneigt ſind. Mögen Ihre vorzüglichen Künſtler von gleichen Geſinnungen belebt ſeyn!

Was Sie Liebes und Gutes unſerer Künſtlerin erzeigen können, wird unſerm hieſigen mit dem Ihren verbundenen Verein zu Gute kommen; da man, wie ich nicht verbergen will, hie und da zu wanken anfängt, und dieſes wohlgelittene Frauenzimmer überall ſich und der Sache Gunſt zu erwerben im Falle iſt. Das Schreiben derſelben überlaſſe Euer Hochwohlgeboren ſehr gerne zu beliebigem Gebrauch und empfehle dieſe Angelegenheit zu weiter geneigter Förderniß.“

In der Comitéſitzung des Kunſtvereins vom 3. Auguſt 1831 erſtattete nun Herr von Quandt über die inzwiſchen mit Goethe und Louiſe Seidler gepflogenen Verhandlungen Bericht, die Verſammlung war mit Allem zufrieden, und die zum Comité gehörenden Maler Näke, Matthäi und Vogel verſprachen ſogleich, der Künſtlerin, wenn ſie nach Dresden käme, zur Verbeſſerung der Unrichtigkeiten in ihrem Gemälde mit Rath und That an die Hand zu gehen. „Ich darf verſichern“ ſchloß der Brief Quandts, der dies Goethe meldete, „daß ſie uns allen beſtens willkommen iſt und den freundlichſten Empfang finden wird.“

So brach Louiſe Seidler denn nach Dresden auf, feierte dort (wie ſie Pauline Schelling ſchreibt) „ein herrlich Wiederſehen mit der geliebten Solger und mehreren römiſchen Freunden“ und arbeitete fleißig an ihrem Bilde, welches nach der Mittheilung einer Freundin der Verſtorbenen „oft Künſtler anzuſehen kamen, am öfterſten Vogel. Dieſe ſprachen dann darüber und gaben ihr Rath, wobei Louiſe mit

Digitized by Google

aufmerkſamer, ergebener Miene daſtand, willig bereit zu jeder Aenderung, nachher aber klagend, wie jeder etwas anderes wolle, und ſie ihr Bild über alle dem Rath zu verderben fürchte.“

„Für die freundliche Aufnahme und meiſtermäßige Förderniß der guten Seidler“ dankte Goethe in einem Briefe an Quandt vom 13. Septbr. 1831 „zum allerſchönſten,“ und fügte hinzu: „Möge, nebſt ihren ſonſtigen Verdienſten, auch der gute Wille, gutem Rath entgegenzugehen und ihn anzuerkennen, günſtige Entſchließung hervorrufen.“ Um dieſe möglichſt zu befördern, folgte als ſanfter Drucker die diplomatiſch-pfiffige Bemerkung: „Erlauben Sie mir zu ſagen, daß es politiſch ſeyn wird, unſeren Künſtlern etwas zu Gute zu thun. Denn, wie Sie aus der Veränderung unſerer Actienbeſitzer vermuthen werden, ſchwankt das Zutrauen zu dem erwarteten Zwecke; ergreifen ſolche Zweifel, wie bey manchem Hin- und Widerreden leicht möglich iſt, auch unſre Höchſten Theilnehmer, ſo periklitirt das ganze Verhältniß.“

Inzwiſchen war Louiſe Seidler, wie Quandt an Goethe ſchreibt, „eiligſt von Dresden abgereiſt, weil ſie von der Furcht vor der Cholera durch einige bejahrte Damen, bei welchen ſie wohnte, angeſteckt worden war.“ Die Künſtlerin müſſe, meint Quandt, mit der Ueberzeugung von Dresden fortgegangen ſein, „daß es unter den Comitémitgliedern keine ihr übelwollenden Gegner giebt, und Freimüthigkeit im Urtheil mit Achtung und Wohlwollen ſich recht gut vereinen läßt. Wer ſo wahres Talent beſitzt, wie die Seidler, wird ſelbſt durch Tadel nicht abgeſchreckt, ſondern findet in ſich Kraft, das Mangelhafte zu verbeſſern. Auch hat dieſe Künſtlerin hier allgemeine Achtung erworben, und ihr Gemälde iſt aus reiner Würdigung des Verdienſtes erkauft worden.“ In der That war, wie Goethe dem Herrn von Quandt mittheilt, „die gute Seidler voll Dank, Hoffnung, Vergnügen und Zuverſicht“ wieder in der Heimath eingetroffen.

Wie die Angelegenheit nun weiter verlief, zeigt folgendes vom 17. Septbr. 1831 datirte Schreiben Quandts an Louiſe Seidler: „Geſtern verſammelte ich das Comité des Kunſtvereins bei mir und

ſtellte meinen Collegen Ihr allegoriſches Gemälde vor. Es ward von allen Seiten mit größter Dankbarkeit anerkannt, daß Sie ſo gütig und willfährig die auf dieſes Bild bezüglichen Wünſche erfüllt haben, und ich bin daher beauftragt, bei Ihnen anzufragen, ob Sie uns dies Bild für Ein hundert Stück Dukaten in Gold überlaſſen wollen? Ich erſuche Sie, mir hierüber recht bald Antwort zu geben, damit ich unverzüglich Ihnen das Honorar zuſenden kann, wenn es Ihnen annehmbar erſcheint.

Da morgen früh die allerhöchſten Herrſchaften die Ausſtellung in Augenſchein nehmen, ſo habe ich eiligſt einen ſchönen goldenen Rahmen zu dem Bilde fertigen laſſen, an welchem ſelbſt heute noch, Sonntags, gearbeitet wird, und werde das Gemälde in dieſer Hofkleidung morgen ganz früh zur Ausſtellung ſenden, damit es ſich dem Könige und den Prinzen präſentire. Ich hätte allerdings Ihre Antwort erſt abwarten ſollen, ob Sie mit dem vom Comité beſtimmten Honorare zufrieden ſind, ehe ich das Gemälde als vom Kunſtverein angekauft bezeichnete. Allein in der Vorausſetzung, Ihre Zuſage zu erhalten, habe ich an das Bild, wie an die anderen verkauften Gemälde, einen Zettel befeſtigen laſſen, mit der Aufſchrift: „Für den Sächſiſchen Kunſtverein 1831.“ Ich wünſchte dadurch vor den Augen der allerhöchſten Herrſchaften und des Publikums ein Zeichen unſerer achtungsvollen Anerkennung des Werthes dieſes Gemäldes an den Tag zu legen, und bin alſo Ihrer Antwort in guter Meinung vorausgeeilt.

Ich muß recht ſehr beklagen, daß die letzten Augenblicke, in welchen mir Ihre Gegenwart vergönnt war, durch fünf auf mich wartende Künſtler geſtört und abgekürzt wurden. Ich hätte mich ſo gern noch länger mit Ihnen über Gegenſtände der Kunſt unterhalten, und nachdem Sie uns verlaſſen hatten, ſtand eine ganze Bildergallerie von Aufgaben, welche mir ſchön und würdig ſchienen, vor meiner Phantaſie. Goethes Dichtungen, welche ſo klar und wahr ſind, ſcheinen mir ein unerſchöpflicher Bilderſchatz zu ſein, und ich denke, der Künſtler muß die Dichtungen in Geſtalten vor ſich ſehen, da ſie ſo voll Leben und von großer Beſtimmtheit ſind. So z. B. ſteht Iphigenia, wie

Digitized by Google

ſie aus dem Tempel in den Hain tritt, im Innerſten bewegt und doch edel und gefaßt vor mir. So auch Taſſo, wie er träumend durch den Garten wandelt und von den Freunden beobachtet wird. Johanna Sebus und viele andere charaktervolle Geſtalten, wo ein ganzes Leben in einem gegenwärtigen Momente liegt, gleichſam wie in einem Kerne ein ganzer blühender Baum, ſtehen vor mir. Vieles iſt ſchon benutzt, aber noch keins erſchöpft worden. Die Nähe und das Wohlwollen des hohen Dichters würde bei einem ſolchen Unternehmen Ihnen ſehr günſtig ſein, denn er könnte Ihnen am beſten ſagen, ob dies Bild mit ſeiner Idee ganz übereinſtimmend wäre."

Louiſe Seidler war ſelbſtredend mit der ihr vorgeſchlagenen Bezahlung völlig zufrieden; auch Goethe ſprach ſich wiederholt in gleichem Sinne gegen Quandt aus. „Ew. Hochwohlgeb." bemerkt er noch am 10. October 1831 „habe vorerſt für die ſo einſichtige als wohlwollende Einleitung beſtens zu danken, wodurch Sie die Angelegenheit unſerer guten Seidler zu einem erwünſchten Ende geführt. Möge dieſe ſchätzbare Künſtlerin Denenſelben auch in Zukunft empfohlen bleiben, und ſich Ihres fördernden Rathes immer bedienen dürfen. Auch um den Verein hat ſie viel Verdienſt, indem ſie nicht nur die einfallenden Lücken wieder auszufüllen, ſondern auch neue Theilnehmer zu gewinnen die Gabe hat." Das Geld war um dieſe Zeit ſchon in Louiſe Seidlers Hand; bereits hatte Quandt ihr am 28. Septbr. 1831 geſchrieben:

„Empfangen Sie, verehrte Freundin, als Danae das beifolgende, und ſenden Sie mir die beigehende Beſcheinigung unterſchrieben gefälligſt zurück, welche ich zu unſern Caſſenbelegen bedarf. Es war wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Ihr Gemälde vom Verein gekauft würde, wenn Sie nicht etwa überhaupt an dem Sinn für das Schöne in einem Kunſtwerk oder an der Gerechtigkeit des Comités des Kunſtvereins zweifelten. Soviel Selbſtvertrauen durften Sie haben, Sich zu ſagen, daß Ihr Werk beifallswürdig iſt, und ich wünſchte überhaupt, Sie hätten mehr Muth und Vertrauen zu ſich

Digitized by Google

selbst*). Haben Sie nun nicht erfahren, daß alles, wie Sie es selbst erst gewollt, gedacht und entworfen hatten, besser war, als es auf fremde Einmischung, auf aus Zweifeln entstandenes Aendern, geworden war — und daß die letzten Correcturen Ihr Werk nur dem ersten Entwurfe und den Naturstudien wieder näher brachten? Auf solche zurückführten? Der erste Entwurf ist immer der mit dem Gedanken übereinstimmendste und darum beste und wahrste, wie das Wort, welches unwillkürlich im Augenblicke des Gefühls der Lippe entschlüpft. Vertrauen Sie also immerhin Ihrer Phantasie und Ihrem Gefühle, und dem Rathe, den Ihnen die Beobachtung der Natur giebt."

Nachdem bei der Verloosung des Sächs. Kunstvereins am 19. Decbr. 1831 das allegorische Gemälde „Malerey und Poesie" auf die Actie No. 279 des Sächs. Staatsministers v. Zetzschwitz gefallen, war diese Angelegenheit damit endgiltig beigelegt**).

So war das Ende des Jahres 1831 für Louise Seidler freundlicher, als der Anfang, welcher ihr in einer einzigen Woche die Todesfälle des edlen Gattenpaares Niebuhr gebracht hatte. Dieser werthe Gönner der Künstlerin starb am 2. Januar 1831, acht Tage später folgte ihm seine Wittwe in den Tod. „Am Tage vor ihrem Ende" heißt es in dem Briefe eines Familiengliedes, der Louise die erschütternde Nachricht brachte, „hatte sie noch einen klaren Moment und wünschte, noch einmal ihres Mannes Bild zu sehen; das, welches Sie

*) Aehnliche freundschaftlich-vorwurfsvolle Ermahnungen wiederholen sich in den Briefen der verschiedensten Correspondenten. Bald will Maria Ellenrieder unserer Künstlerin „ein Capitel machen über ihre allzugroße Bescheidenheit;" bald bittet Pauline Steinhäuser die alte Lehrerin, „ihre Kunst nicht zu niedrig anzuschlagen, es sei wahrlich keine Ursache dazu;" bald äußern sich in gleichem Sinne Baron Ungern-Sternberg, Pauline Schelling u. A.

**) Der Jahresbericht 1831—32 des S. K.-V. gedachte der Angelegenheit mit folgenden Worten: „Frl. Seidler hatte eine Idee, die ihr Goethe gegeben, in einem allegorischen Gemälde dargestellt. Die Malerin hatte in die Züge der allegorischen Figuren schon im Entwurfe so viel Anmuth und Schönheit gelegt, und den Rath unserer Künstler bei der Ausführung des Gemäldes so treulich befolgt, daß dieses Bild wegen des Gedankens, des Fleißes und der Darstellung belohnenswerth geachtet wurde."

Digitized by Google

gemalt haben. Es ward ihr natürlich nicht verſagt, im Gegentheil verſprachen ſich die Aerzte Erleichterung für ſie, wenn durch dieſes Anſchauen ihr ungeheurer Schmerz ſich in Thränen auflöſen könnte, doch nur ein krampfhaftes Zucken ſchwebte um ihre Lippen; ihre Augen blieben trocken." In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar entſchlief auch ſie; das Gemälde B. G. Niebuhrs aber, das deſſen Gattin den letzten Troſt im Sterben gewährte, wird noch heute von der Familie gebührend in Ehren gehalten. Es iſt ſpäter durch einen trefflichen Kupferſtich vervielfältigt worden.

Wie Goethe das Andenken Niebuhrs werth hielt, hat Louiſe Seidler noch ſelbſt erzählt; auch daß der Dichter damals — in Folge der Erſchütterung über den Tod ſeines (am 28. October 1830 in Rom geſtorbenen) Sohnes — ſchwer erkrankt geweſen und noch immer leidend war, iſt ſchon erwähnt worden. Welche eingehende Sorge er jedoch trotzdem den ihm anvertrauten Anſtalten widmete, zeigt nachſtehender Erlaß „an Demoiſelle Seidler":

„Auf die von Demoiſelle Seidler eingereichten Anfragen erhält dieſelbe folgendes zur Reſolution:

1. Die von Sereniſſimo eingeſendeten Bilder können an Regiſtr. Schuchardt abgegeben und in den unteren Räumen aufgehangen werden.

2. Das Gemälde, auf die Schule des Caravaggio hindeutend, kann an den gemeldeten leeren Platz einrangirt werden.

3. Die Art, wie Maler Kaiſer*) ſeiner großen Landſchaft im Vorgrunde nachzuhelfen gedenkt, wünſcht man vorerſt zu wiſſen. Will derſelbe ſolches an Ort und Stelle thun? Muß das Bild aufgehangen werden? und was weiter dabei zu bemerken iſt, wäre anzuzeigen.

4. Der Künſtlerin ſelbſt ſteht nichts entgegen, daß ſie ihrer Copie der Madonna von Rafael einen Firniß gebe.

Weimar, den 8. Febr. 1831.

Großherzogl. S. Oberaufſicht über alle unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt.

(gez.) J. W. v. Goethe."

*) Ein Weimariſches Landeskind, für das Goethe große Theilnahme hegte.

Digitized by Google

Wie wenig aber Louise Seidler sich nach dem Erfolge ihrer „Malerei und Poesie" müßiger Ruhe hingab, beweist der Umstand, daß jener Brief Quandts vom 28. Septbr. 1831, dem die hundert Dukaten beigeschlossen waren, bereits von einem neuen Gemälde spricht. Das Schreiben schließt: „Die Aufgabe, welche Ihnen Goethe gegeben hat: „Thisbe, welche an der Mauer auf die Stimme des Geliebten lauscht", hat mich innigst ergriffen und gerührt. Wer würde nicht bei'm Anblick des lauschenden Mädchens liebevolle Sehnsucht und Freudigkeit fühlen, wenn man auch nicht wüßte, daß sie Thisbe heißt! Ich habe in diesem Sommer erst Goethes Dichtungen an meiner Phantasie in künstlerischer Hinsicht vorüberziehen lassen, und es gehört diese Zeit zu den genußreichsten Tagen meines Lebens. Nur sehr flüchtig zeichnete ich mir auf, was sich mir am dringendsten darbot. Diesen Entwurf zu einer Abhandlung habe ich in Dittersbach*) liegen lassen. Mein Schreiber soll ihn abschreiben, und wenn ich wieder nach Dittersbach reite, was in den nächsten Tagen geschehen wird, sende ich Ihnen die Abschrift dieses Entwurfs. Wo könnte man wohl das Leben in seiner Tiefe und Höhe reiner dargestellt finden, als in dem Dichter Goethe, diesem klaren Spiegel!

Frau und Kinder grüßen freundlich. Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister von Goethe bitte mich ergebenst zu empfehlen. Mit wahrer Hochachtung und Freundschaft Ihr ergebener

Quandt."

Aus den nächsten Briefen dieses für die Kunst begeisterten und ihre Jünger kräftig fördernden Mannes ist folgendes mitzutheilen: „Ich freue mich darüber," schreibt er am 19. October 1831, „daß ich selbst auf die Ansicht gekommen bin, welche Goethe gegen Sie aussprach: daß der Künstler keine Scenen aus Schauspielen wählen sollte. Als ich Ihnen letzthin vorschlug, Iphigenien, wie sie aus dem Tempel tritt, oder Tasso, wie er sinnend und zögernd durch den Garten wandelt, zu malen, war es nicht meine Meinung, daß dadurch eine Begebenheit dargestellt werden sollte, sondern Charaktere in Einer Erschein-

*) Herrn von Quandts Landgut unweit Dresden.

Digitized by Google

ung zusammengefaßt würden, welche das Schauspiel durch mehrere Akte hindurch entfaltet. Das Schauspiel, und noch mehr der Roman, hat etwas Analytisches, das Bild etwas Synthetisches.

Doch die besten Rathgeber stehen Ihnen ja durch Goethe und Meyer zur Seite. Beiden bitte ich mich auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Ihr Gemälde wird Thäter stechen, der die verdienstlichen Stiche nach Rauchs Bildhauereien gefertigt hat*). Die Zeichnung, welche dieser junge Künstler nach Ihrem Gemälde geliefert hat, ist sehr gelungen."

„6. November 1831.

Nächstens schreibe ich an den Herrn Minister von Goethe selbst und sende zwei Zeichnungen, welche Ihnen einen Blick in meine Thäler um Dittersbach gewähren werden; der schöne Herbst hat den Künstler in seiner Arbeit begünstigt. Wir haben doch einen echt italienischen October gehabt! Die Blumen konnten nicht aufhören, zu blühen, und die Vögel singen, von der warmen Luft getäuscht, wieder an zu singen und träumten vom Frühling. Dieser blumen- und früchtereiche, anhaltend schöne Herbst kam mir wie ein Bild von Goethes Leben vor, dessen Alter auch so reich, schön und herrlich ist. Gott erhalte ihn so!"

Das letzte Schreiben Quandts aus den dreißiger Jahren, welches sich noch vorgefunden hat, redet dessen Herzen das schönste Zeugniß; datirt vom 1. April 1832, lautet es wie folgt:

„Theure Freundin!

Schon hatte ich die traurige Nachricht erhalten, als Ihr ausführlicher Bericht über Goethes Hinscheiden in meine Hände kam. Bei der ersten Kunde zog sich mein Herz zusammen, und nun, da es sich wieder erweicht und erwärmt, erfüllt mich eine Traurigkeit, welche immer mehr zunimmt. Mit ihm hat das Leben seinen Glanz und seine Wärme verloren. Mein Stern ist untergegangen, nach dem ich meine Bahn lenkte,

*) Nach Ausweis der Akten des Sächs. K.-V. hat Thäter für seinen Stich von L. Seidlers Bilde 60 Thaler erhalten.

Digitized by Google

zu dem ich emporblickte und mich geſtärkt fühlte. Seine Werke ſind zwar unſterblich, aber der Menſch, der Lebende, will den Menſchen.

Ich hatte mich gewöhnt, bei allem was ich that, bei allem was mich erfreute, an Goethe zu denken. Ich ſcheute keine Anſtrengung, wenn ich dachte: Er wird ſich darüber freuen. Was mich beglückte, erfreute mich doppelt, wenn ich es Ihm mittheilen konnte. Immer ſprach ich in Gedanken mit Ihm. Das iſt nun aus! „Wir ſind verwaiſt", ſagte Tieck zu mir. Das iſt das Wort, was mein Gefühl ganz ausſpricht; ein Gefühl, was viele Tauſende erfüllt.

Iſt es doch, als hätte das Schickſal einen Verſuch machen wollen, ein vollſtändiges Menſchenleben vorüber zu führen. Goethe Kind, Jüngling, Mann und Greis ſtellt das Menſchenleben in ſeinem Normalzuſtande dar. Er war ein vollſtändiger Menſch, in der vollſten Bedeutung des Wortes. Alle Leiden und Freuden der Menſchheit fühlte ſein großes Herz und ſchuf aus dieſem edelſten Stoffe unſterbliche Kunſtwerke, in welchen die Welt ſich ſpiegelt und im Gewande der Zeit das Ewige erſcheint. Nun iſt er auch geſtorben, wie es die Natur ihrer Grundidee nach erfordert: ſchmerzlos.

Vergeſſen wir dabei des Großherzogs nicht, der Goethes vollſtändige Entwickelung begünſtigte. Ohne dieſe Sicherheit und dieſen Schutz von außen, die ihm der Großherzog gewährte, hätten wir keinen Goethe. Als der hochſelige Großherzog vor mehreren Jahren bei mir Goethes Büſte von Rauch betrachtete, ward ich von Verehrung und Zuneigung hingeriſſen, ihm zu ſagen: „Dies iſt Goethe, und Goethe iſt Ew. Hoheit herrlichſtes Denkmal." Es iſt dies keine Schmeichelei, ſondern Wahrheit und ganz meine Ueberzeugung. Nun ruhen beide in Einem Grabe!

Ich bin tief bewegt und traurig. Ich vermag nicht das Wort auszuſprechen: „er ſtarb"; ich ſage: „er lebte", denn nur lebendig ſteht ſein Bild vor mir. Vergeben Sie, theure Freundin, daß ich ſo unzuſammenhängend ſchreibe, allein ich war vor acht Tagen, ehe ich auf das Land ging, noch gefaßter als jetzt, und mit dem Frühling erwacht der Schmerz und wird immer lebendiger in mir. Der Gedanke an Goethe

Digitized by Google

hat mich durch Feld und Wald begleitet. Meine Sehnſucht ward ſo groß nach ihm, daß ich glaubte, meine Seele könne ihn zurückrufen, er müſſe mir erſcheinen. Schrieb er doch in ſeinem letzten Briefe, vom 27. Februar, an mich: „Mehr nicht für diesmal; nur darf ich nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß es doch gar ſonderbar ſein müßte, wenn ich nicht um und in Dittersbach manchmal ſpukte, ſo oft gehe ich auf Ihren Wegen und Stegen ſpazieren.“

Er hat mich doch lieb gehabt! —

— Nun noch von einer Angelegenheit, die mir wichtig iſt und Goethe werth war. Auch der Kunſtverein iſt durch Goethe verwaiſt. Er war der unſere, war unſer Comitémitglied für Weimar, war der Fürſprecher bei den hohen Gönnern unſeres Vereins. Sie würden, verehrte Freundin, gewiß mit gütiger Bereitwilligkeit alle Bemühungen eines Comitémitgliedes übernehmen und mit männlichem Ernſte dieſe Geſchäfte führen, ſo daß wir dieſe Angelegenheit in keine treueren Hände legen könnten. Allein es iſt nur Ein Umſtand, welcher dies nicht zuläßt. Sie wiſſen, wie nöthig es iſt, daß ich ſtreng darauf halte, daß kein Kunſtwerk von einem Comitémitgliede gekauft werden darf, und da Sie Künſtlerin ſind, ſo wünſchte ich nicht, daß Sie in das Comité treten, weil wir ſonſt auf Ihre Gemälde Verzicht leiſten müßten, die ich ungern miſſen würde. Ich wünſchte daher, es würde ein Mann Comitémitglied, der kein Künſtler wäre. Ich bitte, theilen Sie mir hierüber Ihre Anſichten mit*).“

Der Tod Goethes, ihres Wohlthäters und wahrhaft väterlichen Freundes, erſchütterte Louiſe Seidler um ſo mächtiger, je inniger ſie ſich ihm in Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Tief gebeugt, folgte ſie daher gern der Aufforderung ihrer Freundin Frau von Bardeleben, ſie auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten. Dieſe zweite Pilgerfahrt nach Rom unternahm Louiſe Seidler im Herbſte des Jahres 1832.

Frau von Bardeleben hat über die gemeinſchaftliche Reiſe die Handſchrift eines Tagebuches hinterlaſſen, aus welcher folgende Auszüge nicht unintereſſant ſein dürften: „Am 25. Auguſt 1832 kam ich

*) Goethes Nachfolger als Comitémitglied wurde Kanzler v. Müller.

in Weimar an. Die Seidler empfing mich an der Post. Drei angenehme Tage verlebte ich in Weimar, fast nur mit Frau Ottilie von Goethe und den ihr befreundeten Menschen; sie war überaus liebenswürdig. Am 28. August reiste ich mit der Seidler ab. Den 29. August bis Coburg. Den 2. Septbr. über Nürnberg nach München. Ueberall ein Kunsttreiben, wovon das vorige Jahrhundert sich nicht hat träumen lassen! 19. Septbr. Abreise von München durch Tyrol. Die Seidler zeichnet in den Wirthshäusern schöne Tyroler. Vor Trient, in einem kleinen Orte, fütterten wir die Pferde. Es waren viele Bauern im Krug versammelt; die Seidler wollte dort ein merkwürdiges altes Banditengesicht gern zeichnen. Der Alte merkte die Sache und wollte späterhin, obwohl geschmeichelt, bezahlt haben. Nun versammelte sich das ganze Haus um die Zeichnerin; ein alter tauber Doctor examinirte uns in der Eile über alle Fürsten von Deutschland. Noch in der Straße umdrängte uns Jung und Alt, als ob wir Irokesen wären.

23. Sept. Die erste italienische Stadt, Roveredo. Verfallene Gebäude, enge Straßen und Schmutz kündigten an, daß wir Deutschland hinter uns hatten. Meiner Gefährtin war dies alles lieb, weil es sie an schöne Zeiten in Italien erinnerte; ich erschrak fast."

Von Venedig ab reisten die beiden Frauen eine kurze Strecke zu Wasser; auf dem Schiffe zeichnete Louise Seidler die verschiedenartigsten Köpfe, wodurch sie bald der Mittelpunkt des allgemeinen Interesse wurde. Ueber Bologna und Florenz erreichten die Reisenden endlich Rom.

Frau von Bardeleben hatte Empfehlungen an Miß Mackenzie Seaforth, Thorwaldsens verlassene Geliebte; „sie ist geschcidt und recht wohlwollend" heißt es in dem Tagebuche; „es lebt sich leicht mit ihr. Sie hat etwas Genialisches in ihrem Thun und Treiben, lebt auch viel weniger in der großen Welt, als mit Künstlern."

„Louise Seidler", sagt Frau von Bardeleben, „geht ihren eigenen Weg. Sie zeichnet viel in Thorwaldsens Atelier. Letzterer und Legationssecretär Kestner besuchen uns öfters." Außerdem verkehrten die Damen mit dem englischen Bildhauer Wyatt, „einem hübschen, ange-

Digitized by Google

nehmen Manne; ferner mit dem damals ebenfalls nach Rom gekommenen Schwanthaler; auch waren sie bei dem preußischen Gesandten Bunsen wiederholt zu Gaste. Sie führten „die bei weitem behaglichere Lebensweise in Rom durch und vermieden die Gesellschaften", sahen jedoch Abends regelmäßig Künstler bei sich. Tags über malte Louise Seidler mit gewohntem Fleiße, und zwar copirte sie Rafaelsche Bilder in der Gallerie Borgheſe.

Aber der größte Theil der Künstler, mit denen sie ein Jahrzehnt zuvor gelebt und gestrebt hatte, war nicht mehr in Rom; Louise Seidler, die dort jetzt so vieles anders fand, als sie es verlassen, fühlte sich in dem Lande, in welchem sie einst am liebsten gestorben wäre, einsam und verwaist. Mit Goethe mochte sie denken: „Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ"; sie kehrte daher bald nach Weimar zurück. Das Vaterland trat ungeschmälert in seine heiligen Rechte; die Künstlerin hat es fortan nicht wieder dauernd verlassen.

Nach nur fünfvierteljähriger Abwesenheit langte sie Anfangs November 1833 in der Heimath wieder an. Allein auch hier hatte sich inzwischen manches geändert.

Bis zu seinem Tode war Goethe der amtliche Vorgesetzte Louise Seidlers gewesen; der von ihm verwalteten „Oberaufsicht der unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst" war auch die großherzogliche Gemäldesammlung im Jägerhause unterstellt. Nach Goethes Ableben übernahm Herr von Schorn das Direktorat derselben; eine gewiß glücklich gewählte und Louise Seidler willkommene Persönlichkeit, wie folgende briefliche Bemerkung Dorothea Schlegels schließen läßt: „Es ist recht erfreulich, zu denken, daß die Künstler und Kunstfreunde in Weimar einen so angenehmen Verein bilden, und daß Schorn sich so freundlich aufgeweckt zeigt. Das muß für Sie, liebste Louise, eine rechte Gemüthserheiterung sein, da Sie vorher sich so sehr vereinzelt fühlten."

Die frühere Zwanglosigkeit des Verkehrs mit dem Vorgesetzten mußte jetzt freilich einer förmlicheren Methode weichen; mittels Ministerialrescripts vom 12. November 1833 wurde Louise Seidler aufgefordert: „alljährlich einen ausführlichen Bericht über die wichtigeren

Digitized by Google

Vorkommnisse bei der ihr untergebenen Anstalt einzusenden und damit eine kurze Darstellung des Zustandes zu verbinden, in welchem sich das Institut am Schlusse des Jahres befand." Den ersten dieser Berichte erstattete Louise für das Jahr 1833. Noch war kein Vierteljahr verstrichen, als die Großherzogl. Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst „die rühmlichen Verdienste, welche sich Demoiselle Seidler um die Ordnung und Erhaltung der ihr anvertrauten, wichtigen Sammlung bisher erworben" hatte, dem Großherzoge „unterthänigst berichtlich darzulegen" sich bewogen fühlte; der Fürst „geruhte huldreichst, Sein gnädigstes Wohlgefallen an diesen Verdiensten auszusprechen", was der Künstlerin mittels Reskripts vom 9. April 1834 „eröffnet" wurde.

Sogleich nach ihrer Rückkehr aus Italien hatte sie unermüdlich wieder zu arbeiten begonnen; aus dem Jahre 1834 existirt von ihr ein jetzt im Museum zu Weimar befindliches Bildniß der früh verklärten Alma von Goethe (des Dichters Enkelin); ein in Pastellfarben gemaltes freundliches Kindergesichtchen mit großen braunen Augen. Aber nicht nur ausübend, sondern auch unterrichtend war Louise Seidler thätig; junge Mädchen aus Weimar und dessen Umgegend kamen in ziemlicher Zahl, um von der Künstlerin im Zeichnen unterwiesen zu werden. Zu den Damen, welche sich in deren Atelier eine Zeitlang fortbildeten, gehörte u. A. die nachherige Gattin des Bildhauers Steinhäuser; auch sie blieb der alten Lehrerin bis an ihren Tod treu befreundet.

Die wichtigsten Beziehungen aber knüpfte Louise Seidler mit dem Schöpfer der Odysseebilder, mit Friedrich Preller. Dieser, im Jahre 1831 nach Weimar als Professor berufen, erhielt ebenfalls Wohnung und Atelier im Jägerhause. Die Kunstgenossen, einander gleich im Streben nach den höchsten Idealen, wurden bald befreundet; in Louise Seidlers Nachlaß fand sich ein schönes Landschaftsbild, welches ihr Preller in seiner Jugend gemalt, voll Anerkennung und Dank für manchen wichtigen Dienst, den die Aeltere, in der Kunst Erfahrenere, in ihren Geldangelegenheiten von jeher trefflich Rangirte ihm hatte leisten können. Und Louise Seidler ist in ihren Empfindungen gegen Friedrich Preller

Digitized by Google

und deſſen Familie unwandelbar dieſelbe geblieben; als Gevatterin von Prellers Sohne Friedrich bewahrte ſie auch dieſem treu die herzlichſten Geſinnungen. Wenn dennoch manche Trübung des Verhältniſſes nicht ausblieb, ſo lag die Schuld ſicher nicht an der milden, weichen Natur Louiſe Seidlers, die es Preller nie empfinden ließ, wie viele Urſache zur größten Dankbarkeit derſelbe gehabt hätte. Der wachſende Ruhm des jüngeren Meiſters ſtellte die beſcheideneren Verdienſte ſeiner Kunſtgenoſſin in den Schatten, aber es ſind unwiderſprechliche Zeugniſſe dafür vorhanden, daß dieſe trotz mancher herben Erfahrung die erſte war, welche ſich jeder Anerkennung, die Friedrich Preller erntete, aufrichtig freute und ihn neidlos eine Stufe erklimmen ſah, deren Erreichung ihr ſelbſt nicht beſchieden geweſen.

Vielleicht gezeitigt durch den erwärmenden Strahl dieſer anfangs ſo erfreulichen Verbindung entfaltete ſich bald nach deren Beginn Louiſe Seidlers Talent zu ſeiner höchſten Blüthe. Gemälde auf Gemälde entſtand unter den geſchickten Händen der fleißigen Künſtlerin; namentlich waren es Heiligenbilder, welche ſie ſchuf, und mit denen ſie Kirchen und Kapellen verſorgte. Mit einem „heiligen Antonius und das Chriſtkind" dotirte ſie das Kloſter „vom armen Kinde Jeſu" zu Aachen, welches ſich die Erziehung von Waiſen zur Aufgabe geſtellt hatte; Anlaß zu dieſer Schenkung gab der Umſtand, daß Philipp Veits Tochter Franziska dort als Schweſter Alfonſa den Schleier nahm. Der Künſtler ſelbſt nannte das Bild „eine gute, fromme Arbeit, welche ihn überraſcht habe, und eines würdigen Platzes werth ſei." Ein „auferſtandener Heiland" kam in eine Dorfkirche bei Apolda; der Kirche zu Wangeroog ſchenkte Louiſe Seidler 1840 einen von ihr gemalten Chriſtuskopf „aus Dankbarkeit für dort verlebte ſchöne Tage"; ein von der Kritik ſogleich ſehr warm begrüßter „Chriſtus, die Kinder ſegnend" fand ſeinen Weg als Altargemälde ſogar in die Kirche zu Rio Grande; außerdem entwarf Louiſe Seidler Zeichnungen zu: „Das Hohelied. In Liedern von Guſtav Jahn;" einen Chriſtuskopf für die Garniſonkirche zu Jena, eine „heilige Cäcilie", eine „heilige Julie", eine „heilige Katharina" und eine „heilige Eliſabeth" (Bruſtbild). Letzteres hängt in der Gebetsſtube des

Digitized by Google

St. Annenſpitals zu Eiſenach. Eine „Heilung des Tobias“ exiſtirt ebenfalls von unſerer Künſtlerin; eine Skizze dieſes Bildes ſandte ſie nach Conſtanz an die Kunſtgenoſſin Maria Ellenrieder, welche in einem ihrer herzlichen Briefe mit warmen Worten „ihr inn'gſtes Wohlgefallen über die ſchöne Compoſition, die auch allen Anderen gefalle“, ausdrückt; „das ausgeführte Bild werde ſicher ſehr erhebend ſein.“ „Du mußt“, fährt die ſachkundige Schreiberin fort, „im Malen eine große Fertigkeit erlangt haben, da Du trotz der Menge, Menge Portraits noch ſo wichtige Gegenſtände verfertigſt; bei mir hingegen geht es immer langſamer.“

Das größte und ſchönſte Altarbild, welches Louiſe Seidler gemalt hat, beſitzt die Kirche des Dorfes Seheſtedt, im Rittergute dieſes Namens an der Eider, drei Meilen von Kiel belegen. Daſſelbe wurde im Jahre 1829 bei Gelegenheit einer Reſtaurirung der Kirche von Frau von Ahlefeldt geb. von Seebach aus Weimar, Gemahlin des damaligen Beſitzers von Seheſtedt, geſtiftet. Die Geſtalten des Bildes, welches Chriſtum, mit ausgebreiteten Armen in einer Glorie auf einem Regenbogen ſtehend und von Engeln umgeben, darſtellt, ſind lebensgroß; die Inſchrift lautet: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“ Die Malerin erhielt hundert Thaler Schleswigſches Courant für ihr Werk; ein Preis, deſſen Niedrigkeit ſich nur daraus erklärt, daß ſie mit der Stifterin des Bildes befreundet war. Eine Wiederholung deſſelben befindet ſich in der Dorfkirche zu Peckatel, einem Rittergute der Familie von Maltzan in Mecklenburg.

Von Schillerſchen Frauencharakteren malte Louiſe Seidler eine Maria Stuart und eine Jeanne d'Arc; letztere ſandte ſie im Entwurfe an Philipp Veit, ihn um ſeine Meinung darüber bittend. „Sie ſolle ſich“ läßt ihr Veit durch ſeine Mutter antworten, „mehr an die alten Darſtellungen und Gedichte über dieſe Heldin, als an die Theaterkoſtüme zu halten ſuchen; auf jenen ſei ſie immer geharniſcht.“ Ein fernerer Vorwurf, den die Künſtlerin Schillers Gedichten entlehnte, war „die Nonne und der Ritter Toggenburg“; aus einem (leider, wie faſt immer, nicht datirten) Briefe Louiſe Seidlers an den Secretär des Sächſ. Kunſtvereins, Hofrath Winkler in Dresden, geht hervor, daß

Digitized by Google

auch dieses Gemälde vom Verein erworben oder doch durch dessen Vermittlung verkauft worden sein muß; Winkler empfängt „anbei die Quittung für das Honorar" jenes Bildes. Das mag um 1835 gewesen sein, da L. Seidler, wie aus dem mitgetheilten Briefe Dor. Schlegels vom 28. Decbr. 1834 hervorgeht, damals diese Arbeit beginnen wollte.

Eine besondere Begabung besaß Louise Seidler für die kunstgerechte und sprechend ähnliche Ausführung von Kinderportraits in Pastellfarben. Eins der letzten und besten, welches sie gemalt hat, ist das Pastellbild eines Enkels von Niebuhr, den sie aus der Taufe gehoben; in ihrer Treue übertrug Louise Seidler die Gefühle für ihren einstigen Wohlthäter auf dessen Kinder und Kindeskinder. Gelegentlich ihrer verschiedenen Reisen entstanden zahllose größere und kleinere Portraits in Oel wie in Pastellfarben; immer zeigte sie sich bereit, ihre Kunst Personen, denen sie zugethan war, dienstbar zu machen. So malte sie 1840 bei einem Aufenthalte in Wien das Portrait der 13jährigen Tochter ihrer unvergeßlichen, seit fünf Jahren im Grabe ruhenden Freundin Fanisca — wie Fanny Caspers von den ihr Nahestehenden immer genannt worden war —, Marie Doré, und erfuhr aus deren Munde alle Einzelnheiten vom Tode dieser Jugendgefährtin: wie Fanisca lange gekränkelt, endlich schwer gelitten, aber doch stets eine heitere Seelenruhe bewahrt habe; wie sie sogar, wenn die Schmerzen nachgelassen, manchmal in ihrem Bette gesungen; wie sie damals das siebenjährige geliebte Kind gelehrt habe, den Thee zu bereiten und wie sie dieses endlich, als sie ihren Tod nahen gefühlt, gesegnet und mit tausend Thränen umarmt habe.

Ein „ganz besonders gelungenes Portrait Louise Seidlers*)" soll dasjenige der Frau von Stein, der Freundin Goethes gewesen sein; diese ließ 1826 auch für Goethes Enkelneffen Alfred Nicolovius ein in ihrem Besitze befindliches Jugendbild des Dichters durch Louise Seidler copiren**). Noch andere bekannte und berühmte Namen befanden sich

*) Frhr. v. Biedenfeld „Weimar" (Weimar, 1841), S. 323.

**) Düntzer, Charlotte von Stein. II, 507. (Ist der vorgedruckte Holzschnitt nach L. Seidlers Original?)

Digitized by Google

unter deren Portraitſtudien. Das Weimariſche Muſeum beſitzt (außer den ſchon genannten) noch Bildniſſe des Orientreiſenden Bergraths Schüler; des Barons von Ungern-Sternberg; der Frau Giſela Grimm, geb. von Arnim; eines Herrn von Stein u. ſ. w. Ein Oelbild Riemers hängt auf der Bibliothek zu Weimar; auch hat Louiſe Seidler die Schauſpielerin Frau von Heygendorf gezeichnet. Das Frommannſche Haus zu Jena bewahrt eine vollſtändige Familiengallerie von der Hand unſerer Künſtlerin, welche ſich durch eine ganze Reihe von Paſtellbildern ein dauerndes Andenken in der ihr treu befreundet gebliebenen Familie geſtiftet hat. Aehnliche Gallerieen finden ſich an verſchiedenen Orten in gar manchem Hauſe, wo Louiſe Seidler verkehrte; ja, dieſe portraitirte oft ſogar Verſtorbene, welche ſie gekannt hatte, mit Benutzung der Todtenmaske aus dem Gedächtniß; eine Fertigkeit, zu der ſie im Verein mit Schinz eine Zeitlang in Italien fleißige Vorſtudien gemacht hatte. Wie die Herzöge Emil Auguſt und Friedrich von Gotha, ſo haben auch verſchiedene Mitglieder des Weimariſchen Herrſcherhauſes Louiſe Seidler geſeſſen; von dem Bilde Carl Auguſts wurde ſchon geſprochen; außerdem malte ſie den Großherzog Carl Friedrich, ſowie die Prinzeſſinnen Maria und Auguſta von Weimar lebensgroß in Oel, ebenſo den ſpäteren Gemahl der erſteren, den Prinzen Carl von Preußen.

Ueber eine „ruhende Pilgerin", welche ſie in Dresden ausgeſtellt, ſchreibt ihr Herr von Quandt: „Das Bild macht auf mich eine rührende Wirkung. Ich fühle die Schwere des Kummers dieſer Pilgerin, welche ruht, ohne Ruhe zu finden. Ich möchte wiſſen, ob ich richtig fühle und den Sinn des Bildes getroffen habe." Ein Oelgemälde „Hagar in der Wüſte, den verſchmachtenden Ismael in den Armen haltend, während der Engel ihr die Schale knieend reicht" (ganze Figuren unter Lebensgröße) ward in Dullers „Phönix" (1836 No. 266) folgendermaßen beſprochen: „Die fleißige Künſtlerin hatte einen geeigneten und dankbaren Vorwurf gewählt. Die Ausführung iſt ſinnig und gelungen, mit männlich kräftigem Pinſel, und das Werk gewährt durch einfache Compoſition und edle Behandlung den reinen Kunſteindruck, den der

Digitized by Google

Gegenſtand erheiſcht, wenn er äſthetiſch wirken ſoll." Die Malerin gab dies Bild ſpäter der Mutter eines Pathkindes, deſſen ganze Familie nach Amerika überſiedelte, als Geſchenk mit nach dem fernen Welttheile.

Außer „mehreren ſehr ähnlichen Portraits in Paſtell" hatte Louiſe Seidler 1839 in Weimar auf der Kunſtausſtellung ein umfangreiches Gemälde: „Ulyſſes, an den Sirenen vorüberſchiffend", welches nach Schorns Kunſtblatt vom 24. October 1839 „von anmuthiger Compoſition, auch kräftig und klar in der Farbe" war. Es iſt 4 Fuß 8½ Zoll breit, 3 Fuß 11 Zoll hoch, auf Leinwand gemalt und befindet ſich jetzt im Schloſſe zu Tiefurt; ebenda hängt das Bruſtbild eines betenden Engels, Paſtellbild nach Maria Ellenrieder, 1 Fuß 4½ Z. breit, 1 F. 2½ Z. hoch. Eine größere Arbeit: „Der Kindermord", wird in der „Kunſtchronik" (Beibl. z. Zeitſchr. f. bild. K.) vom 17. Novbr. 1866 erwähnt als „der ſtreng ſtyliſtiſchen Richtung angehörend", wie alle ſelbſtändigen Werke der Künſtlerin.

Das Induſtriecomptoir zu Weimar ließ in den Jahren 1836 und 1837 ein Unterrichtswerk erſcheinen, betitelt: „Köpfe aus Gemälden vorzüglicher Meiſter nach ſorgfältig auf den Originalen durchgezeichneten Umriſſen in der Sammlung von Louiſe Seidler. Zum Gebrauch für Zeichnenſchüler lithographirt von J. J. Schmeller." (Imp. Fol.) Daſſelbe enthielt Köpfe nach Maſaccio, Perugino, Fra Bartolommeo, Fieſole u. ſ. w. Wie werth die Künſtlerin Durchzeichnungen hielt, hat ſie ſelbſt ausgeſprochen; ein competenter Kenner ihrer Sammlung nennt diejenigen, welche Louiſe Seidler angefertigt hatte, „wahrhaft koſtbar; ſie leuchten noch in mir fort." Die Erlaubniß zum Durchzeichnen der Gemälde alter Meiſter wird jetzt faſt nirgends mehr ertheilt; um ſo bedauerlicher iſt es daher, daß die Seidlerſchen Schätze nach dem Tode der Beſitzerin verzettelt wurden. Mit Benutzung einer dieſer Durchzeichnungen malte Louiſe im Jahre 1841 die Königstochter aus den Fresken in der Kirche San Clemente zu Rom für Herrn von Quandt, der ſich am 30. Juli 1841 „ſehr auf das Gemälde freut" und bemerkt: „Keine würdigere Freundin, die Sie immer an mich erinnern mußte,

Digitized by Google

hätte ich finden können, als jene bekehrte Königin des Masaccio, welche mir nun wieder zu einem werthen Andenken dienen wird und im Zimmer meiner Frau einen Ehrenplatz einnehmen soll." Und am 9. August 1841 schreibt Quandt: „das nun wieder in's Leben gerufene Bild solle auch Andere auf der Ausstellung erfreuen, wohin er es gegeben habe; er bleibe der Freundin für das anmuthige Kunstwerk herzlich verbunden." Bezahlt hat er es mit 40 Thalern Preuß. Cour. —

Das Jahr, welches die erste Lieferung des erwähnten Unterrichtswerkes erscheinen sah, brachte für Louise Seidler insofern eine Veränderung, als die Großherzogliche Gemäldesammlung, durch mancherlei Zuwachs vermehrt, aus den beschränkten Räumen des Jägerhauses 1836 nach dem Fürstenhause verlegt ward, wo sie blieb, bis man dieses Gebäude im Jahre 1848 zu ständischen Zwecken einrichtete. Jene Ortsveränderung, zusammenwirkend mit der bedeutenden Vermehrung der Weimarischen Kunstschätze sowie mit öfters eintretender Kränklichkeit der Künstlerin, führte nach und nach ein Zurücktreten dieser letzteren von der Ausübung ihres Amtes als Aufseherin herbei; formell enthoben wurde sie desselben jedoch nie, das amtliche Verzeichniß der den Museumsvorstand bildenden Personen nennt neben den Namen eines Genelli, Schwerdgeburth u. s. w. auch denjenigen Louise Seidlers bis an deren Tod.

Daß auch der Landesfürst ihr wohlgewogen blieb, beweist die ihr zu Anfang des Jahres 1843 zu Theil gewordene Verleihung der Weimarischen goldenen Civil-Verdienst-Medaille für Kunst und Wissenschaft, am landesfarbigen Bande zu tragen, nachdem Großherzog Carl Friedrich der Künstlerin bereits durch Decret vom 27. Juni 1835 den Charakter einer „Hofmalerin" verliehen hatte. Auch auswärtige Ehrenbezeugungen blieben nicht aus; mittels Diploms vom 13. Februar 1854 ernannte der Lutherverein zu Apolda Louise Seidler zu seinem Ehrenmitgliede.

Aber diese empfing nicht nur Achtungsbeweise, sie gab solche auch, wo sie konnte. Im Jahre 1849 ging der 28. August, Goethes hundertjähriger Geburtstag, nicht vorüber, ohne daß die von dem großen

Digitized by Google

Todten einſt ſo gütig geförderte Künſtlerin ihrer Verehrung für denſelben Ausdruck verliehen hätte. Im Verein mit A. Andorff veröffentlichte ſie eine allegoriſche Compoſition: „Dichtung und Wahrheit, Goethes Manen geweihet", in Kupferſtich. Das Blatt fand beifällige Aufnahme; Maria Ellenrieder hatte richtig prophezeit, als ſie die Ueberſendung eines Probeabdrucks mit folgenden Zeilen beantwortete: „Die Wahrheit ſitzt mit ſo viel Ueberzeugung und Ruhe; ſie ſcheint die Dichtung zu warnen, die ihr ſo nahe geſtellt, in erhabenem Fluge einherſchwebt. Man wird hoffentlich recht ſehr damit zufrieden ſein!"

Louiſe Seidlers Pietät gegen alles, was ſich auf Goethe bezog, ging ſo weit, daß ſie das kleinſte aufbewahrte, was nur irgend in einem Zuſammenhange mit dem Dichter geſtanden hatte, wie z. B. die Schleife, welche ſie am Tage der hundertjährigen Feier von Goethes Geburtstag getragen. Damals war ſie nebſt einigen anderen Weimariſchen Damen von den Angehörigen des edlen Todten erſucht worden, als Ehrenwächterin in den Zimmern des Dichters zu fungiren, welche an dieſem Tage dem Beſuche der zahlreichen Fremden offen ſtanden. Um die bei dieſem Anlaß getragene Schleife nicht in ungeweihte Hände kommen zu laſſen, ſandte Louiſe Seidler dieſelbe von ihrem Sterbelager aus Ottilien von Goethe, der im Jahre 1872 auch aus dem Leben geſchiedenen Schwiegertochter des Dichters. — Wenn irgend Jemand ſolche Geſinnungen würdigte, ſo war es dieſe.

Ohne Zweifel rechnete auch Herr von Quandt auf die unbedingte Verehrung, welche Louiſe Seidler dem Andenken Goethes zollte, wenn er ihr am 30. Juli 1841 ſchrieb:

„In Weimar iſt es mir ſo überaus wohl ergangen, daß ich einen ganzen Bogen mit Namen und Erzählungen alles Freundlichen, was man mir erwieſen, anfüllen könnte, und daher ſpreche ich nur im allgemeinſten darüber meinen aufrichtigen Dank aus. Hieran knüpfe ich eine Bitte: beifolgende Kupferſtiche an Die zu vertheilen, welche ſich meiner freundlich erinnern. Ich weiß nicht, an wen ich ſchon früher den Stich nach Peſchels „König von Thule" und den „Sänger" geſendet habe, und Welchen alſo die Fortſetzung dieſer Blätter willkommen ſein

Digitized by Google

dürfte. Fast besorge ich, daß der Herr Geh. Hofrath Riemer noch nicht im Besitz dieser Kupferstiche ist, und da er alles so werth hält, was sich auf Goethe bezieht, so bitte ich, ihn bei Vertheilung der Blätter vorzüglich zu bedenken und meiner größten Hochachtung zu versichern, welche durch sein Buch über Goethe*) fast bis zur schwärmerischen Verehrung gestiegen ist. Dieses Buch hat mir eine seltene Freude gewährt, denn es ist in unseren Tagen wahrhaft eine Seltenheit, einen Freund zu finden, der den Freund auf Leben und Tod vertheidigt. Dieses Gefühl der Treue, einer unerschrockenen Anhänglichkeit und einer unverlöschbaren Wärme des Gemüths that meinem Herzen bei Lesung dieses Buches unaussprechlich wohl. Riemer hat Recht, die Deutschen zu schelten, daß sie es geschehen lassen, wenn freche Juden sich für die wahren Deutschen ausgeben, wenn die Deutschen dazu schweigen, daß der vollständigste (ich will gar nicht sagen vollkommenste) Mensch, Goethe, ihr Landsmann, von jenen Juden und Judengenossen gelästert wird, und wenn es noch so viele Deutsche giebt, die Goethe kaum dem Namen nach kennen. Daß dieses alles der Fall ist, dazu könnte ich viele Beweise anführen, denn ich lebe in Dresden**). Doch wird es

*) „Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. F. W. Riemer. Berlin, 1841" worin der Verfasser voll Entrüstung den „wiederkäuenden Deutschen" vorhält, daß Goethe ihnen bereits als „veraltet" gelte, während „die Wenigsten unter ihnen seine Werke auch nur dem Namen nach kennen, geschweige denn, sie gelesen haben." Außerdem zieht Riemer heftig zu Felde gegen Heine, Börne, Menzel, Böttiger und andere „Lotterbuben, die jetzt in der Literatur das große Wort führen," und Goethe „Verdienst und Ehre abschneidend, ihm bei Mit- und Nachwelt schaden."

**) Mehr als zwanzig Jahre später wiederholt sich in einem anderen Briefe an Louise Seidler eine ganz ähnliche Klage. Am 3. Aug. 1863 schreibt die Wittwe des Begründers der Schillerstiftung, Majorin Serre auf Maxen: „Geh.-R. Vogel war in Dresden, um Unterschriften für die Goethestiftung zu werben. Glauben Sie wohl, daß sie — keinen Anklang fand, und daß Carus nicht einmal so viel zusammenbringen konnte, um eine Stimme für Dresden zu erlangen? Da hielt ich es für Pflicht, mich in's Mittel zu legen; ich war es dem Namen Goethe schuldig, und zahlte die ganze erforderliche Summe von

Digitized by Google

auch selbst in Weimar nicht an Beispielen fehlen; wie Viele Gesinnung und Sprache noch bei Lebzeiten Goethes gegen ihn änderten, als der Großherzog gestorben war, und wie Viele auf einmal die intimsten Freunde von Böttiger, Goethes Feinde, wurden. Dieses Schönthun mit Böttiger, und diese Verehrung Goethes, welches zusammen bei einigen Individuen stattfand, hat mich von diesen Personen entfernt. Ich gestehe, daß mich vor zwanzig Jahren Böttiger täuschte, als ich hierher kam, und daß ich ihn nicht für böse, sondern nur für sehr schwach hielt und Böttigern deßhalb bedauerte, allein mein Urtheil hat sich denn doch über ihn berichtigt, und in den letzten Jahren habe ich keinen Umgang mehr mit ihm gehabt. Aergerliches will ich hier nicht anführen, sondern nur Lächerliches, welches beweist, wie wenig Goethe selbst unter den sogenannten „Gebildeten" gekannt ist. Ich habe dies zu bemerken sehr oft Gelegenheit, wenn ich Gesellschaft in den Saal auf Schönhöhe begleite. Meistens verrathen diese gebildeten Leute ihre Unkunde bei dem Bilde des Sängers. Es ist sehr oft geschehen, daß Einige ausriefen: „Ein herrliches Gedicht! — Die göttliche Stelle:

„Denn ohne die Leyer im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein selbst beim Göttermahl*)." " —

Und Andere sagten: „Das Gedicht ist doch sehr zart — wie gefühlvoll sind die Worte: „Doch nur verstanden von der Einen!"" — Ich habe diese Herren und Damen immer in dem Irrthum gelassen und sie nicht belehrt, daß beide Stellen nicht in Goethes „Sänger" vorkommen. Man verargt Niemer, daß er die Deutschen so wenig schont, allein schonten denn die Propheten irgend einer Zeit oder eines Volkes ihre Landsleute und Zeitgenossen?"

Daß die warme Sprache dieses Briefes in Louise Seidlers Herzen

---

100 Thalern, die dazu nöthig. Darauf haben sich andere Unterschriften noch gefunden."

*) Das Citat stammt aus Schillers: „Die vier Weltalter"; die zweite Zeile lautet genauer: „Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl." Anfangs hatte das Gedicht vermuthlich die Ueberschrift: „Der Sänger"; vergl. Schillers Brief an Körner vom 4. Febr. 1802.

Digitized by Google

ein Echo fand, darf man ſicher annehmen; wie hätte ſie, die ſelbſt ſo anhänglich war, ſich nicht über jedes Zeichen des nämlichen Gefühls bei Andern freuen ſollen! Wie wenig aber ihre Treue zu erſchüttern oder durch die Zeit in's Wanken zu bringen war, geht aus Briefen Pauline Steinhäuſers hervor, welche ebenfalls eine Goethe betreffende Angelegenheit behandeln und etwa zehn Jahre ſpäter geſchrieben ſind. Der Bildhauer Steinhäuſer hatte in Rom ſein Marmorbild „Goethe und die Pſyche" (jetzt im Treppenhauſe des Muſeums zu Weimar) vollendet; nichts war natürlicher, als der Wunſch des Künſtlers, dieſes Werk in Deutſchland, wenn möglich, in Weimar aufgeſtellt zu wiſſen. Louiſe Seidler bot auf, was ſie vermochte, um zu dieſem Zwecke beizutragen, und wirklich hatte ſie die Freude, denſelben erreicht zu ſehen. Am 11. November 1852 ſchrieb ihr Pauline Steinhäuſer aus Rom: „Mit innigſtem Glücke theile ich Dir die Nachricht mit, daß Dein lieber Erbgroßherzog Carl Alexander die Goetheſtatue wirklich gekauft hat. Er iſt feſt geblieben; ſeine edle Gemahlin hat ihn unterſtützt und die Sache zur Entſcheidung gebracht. Ich kann Dir nicht ſagen, wie edel und liebenswürdig ſie ſich benommen haben, und wie mein guter Steinhäuſer dadurch erfreut iſt. Auch der Frau von Goethe und ihrem Sohne ſind wir vielen Dank ſchuldig; ihre Gegenwart war ein großes Glück. Die Hauptſache iſt, daß die Statue nun doch nach Deutſchland, und nach Weimar kommt. Wie gern verdanke ich Dir, liebe Louiſe, dieſes für uns ſo überaus freudige Ereigniß; ja, es iſt kein leeres Wort, wenn ich ſage, daß es meine Freude erhöht, zu denken, ich danke ſie Dir!" Und als ein Jahr ſpäter die Statue in Weimar eingetroffen iſt, ſpricht Louiſe Seidler ihre Empfindungen über dieſelbe „ſo ſchön" aus," daß Pauline Steinhäuſer „nichts dazu zu ſagen weiß, als Ja und Amen."

Im Frühjahr 1853 begann Louiſe Seidler mit der jungen Prinzeſſin Wittgenſtein, deren Mutter auf der Altenburg bei Weimar reſidirte, Kunſtgeſchichte zu leſen; die Prinzeſſin, nach dem Ausdruck der betagten Lehrerin „eine kleine Mährchenſchönheit," zählte damals fünfzehn Jahre; der Unterricht dauerte bis in das Jahr 1859, in welchem

Digitized by Google

die Schülerin den Fürsten Hohenlohe heirathete. Auch in dem kunstsinnigen Wittgensteinschen Hause stiftete sich Louise Seidler ein dauerndes Andenken; noch nach einem halben Jahrzehnt, als die Fürstin auf einer Reise das Atelier Maria Ellenrieders zu Constanz besuchte, erzählte sie dieser von der Weimarischen Freundin „sehr Erfreuliches und erbot sich, wenn etwas mitzugeben oder zu bestellen wäre, es ihr zu geben." Nicht minder gütig als diese Fürstin zeigte sich gegen Louise Seidler die Herzogin Helene von Orleans, welche nach dem Jahre 1848 zu Eisenach ihren Wohnsitz genommen; 1854 ließ sie sich von der Künstlerin, welcher schon ihre Mutter, die Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg-Schwerin (Carl Augusts Tochter) huldvolle Freundlichkeit erwiesen, lebensgroß in Oel malen.

Gleich dem Großherzog Carl Friedrich war auch dessen Gemahlin Louise Seidler stets gnädig gewogen geblieben; unter anderen Zeichen der Werthschätzung, welche die kunstliebende „nicht genug zu verehrende" Großfürstin Marie Pawlowna „voll gütigen Wohlwollens" unserer Malerin zollte, bewahrte letztere eine schöne und werthvolle Brosche. Nicht minder erwies sich der Großherzog Carl Alexander, der 1853 den Thron bestieg, als Enkel Carl Augusts auch in der Fürsorge für Louise Seidler, welcher er noch im ersten Jahre seiner Regierung ein kleines Gärtchen dicht hinter dem Jägerhause zur eigenen Benutzung einräumen ließ, worüber die greise Künstlerin sich in hohem Grade glücklich fühlte; außerdem erhielt sie einen Balkon-Freiplatz im Hoftheater, den sie fleißig benutzte.

Fünf Jahre später, im Sommer 1859, sollte Louise Seidler unerwartet noch Früchte einer Saat ernten, die sie einst im Frühling ihres Lebens ausgestreut. Johannes Schinz, der Sohn des treuen Jugendfreundes Caspar, traf mit seiner Gattin Julie und einem siebenjährigen Töchterchen aus der Schweiz in Weimar ein, getrieben von der Sehnsucht, seine betagte Pathin zu begrüßen. „Welche rührende, leider kurze Freude!" ruft diese in ihren Aufzeichnungen aus; „unsere Herzen fanden sich wunderbar zusammen."

Leider sollte diesem fröhlichen Ereigniß („dieser Himmelsgabe"

Digitized by Google

wie die Greisin es nennt) ein trübes auf dem Fuße folgen; Louise Seidler ward am Tage nach der Abreise der geliebten Menschen von schwerer Krankheit befallen, welche ihr Leben ernstlich in Gefahr brachte. Langsam nur erholte sich die Vierundsiebenzigjährige; um ihr völlige Genesung zu schaffen, luden die Züricher Freunde sie dringend zum Besuche der Schweizer Berge ein. Obwohl schon schwer an den Augen leidend, entschloß die Greisin sich dennoch, dieser Aufforderung zu folgen; begleitet von der treuen Dienerin Helene machte sie sich — aber erst im Frühjahr 1863 — auf den Weg. Die Befriedigung, mit welcher sie von dieser, ihr als Schlußstein des Lebens geltenden Reise heimkehrte, spiegelt sich in einem der rührendsten Briefe an Johannes Schinz wieder; in den Aufzeichnungen äußert sie sich folgendermaßen: „Vier Monate verlebte ich bei diesen glücklichen Menschen; mein Herz theilt ihre Freuden, wie ihre Schmerzen. Ihre Liebe wird mir Trost und Glück sein, so lange meine Pulse schlagen."

Daß Louise Seidler damit nicht zuviel sagte, geht aus den überaus zahlreichen Briefen hervor, welche sie an die Familie Schinz gerichtet hat; ein Fest- und Freudentag war es für die immer mehr Vereinsamende, wenn ein Schreiben aus der Schweiz eintraf, und fast krank konnte es sie machen, wenn sie in der Erwartung eines solchen „bei jedem Männertritte den Briefträger zu hören glaubte, aber vergebens!" Kaum irgendwo erscheint Louise Seidler anziehender, als in ihren treuherzigen, rückhaltlos offenen Briefen an die Familie Schinz, in denen sich die Ereignisse des täglichen Lebens von den großen Fragen der Gegenwart bis herab zu den kleinsten Regungen unverbrüchlich liebender Herzen wiederspiegeln; trübe stimmt es nur, wenn sich Schritt vor Schritt das zunehmende Alter, die wachsende Körperschwäche und die langsam eintretende Erblindung der Schreiberin enthüllt. Eine des Augenlichts beraubte Malerin — es ist fast wie ein tauber Musiker! Nicht ohne Rührung kann man lesen, wenn Louise Seidler, nachdem sie bereits eine längere Pause in der Kunstübung hat eintreten lassen müssen, um 1860 freudig bemerkt: wie der Arzt ihr gestattet habe, ein angefangenes Bild langsam fertig zu malen; „mit heißem

Digitized by Google

Dankgebet ergriff ich nach so langer Zeit wieder die Pinsel; das Leben wurde mir wieder reich. Wie öde und leer ist das Dasein ohne Ausführung des Berufs, und was ist der Mensch, wenn er nicht strebt!" Mit der innigsten Freude aber erfüllt sie der unerwartete Umstand, daß sie sich plötzlich wieder in der Lage sieht, „etwas für die Kunst wirken" zu können; „Camillo Genelli, ein liebenswürdiger, sinniger, bescheidener Jüngling" schreibt sie in einem laut Poststempel am 7. Febr. 1860 in Zürich eingetroffenen Briefe, „lernt seit den letzten Wochen das Oelmalen bei mir; sein Vater, der geniale Bonaventura Genelli, malt selten in dieser Weise und hat weder Platz in seinem engen Atelier, noch Geduld, dem 18jährigen, übrigens schon sehr geschickten und talentvollen Sohne Unterricht zu geben; so bat mich die Mutter, ihm zu sitzen, wobei ich ihm das Oelmalen zeige. Schon trocknet mein Bild*), welches gut zu werden scheint; nun nimmt mir Genelli eine Arbeit für den Gustav-Adolf-Verein ab, indem er für ein neues Kirchlein meinen herrlichen Veitschen Christus copirt. So bin ich in der Kunst noch thätig und wieder heimisch im lieben Atelier, wenn ich dabei auch nur stricke. Der Allmächtige hat wunderbar für mich gesorgt, denn gewöhnlicher Unterricht, wo ich scharf die Linien und Striche (bei Kindern z. B.) beobachten müßte, würde mich zu sehr anstrengen; nur die Farbenlehre ist mir noch vergönnt."

Aber „immer größer wird die Geduldsprüfung, die Gott schickt" schreibt Louise einige Zeit später. „Die Kunst legte ich ihm jetzt gern zu Füßen, könnte ich nur noch meinem Herzen Genüge leisten und mit den Liebsten noch eigenhändig verkehren! Es ist mir Bedürfniß, mit fernen Freunden durch Briefe fortzuleben;" letzteres wohl um so mehr, als die eigenen Verwandten ihr, wie sie klagt, oft mit großer Herzlosigkeit begegnen. „Sonderbar, daß man über solche Dinge doch so schwer hinwegkommt! Das kommt wohl freilich daher, weil man sich von der Natur angewiesen glaubt, Liebe und thätige Theilnahme bei

*) Es ist jetzt im Besitze von Friedrich Preller d. Jüngeren, L. Seidlers Pathen.

Digitized by Google

Denen zu suchen, die uns von Gott so nahe gestellt sind." Trost über erfahrene Zurücksetzung holt sie sich dann wohl aus guten Büchern; namentlich liebte sie Lebensbeschreibungen: die Biographien der Amalie Sieveking, des Philosophen Fichte, des um die Kunst so hochverdienten Sulpiz Boisserée sind neben anderen die Werke, die ihr den meisten Genuß gewähren und deren Studium sie den Freunden dringend empfiehlt. Daneben macht und empfängt sie Besuche; oft verkehrt sie noch im Goethe-Hause: „Frau von Goethe ist mit ihren Söhnen für einige Zeit hier" schreibt sie am 10. Septbr. 1862, „ich bringe schöne Abende mit dieser kunstsinnigen, herzensguten, wohlwollenden Frau zu." Und zwei Jahre später hat sie wieder „einen sehr interessanten Abend bei Frl. v. Pogwisch, wo der jüngste Enkel Goethes mit einer Fremden aus Wien vierhändige venetianische Lieder spielte; es kostete mich freilich die Nacht, indessen war sie für diesen schönen Genuß zu geben." Bei solchen Gelegenheiten lodert dann auch ihre unauslöschliche Verehrung für Goethe hell empor: „Du wirst" schreibt sie an Julie Schinz, indem sie ihr das Studium der Werke des Dichters an's Herz legt, „mir noch näher kommen, wenn Du diesen edlen, klaren, einfachen und doch so tiefen Geist lieben wirst; Du wirst Dich dann auch mit mir freuen und ihn unbeschreiblich lieb haben, daß er meine Jugend so bereicherte, mein künstlerisches Leben förderte auf jegliche Art, wie denn sein gutes Herz nie genug anerkannt worden ist. Ich liebte und beweinte ihn wie einen Vater, der er mir bis zu seinem Ende war, und den man nur näher kennen mußte, um auch sein edles, großes Herz lieben zu lernen."

Dankbar empfindet es auch das treue Gemüth der greisen Künstlerin, wenn ihre einstige Schülerin, „die theure Königin" wie sie dieselbe nennt, in Weimar zum Besuche einkehrend, sie zu sich rufen läßt. Zunächst „beschäftigt die Krönung *unserer* geliebten Prinzessin" (18. October 1861) „unglaublich alle Geister; telegraphische Glückwünsche des Frauenvereins, dessen sie sich immer so thätig angenommen, gingen ab u. s. w. Hätten es doch ihre Eltern, die sie so sehr liebten, erleben können, die Krone auf ihrem Haupte zu sehen! Auf alle Art

Digitized by Google

haben wir gewiß Gott zu danken, wenn der lieben Königin Gesundheit nicht durch solche Strapazen, wie die in Königsberg gewiß sein werden, gefährdet wird." Ein „Tag wohlthuendster Rührung stürmt" aber auf die Malerin „ein," als sie ihre „vielgeliebte Prinzessin nun endlich nach ihren vielfachen Leiden als Königin, vom Grabe der Mutter kommend, wiedersehen sollte." Die Fürstin „kam," berichtet Louise Seidler, „nur kurze Zeit; Nachts zwei Uhr war ihre Ankunft, am zweiten Tage, Nachmittags, reiste sie schon wieder ab. Da sie, wegen Unwohlseins, weder in der Geburtstagscour unserer Großherzogin" (8. April) „noch bei Tafel hatte erscheinen können, glaubte ich sie nur in der Festoper, wohin ich trotz Unwohlseins gegangen, von Weitem zu sehen; aber wider mein Erwarten gab sie zu meiner großen Freude mir mit wenigen älteren Dienerinnen ihrer seligen Mutter eine recht lange, gemüthliche Audienz, so liebevoll wie nur jemals, und wegen des Besuchs am Sarge ihrer Mutter, wo sie lange in vielen Thränen gebetet, tief bewegt. Wohlthuend und beglückend war mir solches Wiedersehen. Wie klopfte mein Herz: ob jetzt das Ideal, was ich stets in ihr sehe, nun seinen Höhepunkt erreichen würde? Und als sie endlich so liebevoll, aber blaß und angegriffen herein trat, hatte ich keine Worte als eine stammelnde Anrede, und Thränen bedeckten ihre lieben Hände, bis sie mich und einige Getreuen so der alten Garde (möchte ich's nennen) an ihr Herz nahm, und die vielfachsten Fragen uns dieses als ganz unverändert zeigten." Noch mehrfach finden sich in den Briefen an die treuen Schweizer — denen Louise Seidler, der alles Großthun vollständig fern lag, gewiß nimmermehr schön gefärbte Berichte gesendet hätte — Erzählungen von ähnlichen kürzeren oder längeren, immer aber „liebevollen Audienzen," über die sich offen auszusprechen der fast Achtzigjährigen ein Bedürfniß war.

Den wärmsten Antheil nimmt diese ferner an allen öffentlichen Dingen, wie z. B. an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig, die sie — „nach geistiger Belebung sich sehnend wie der Fisch nach Wasser" — mit theilnahmsvollen Freunden in Jena festlich begeht. Lebhafter als irgendwo fühlt sie sich hier in ihre Jugend zurückversetzt;

Digitized by Google

auch die in diese Zeit fallende Ausstellung ihres im Jahre 1811 gemalten Portraits von Goethe, über welches in Berlin anscheinend viel gesprochen worden, mag ihr die bedeutungsvollste Episode ihres reichen Lebens farbenfrisch wieder vor die Seele geführt haben. Louise Seidler hatte „das Recht, dieses äußerst ansprechende Brustbild Goethes zu vervielfältigen, ausschließlich dem Schülerstipendium" der K. Realschule überlassen; „für Abtretung dieses Rechtes, welches der Herr Buchhändler Kaiser (Firma E. H. Schröder in Berlin) erwarb, ist dem Stipendium," wie ein Schulprogramm des Gymnasiums dankbar berichtet, „eine baare Einnahme von fünfzig Thalern geworden." Zunächst wurde nun das Original öffentlich gezeigt; die Kritik nannte es „eins der schönsten Portraits des unsterblichen Dichters." Ein angesehenes Tagesblatt berichtete: „Das Bild ist (1861) nicht mit auf der Goethe-Ausstellung gewesen, weil die Besitzerin, die nicht hier wohnt, sich nicht von demselben trennen mochte, würde derselben jedoch zur höchsten Zier gereicht haben. Es soll nunmehr photographisch vervielfältigt und zum Besten eines Stipendiums für dürftige Gymnasiasten verkauft werden, so daß der Erwerb eines treuen Abdrucks von diesem eben so innig, wie geistvoll aufgefaßten Bilde zugleich einem milden Zweck dient und mancher stillen, bitteren Noth Erleichterung verschaffen hilft."

Zunächst ward nun das Original etwa in halber Lebensgröße von P. Rohrbach lithographirt; eine von G. Schauer nach dieser Lithographie angefertigte Photographie in s. g. „Cabinetformat" ist ungemein verbreitet; sie trägt die Unterschrift: „Goethe 1811" aber der Name der Malerin ist nicht genannt. Bei der Zeichnung auf den Stein ist übrigens hinsichtlich der Tracht des Dichters ziemlich frei verfahren worden; auf dem Originalbilde erscheint Goethe, charakteristisch genug, zwanglos, in bequemer Kleidung, während der Lithograph ihn völlig als Minister, in steifer Würde dargestellt hat. Die Züge des Gesichtes dagegen sind im Ganzen treu nach Louise Seidler wiedergegeben.

Diese Ausstellung des Goethebildes, jene Jubelfeier der Leipziger Schlacht als äußerer Anstoß, die inzwischen eingetretene, fast vollständige

Digitized by Google

Unfähigkeit der erblindenden Künstlerin zu jeder Selbstthätigkeit (außer kleinen Handarbeiten, zu denen sie weder große Neigung, noch wesentliches Geschick besaß) als innerer Grund mögen zusammengewirkt haben, um in Louise Seidlers Gemüth den Boden für ein Samenkorn zu bereiten, welches um jene Zeit die treue Freundin Henriette Solger in die Seele der Künstlerin legte. Auf diese ausgezeichnete Frau ist das große Verdienst zurückzuführen: die Malerin zur Schriftstellerin zu verwandeln; Zeuge hierfür sind außer einem erhalten gebliebenen Blatte Louise Seidlers (mit den Worten: „Hier hast Du, theure Freundin, wie Du es gewünscht, Erinnerungen aus meinem reichen und bewegten Leben") noch die Briefe der Künstlerin an Johannes Schinz, sowie nachstehende Zeilen einer Tochter Henriette Solgers an den Herausgeber: „Meine Mutter war es, die allein die Seidler zum Niederschreiben ihrer Erinnerungen veranlaßt hat. Bei ihrer häufigen Anwesenheit in Dresden klagte die arme Augenleidende sehr über die Unmöglichkeit zu malen und die gezwungene Unthätigkeit; nun rieth ihr meine Mutter: ihre reiche Vergangenheit, ihren Umgang mit so vielen interessanten Persönlichkeiten, ihre Reisen u. s. w. zu benutzen, sich in ihre Erinnerungen zu versenken, sie aufzuzeichnen und so sich eine anregende, von ihren Leiden abziehende Beschäftigung zu schaffen. Es wurde viel davon gesprochen, viel zugeredet, viel erinnert; endlich legte Louise versuchsweise Hand an's Werk, fand Vergnügen daran und versenkte sich bald in die Arbeit. Wenn sie von nun an nach Dresden kam, brachte sie ihr Manuscript mit, und meine Schwester wie ich haben manchen Abend ihr, wie meiner Mutter daraus vorgelesen. Als sie nicht mehr selber schreiben und das Geschriebene durchlesen konnte" (etwa von der Mitte des Jahres 1864 an, wie die Briefe an Schinz ergeben, welche um jene Zeit aufhören, eigenhändig zu sein) „klagte sie sehr über die vermehrten Schwierigkeiten, durch die jedoch ihr Eifer nicht abnahm, wie sie denn auch noch immer das wärmste Interesse für ihre Kunst zeigte. Einst z. B. wollte die arme Erblindende durchaus auf die Gemäldeausstellung gehen, um daselbst ein Bild ihres Pathen Friedr. Preller zu sehen. Ich mußte sie hinführen, das Bild aufsuchen

Digitized by Google

und ihr beſchreiben. Dann ging es weiter, und ſo groß war ihre Theilnahme für die Gemälde, daß ſie oft ſtehen blieb, auf das eine oder andere zeigte und fragte: „Hier das Roth, was iſt das?“ — „Das iſt der Mantel eines Zigeuners.“ — „Hm! Aber der weiße Fleck?“ — „Der iſt der Rock eines Mädchens;“ und nun mußte die Gruppe, der Wald, kurz, die ganze Landſchaft und Scene bis auf den Ausdruck der Geſichter beſchrieben werden.“

Die hier ſo eindrucksvoll geſchilderte geiſtige Friſche finden wir auch in den „Erinnerungen“ wieder, in deren allmählichem Zuſtandekommen Louiſe Seidler „wahren Herzenstroſt“ fand. Von einem Aufenthalte in Dresden während des Sommers 1865 meldet ſie Schinz: „Einige Stunden täglich verlebte ich bei meiner allerliebſten Freundin Solger, die aus meinen „Erinnerungen“ hören wollte, zu denen ſie mich eigentlich angeregt hat. Mir ſind dieſelben eine große Wohlthat; ſie unterhalten mich auf's ſchönſte. Die Erinnerung führt mich zauberiſch in jene ſchöne Zeit zurück. Ich habe jetzt ſehr viele Charakteriſtiken damaliger Perſönlichkeiten und Zuſtände eingeflochten, nach dem Rath der lieben Reil und Falk*), wodurch die Kunſtbemerkungen, die ohnehin nicht ganz erſchöpft werden können, etwas in den Hintergrund treten, das Ganze unterhaltender wird und die Zuſtände jener Zeit lebendiger hervortreten. Es iſt merkwürdig, wie vieles doch die Neuzeit völlig verändert hat!“

So rückte die wichtige Arbeit langſam vor, leider oft gehemmt durch äußere Einflüſſe; namentlich war Louiſe unglücklich darüber, wenn die geſchäftigen und willigen Freundinnen verreiſten und die „Erinnerungen“ dann liegen bleiben mußten. Auch die eigenen Kräfte ſchwanden mehr und mehr; langſam bewegte ſich Louiſe Seidler jenem engſten und letzten Kreiſe zu, wo alles Leben ſtillſteht. Die Kirche konnte ſie längſt nicht mehr regelmäßig beſuchen; ſie ließ ſich daher Sonntags meiſt aus einem Erbauungsbuche vorleſen. Noch einmal

*) Jene eine Köſener, dieſe — Tochter des Johannes Falk — eine Weimariſche Freundin Louiſe Seidlers, denen dieſe zu dictiren pflegte.

Digitized by Google

nahm ſie (Oſtern 1866) das heil. Abendmahl. Bis dahin war ſie trotz ihres hohen Alters immer nach Erfurt zum altlutheriſchen Gottesdienſte gereiſt. „Sie hatte“ ſagt eine Freundin von ihr, „das Bedürfniß, ihrem Glauben auch durch äußere Zeichen den entſchiedenen Ausdruck zu geben; ſo z. B. ſtimmte das Knieen beim Gottesdienſte ganz mit dem ihr innewohnenden Gefühl von Demuth überein.“ Alle hohen Feſte hatte ſie bisher in Erfurt zugebracht, an der Abendmahlsfeier dort Theil genommen und war jedesmal ſehr erbaut zurückgekehrt; in dem Prediger der Erfurter altlutheriſchen Gemeinde, P. Wermelskirch, verehrte ſie „den ausgezeichneten Redner, welchem erhebende Gleichniſſe und Bilder zu Gebote ſtanden und den werthen Freund, in deſſen Hauſe ſie gern verkehrte, wie auch er Louiſe Seidler regelmäßig aufſuchte, wenn er nach Weimar kam.“ Nun aber war ihr die Reiſe nach Erfurt unmöglich; deſto eifriger ergreift ſie eine ſich in Weimar darbietende Gelegenheit zur Erbauung. Am Oſterſonntage 1866 meldet ſie den Schweizer Freunden: „Geſtern war ich — hier nach vielen Jahren zum erſten Male — zum h. Abendmahle. Meine Kräfte nehmen ſichtlich ab, ſo daß ich fühlte, die Schwierigkeiten, in Erfurt das Sacrament zu genießen (was dort weit erbaulicher, aber auch umſtändlicher iſt), würden nicht mehr für mich zu überwinden ſein. Mit innigſter Freude nahm ich deßhalb das Erbieten der edlen Familie von Maltitz an, mit ihnen ſeparatim in der Sakriſtei zu communiciren, was mir eine wahre Wohlthat war und eine heiße Sehnſucht ſtillte, denn ich wußte nicht, wie ich ſelbſt hier dazu kommen ſollte, weil ich, ohne geführt zu ſein, die Stufen des Altars nicht hätte erſteigen können, und dadurch meine Andacht, ſowie die der Umſtehenden hätte geſtört werden müſſen. Ach, ich hatte ein ſo großes Bedürfniß, Gottes Gnade anzurufen, daß er mich in Geduld und Ergebung ſtärke; bei meiner Schwäche werden dieſe Pflichten doppelt ſchwer!“ In der That, es war „ein Leben der Geduld,“ welches die Greiſin lebte; „aber“ fügt ſie dieſer Bemerkung hinzu, „durch Ergebung und vielfache Entſagungen friedlicher, da kein Ringen, kein ehrgeiziges Kunſtſtreben mich mehr quält, welches mich freilich auch aufjauchzen ließ, wenn mir's zu gelingen ſchien. Ohne

Digitized by Google

Ruhe, ohne Rast strebte ich vorwärts, im Atelier lebte ich ein höheres Leben, glücklich oder traurig, wie stets ein Kunststreben, wenn es einem höheren Ziele gilt und nicht um Gewinnst oder Gunst der Menge buhlt. So war mein Leben im Atelier lange Jahre, und so ist es wohl natürlich, wenn ich wehmüthig, aber gern noch in der alten lieben Werkstatt verweile, strickend, dictirend, wie sich's eben findet. Langeweile ist mir ein wahres Gift; keine Wohlthat kann den Menschen so über das Alltägliche emporheben, als frische, hohe Gedanken, wie sie die Kirche, die Kunst und edle Poesie gewähren. Das Streben in der Kunst war mein eigentliches Leben, und wie vieles mir auch noch geblieben: sonnig ist mir das Dasein nicht mehr; es bleibt grau und öde, alles ist still, nur oft nebelhafte Erinnerungen an die Vergangenheit, aber mit schönen Streiflichtern, tauchen noch auf, erquicken und thun wohl!"

Von dieser Zeit an bereitete Louise Seidler sich gefaßt und voll christlichen Sinnes zum Scheiden. — Schon vier Jahre früher, am 11. April 1862, hatte der Mißstand, daß die Großherzoglichen Kunstsammlungen im Jahre 1848 an verschiedenen Orten zerstreut untergebracht werden mußten, zu dem Beschlusse des Weimarischen Landtags und der Großherzogl. Staatsregierung geführt, ein neues Museum in Weimar zu erbauen, welches 1868 vollendet ward; Louise Seidler bestimmte diesem eine reichhaltige Mappe von Originalzeichnungen zum Geschenke; auf einer der beiden Metalltafeln, welche im Treppenhause des Museums die Namen von Wohlthätern der Anstalt künden, liest man auch den unserer Künstlerin.

Aehnlich wie gegen das Museum zu Weimar verfuhr Louise Seidler im Frühjahr 1866 gegen das neu entstandene archäologische Museum zu Grätz, indem sie dasselbe auf Veranlassung einer ihrer Schülerinnen, welche einen Professor der dortigen Universität geheirathet hatte, mit einer großen Anzahl eben so sinnig gewählter, wie werthvoller Abgüsse bereicherte. Der Vorstand dankte für die Sendung in einem überaus verbindlichen Schreiben.

So war Louise Seidler noch immer nach Pauline Schellings Worten „voll unversiegbaren Interesses für alles, was sich im Reiche

Digitized by Google

des Geistes und der Kunst entfaltete." Während ihre Kräfte allmählich schwanden, war der Geist noch frisch bis zu ihrem letzten Hauche; einem langen thätigen Leben sollte ein langes Sterben folgen.

Liebevoll, wie sie ihrer Freunde im Leben stets gedacht, erinnerte sie sich derselben auch in ihrer letzten Krankheit. Jedem bestimmte sie ein Andenken, von welchem sie sich eine besondere Freude für ihn versprach: ein Buch, einen Kupferstich aus ihren Mappen, ein Gemälde von ihren Wänden. Es war ein immerwährendes Austheilen. Ich habe nie Jemand so sterben sehen"! sagte Ottilie von Goethe, welche ebenfalls zu den Beschenkten gehörte und ihren Dank durch folgende Zeilen aussprach:

„Beste Fräulein Seidler!

Geben, geben, geben! Wie treu sind Sie Sich darin durch Ihr ganzes Leben geblieben! Sei es durch Herzenswörte, sei es durch geistige Auffassung, sei es durch Ihr treues Mitempfinden von dem, was Ihre Freunde betraf — Sie geben; und nun kam die Kunst, Bleistift und Palette, fremd und eigen, geschaffen, gesammelt, hervorgerufen — Sie geben! Und an mir ging das in langer Reihe vorüber, als ich das befriedigende Gefühl hatte, selbst an Ihrem Schmerzenslager noch das unzerstörte Freundesgefühl zu finden, was Sie, wie sonst immer, an meine Freude denken ließ! Und nun kommt dieser Gruß — wo wir Beide gewiß mit demselben Entzücken uns bewundernd vereint, und bleibt mir ein Andenken an alle Schönheit der Kunst und Ihre Liebe für uns! Herzlichen, herzlichen Dank!

Ihre

Ottilie."

Eine der sinnigsten Gaben aber erhielt das heißgeliebte Pathkind Johannes Schinz in Zürich; ein kleines Kästchen, zu welchem Louise Seidler meldete: „Es ist geschmückt durch ein Kunstwerk, das ich meiner kunstsinnigen Tante Dorette verdanke. Diese Tante hat mich erzogen; sie war der gute Geist meines Lebens. Wie in jeder Art Stickerei, arbeitete sie auch wunderschön in Seide; sie arbeitete nun für mich diesen

Digitized by Google

Amor auf dem Deckel des Käſtchens, und dies Andenken iſt mir nun beinahe ſechszig Jahre lang unbeſchreiblich theuer geweſen. Und ſo wünſche ich dieſes mein Kleinod auch für künftige Zeiten dauernd in den beſten, treueſten Händen zu wiſſen" — eine Erwartung, in welcher die Geberin ſich nicht getäuſcht hat.

Am 16. Juni 1866 empfing Louiſe Seidler den letzten Beſuch ihrer hohen Schülerin, der Königin Auguſta. Als Durchreiſende nur einen einzigen Tag am Hofe ihres Bruders raſtend, erinnerte dieſe ſich mitten in den Aufregungen jener Tage, trotz der Wolken, welche — den politiſchen Horizont eben damals auf's drohendſte umdüſternd — das Herz der Königin von Preußen wie das jedes Deutſchen ſicher mit ſchwerer Sorge erfüllten, in Treue der kranken Greiſin, die ihr einſt vor vierzig Jahren Zeichnenunterricht ertheilt hatte, und ungeachtet der Kargheit der ihr zugemeſſenen Zeit eilte ſie, der Leidenden Troſt und Hoffnung zuzuſprechen. Ebenſo widmete der Bruder der Königin, Großherzog Carl Alexander von Sachſen, der Künſtlerin fortdauernd den wärmſten Antheil, welchen er durch den Befehl, die Kranke mit Speiſen und Wein aus der Schloßküche zu verſehen, ſowie perſönlich durch häufige Beſuche bethätigte; zum letzten Male ſah und ſprach er Louiſe Seidler am 22. September 1866, vierzehn Tage vor ihrem Tode. Nachdem der Großherzog längere Zeit an ihrem Schmerzenslager zugebracht hatte, legte er ihr die theilnehmende Frage vor: ob ſie einen Wunſch hege, den er ihr noch gewähren könne? Die Künſtlerin bat um ein einfaches Grabdenkmal von der Hand der ihr befreundeten Bildhauerin Angelica Facius, um einen auferſtandenen Chriſtus mit der Inſchrift: „Nur der Glaube macht ſelig, der durch die Liebe thätig iſt." Gern erfüllte der Großherzog dieſen Wunſch, und ſo ſtiftete die Sterbende noch ein Liebeswerk durch den ihrer Freundin zugewendeten Auftrag.

Wenige Tage ſpäter reichte ihr der Kirchenrath Dittenberger in ihrem, auf ihr Verlangen für die heilige Handlung zuvor feſtlich ausgeſchmückten Kämmerchen das heilige Abendmahl. Als ſie es empfangen

Digitized by Google

hatte, ſagte ſie freudig: „Ich habe mit der Welt abgeſchloſſen, der Friede iſt mein.“

Aber erſt am Sonntagsmorgen des 7. October 1866 ſollte der ſchwer Geprüften die erlöſende Stunde ſchlagen. Hell und freundlich ſtrahlte die Herbſtſonne in das kleine Gemach; die Kirchenglocken riefen die gläubige Gemeinde zum Gebete. Die Todtkranke entſchlummerte in den Armen der bewährten Dienerin: „Helene hat mich treulichſt gepflegt,“ meldet einer der letzten Züricher Briefe; „und dies iſt doppelt wohlthuend, da ich durch meine Familie gar keine Pflege habe.“ Unter den Klängen troſtreicher Melodieen, welche Walther von Goethe, des Dichters Enkel, dem Clavier entlockte und die der Scheidenden einen „Vorgeſchmack des Himmels“ (wie ſie ſagte) gaben, ſchloß Louiſe Seidler die Augen für immer.

* * *

Ein Stück des alten Ilm-Athen, wie es im Gedächtniß der dankbaren Nachwelt ewig leben wird, iſt mit Louiſe Seidler zu Grabe getragen; was aber mehr iſt: eine hochſinnige, edle, harmoniſch in ſich abgeſchloſſene Natur. Glänzendere Geiſtesgaben mag man finden; ſelten ein reineres, liebenswürdigeres, hingebenderes Gemüth.

Unter allen Charakterzügen der Künſtlerin tritt keiner ſchöner hervor, als die Treue gegen ihre Verwandten und Freunde; die Achtung vor lebenden und die Pietät gegen heimgegangene Größen; die neidloſe Anerkennung alles Bedeutenden, mochte dieſes auch unmittelbar in der eigenen Kunſt ihr überlegen ſein; die volle Hingabe an alles Edle und Schöne; die Dankbarkeit für erzeigte Dienſte; die Befliſſenheit, ſich durch Gegendienſte gefällig zu erweiſen; die Opferwilligkeit; das nimmermüde Beſtreben: wohlzuthun und mitzutheilen, Freude zu ſpenden, ſei es durch ein tröſtendes Wort oder durch liebreiche That, durch Fürſprache bei einflußreichen Gönnern oder durch ſinnige Gaben des allezeit bereiten Paſtellſtifts und Pinſels. Ein nie verſiegendes Wohlwollen bildete die Grundlage von Louiſe Seidlers ganzem Weſen; entſchuldigen, Gutes reden und alles zum Beſten kehren, das war ihre Sache. Sie lebte nur in Anderen, für Andere, — ſo ſehr, daß ſie ſich über

Digitized by Google

Glück, das ihren Nebenmenſchen zu Theil ward, mehr freuen konnte, als über eigenes. Da z. B. Schinz in Neapel längere Zeit keine Beſtellung erhalten kann, ſo ſucht die treue Freundin durch Ramdohrs Vermittlung die Fürſtin Eſterhazy zu bewegen, daß dieſe — die ihr ſelbſt hatte ſitzen wollen — ſich von Schinz portraitiren laſſe, und als der Tauſch genehmigt wird, weiß ſich Louiſe „vor Glück nicht zu laſſen" und kann ſich „lange keines ſo ſeligen Tages erinnern." Die Notiz, betreffend den Ankauf von Eggers' Amor durch Friedrich Wilhelm III., begleitet Louiſe Seidlers römiſches Tagebuch mit einem vielſagenden „Gottlob", wobei zugleich bedauert wird, „daß der König die Copien des armen Remy zu theuer gefunden" habe. Der Kirchenbildermalerin Maria Ellenrieder, einer keineswegs gering zu ſchätzenden Nebenbuhlerin, wird Louiſe in Rom „Mütterchen und Lehrmeiſterin". In einem Briefe an den Vater ſagt ſie: „Die Nachricht von der Erkrankung meines Schwagers hat mich tief erſchüttert; wenn Wilhelmine ihn verlöre —! Gott gebe mir Kraft zu arbeiten, dann ſoll ſie nicht leiden; ich will alles mit tauſend Freuden mit ihr theilen — ich lebe ja nur für meine Geſchwiſter und Freunde!" Stets gedenkt ſie der in der Heimath Zurückgebliebenen mit rührender Herzlichkeit; dem Vater ſchreibt ſie am Tage nach ſeinem ſechzigſten Geburtstage: „Geſtern waren unſere Gedanken gewiß innig vereint; meine erſte Empfindung, als ich die Augen aufſchlug, war, Gott innigſt für Dich um Geſundheit und ſeinen Frieden zu bitten." Und der hochbetagte Conſiſtorialrath Dr. Schmieder erzählte in einem Briefe an den Herausgeber, wie er nicht ſelten neben ihr bei der Staffelei geſeſſen habe; „da ſchweiften unſere Geſpräche auch wohl nach der deutſchen Heimath, denn mit Verehrung hing ſie an Goethe und allen ihren Freunden und Gönnern in Weimar, mit Zärtlichkeit an ihren Angehörigen." Sogar aus den Liebhabereien und kleinen Neigungen der Künſtlerin ließe ſich deren Treue und Anhänglichkeit beweiſen; an jeder Stätte, die ihr werth geworden war, pflegte ſie eine Blume, ein Blatt zu pflücken, aufzukleben und Ort, Tag und Jahr dabei zu bemerken; ein ganzes Herbarium ſolcher Andenken, geſammelt ſeit mehr als fünfzig Jahren, fand ſich in ihrem Nachlaß.

Digitized by Google

Wohl hatte daher der Dichter Maltitz recht, wenn er Louise Seidler „eine Virtuosin in der Freundschaft“ nannte; Philipp Veit äußerte einst von ihr: „Sie ist so treu — dafür soll sie auch ‚die Treue‘ heißen.“ Noch sieben Jahre nach ihrem Tode spricht der greise Künstler mit warmer Hingebung von „der treuen Freundin, die mir und den Meinigen von der Jugend an bis zu ihrem Hinscheiden eine so seltene Anhänglichkeit bewahrte, die stets so theilnehmend sich zeigte, daß ihr Andenken, manche andere überlebend, immer uns gegenwärtig ist.“ Und eine Schülerin der Verewigten schreibt über diese: „Sie nahm sich meiner, als ich siebenzehn Jahre zählte, liebreich an, um mein Zeichnentalent zu fördern. Ich brachte mehrere Winter bei ihr in Weimar zu, und was ihr Rom gewesen, das wurde mir Weimar und ihr Haus. Mit der Jugend jung, mit dem Alter erinnerungsreich, für alles Schöne begeisterungsfähig, so habe ich Louise Seidler kennen gelernt. In mein Stammbuch schrieb sie die Worte Bettinas: ‚Wenn zwei miteinander sind und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück‘.“

Eine andere Schülerin Louise Seidlers, eine Schweizerin, dankt noch nach Jahren für die empfangenen Anregungen mit folgenden Worten: „Möchten Sie überzeugt sein, daß im Alpenlande dankbare Herzen für Sie schlagen, die den Funken für Kunst und Poesie, den Sie einst geweckt und gepflegt, nicht erlöschen ließen. Die Liebe zur Kunst, die Sie erweckt, die ideelle Beleuchtung aller Dinge, auf die Sie mich stets hingewiesen, haben mir mein Glück gehoben und verklärt. So wirken Sie mittelbar noch segensreich auf meine Kinder!“

In der That beseelte Louise Seidler nach Philipp Veits Worten (in einem Briefe an den Herausgeber) „das lebendigste Interesse für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst; klarer Blick und eine richtige Beurtheilung zählten zu ihren hervorragenden Eigenschaften, und nie ließ ihre Würdigung des Echten und Wahren sich verblenden, nie ermüdete ihr Forschen und Streben, die Wahrheit zu erkennen und zu erfassen. Ihr reiner, edler Sinn, die warme Begeisterung für alles Hohe und Schöne, und der ihr innewohnende Abscheu vor allem Gemeinen und Frivolen machte sie mir und uns Allen in Rom so überaus

Digitized by Google

lieb und werth; so haben wir sie gekannt, und so lebt sie noch in unserer Erinnerung." Ganz ähnlich nennt Schmieder ihr Benehmen „bei natürlicher Lebhaftigkeit sittig in weiblicher Zucht, ihr Betragen gegen die jungen Maler höchst tactvoll."

Daneben war es ihr rastloser Fleiß, der die Künstlerin achtunggebietend erscheinen ließ; das Glück der Arbeit wußte nicht leicht Jemand so zu schätzen und zu genießen wie sie. War auch ihre Fähigkeit den höchsten Aufgaben der Kunst nicht gewachsen, so hat sie innerhalb der Grenzen ihres Talents doch alles geleistet, was sie überhaupt vermochte. Die verschiedenartigsten Urtheile räumen ein, daß sie Gemälde alter Meister „trefflich copirte"; daß sie „als Oelmalerin ganz besonders hervorragte im Geschichtsfach und in der Portraitirung"; daß „ihre historischen und romantischen Darstellungen meist mit großem Beifall erwähnt wurden"; daß sie „die Technik des Pastells mit Geschick in Anwendung brachte", und daß diesem Geschick „die höchste Anerkennung gebührte"*). Gewichtiger noch als alle diese Stimmen ist aber diejenige Philipp Veits, der sich über Louise Seidler folgendermaßen vernehmen läßt: „Während unseres Beisammenseins in Rom nahm sie stets den regsten, lebendigsten Antheil an den damals erwachenden Bestrebungen, der Kunst eine ernstere Richtung zu geben; sie gehörte zu jenen Kreisen, war in ihnen heimisch und den Künstlern stets eine willkommene, anmuthige Erscheinung. In diesem Umgang, sowie im fleißigen Betrachten der Schöpfungen älterer Meister entwickelte sich in den Grenzen ihres zarten, weiblichen Sinnes die Befähigung, auch Eigenes zu erdenken, wie sie denn auch auf noch jüngere Künstler, unter anderen auf den längst verstorbenen Schweizer Schinz, durch Beispiel und freundliche Belehrung recht vortheilhaft einwirkte, wofür sich dieser sehr dankbar erwies. Was mich persönlich betrifft, so war sie in Rom, neben dem freundschaftlichen Verkehr, auch meine Lehrerin im Pastellmalen, worin sie Meisterin war und ich ihr aufmerksamer Schüler." „Ihre Kunst" versichert auch Schmieder, „liebte sie von Herzen, war fleißig und sorg-

*) Quellen: Naglers Künstler-Lexikon; Kunstchronik 1866, S. 159; Augsb. Allg. Zg. 1866, No. 288 B.

Digitized by Google

fältig in ihren Arbeiten, dabei aber anſpruchslos. Sie kannte die Grenzen ihres weiblichen Talents und hütete ſich, dieſelben zu überſchreiten."

Louiſe Seidlers Art der Portraitirung iſt wohl am zutreffendſten charakteriſirt durch das mitgetheilte Schreiben Knebels: ihr freundliches Gemüth ſprach aus allem, was ſie ſchuf; ihr liebevolles Auge entdeckte, wie an dem inneren, ſo auch an dem äußeren Menſchen manche gute Eigenſchaft, die zu anſpruchslos war, um von Anderen bemerkt zu werden, und überſah die Mängel, die noch der Ausgleichung harrten. Den ſelbſtändig von ihr erfundenen Darſtellungen konnte übergroße Sentimentalität, namentlich aber der Mangel an correcter Zeichnung vorgeworfen werden; Fehler, mit denen die Malerin unter ihren Zeitgenoſſen indeſſen keineswegs allein ſtand. Die Epoche des Vergnügens an Ritterromanen, Turnieren, Burgen, Scheinkapellen, Einſiedeleien u. ſ. w. war zugleich diejenige der Vernachläſſigung bewährter Kunſtregeln; das Studium der Anatomie hintanſetzen und an dem überirdiſchen und engelhaften Ausdrucke der Heiligen, an „Gefühl" und „Empfindung" ſich genügen laſſen zu dürfen, ohne zu klar bewußtem Wirken zu gelangen, glaubte am Beginn dieſes Jahrhunderts nicht Louiſe Seidler allein, in deren Bruſt die Nachklänge der romantiſchen Zeit allerdings beſonders ſtark und lange forthallten.

Denn bei der Beurtheilung ihrer Weſenheit darf als wichtiger Umſtand nicht überſehen werden, in wie nahe Berührung mit den Häuptern der Romantik die Künſtlerin ſchon als ganz junges Mädchen gekommen iſt; bereits in Jena machten ſich Einflüſſe auf ſie geltend, denen ſie ſich niemals wieder völlig entziehen konnte. Ihre andauernde Freundſchaft mit der Gattin Friedrich Schlegels, des Führers der Romantiker, ihre natürlichen Beziehungen zu den beiden Veit, zu Overbeck und der Schule der „Nazarener" brachten Louiſe Seidler ſogar für kurze Zeit die Nachrede ein, ſie ſei gleich Jenen zum Katholicismus übergetreten, ſie, die für den von Proſelytenmacherei bedrohten Hermann Nolte bangte (dem ſie in Rom die ganze Augsburgiſche Confeſſion abſchrieb, und der durch ſie ſtets mit proteſtantiſchen Erbauungsbüchern verſorgt ward), und ſo wenig gelegentlich der Communion bei

der Herzogin von Württemberg, als in Schmieders Predigten oder bei deſſen Betſtunden und Bibelerklärungen fehlte! „Der chriſtliche Glaube“ bezeugt auch dieſer, „war ihr Bedürfniß und Troſt; ſie hing treu an der evangeliſchen Kirche in aller Lauterkeit und Wahrheit.“ Zum heiligen Abendmahl nach altlutheriſchem Brauch ging ſie gewiſſenhaft jedes Jahr; ihr Lieblingschoral war das ſtreitbare Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,“ welches ſich vollſtändig abgeſchrieben in ihren römiſchen Tagebüchern findet — mitten unter Skizzen zu Apoſtelköpfen, Heiligenbildern u. ſ. w., welche die Schule der Nazarener verrathen; dann wiederum folgen Predigttexte, oder Bemerkungen wie: „Heute einen innigen, ſchönen Geſangvers geleſen;“ „behaglich in der Bibel geleſen;“ „die Schriften des Wandsbecker Boten hergenommen“ und Aehnliches.

Wenn ſie nichtsdeſtoweniger für die poetiſche Seite des Katholicismus lebhafte Neigung zeigte, ja, wenn ſie ſich in ihren Aufzeichnungen eines Tages ſogar anklagt, den Segen des Papſtes „ohne Andacht empfangen“ zu haben, ſo erhellt daraus eben nur, daß ihr, wie überall, ſo auch in der Religion ſtrenge Entſchiedenheit, äußerſte Klarheit über ſich ſelbſt und ſcharfbeſtimmte Bewußtheit mangelte. Verkehrte ſie doch während langer Jahre mit ſtark ausgeprägten Proteſtanten wie Niebuhr und Bunſen, ebenſolchen Katholiken wie Reinazzi und Fanny Caspers, mit der getauften Jüdin Henriette Herz, und endlich mit Convertiten wie Prinz Friedrich von Gotha, Auguſte Klein, Dorothea Schlegel nebſt deren Söhnen u. ſ. w. in völlig gleicher, aufrichtiger Herzlichkeit und ohne die leiſeſte Disharmonie, gewiſſermaßen als neutrale Perſon — wie ſie ja auch in München, trotz Jacobis und Schellings Zerwürfniß, mit Beiden befreundet blieb, ohne der Wahrheit und Gradheit ein Opfer zu bringen. Es ging eben ein ausgeprägt verſöhnender Zug durch ihr im höchſten Grade anſchmiegungsfähiges Weſen.

Weich, hingebend, innig, fromm, war die milde Künſtlerin in erſter Reihe chriſtlich gläubig; dann erſt trat das Lutherthum bei ihr in ſeine unverbrüchlichen Rechte. Zugleich aber blieb es ihr Bedürfniß, ihrem innerſten Empfinden äußere Geſtalt verliehen zu ſehen; wie ſie deßhalb Feierlichkeit — namentlich Muſik, Bilderdienſt, Kerzenſchein

Digitized by Google

und Weihrauchduft bei'm Gottesdienſte verlangte, ſo rang die nämliche lyriſche, weiche, ſchwärmeriſche Stimmung auch nach Ausdruck durch ihren Pinſel. Von welcher gewaltigen Gluth und Tiefe dieſe Stimmung aber war, davon giebt erſt der Einblick in die Correſpondenz Louiſe Seidlers einen annähernd vollſtändigen Begriff. Diejenigen, mit denen ſie die maleriſche Richtung theilte, betrachteten alle Kunſtübung gradezu als Gottesdienſt; „meine Kräfte" ſagt Maria Ellenrieder einmal, „gehören nur der Kunſt und dem lieben Gott; durch die Kunſt öffnet ſich über uns der Himmel und mit dieſem alles, was dem Geiſte und dem Herzen Nahrung ſchafft." Noch eindringlicher und ſtärker, beinahe eifernd, drückt ſich Pauline Steinhäuſer aus: „Du haſt" ſchreibt ſie ihrer alten Lehrerin, „wie ich, die Ueberzeugung, daß unſer Beruf uns vom Herrn aufgetragen iſt, mag es im allgemeinen auch ſonſt nicht der Beruf der Frauen ſein. Wenn wir aber wollen, was der Herr will, ſo ſind wir wohl geborgen und brauchen um den Erfolg nicht beſorgt zu ſein. Ich bedauere die Künſtler, die einer fleiſchlichen, von Gott abgewandten Richtung anhängen, die das Leben auffaſſen wollen, ohne es mit dem himmliſchen Lichte des Evangeliums zu verklären. Ich bin mit Dir der Meinung, daß das Studium der ganz alten Meiſter die einzig ſichere Baſis iſt, und es wird wieder eine Zeit kommen, wo die Kunſt dem Glauben dient, wo ſie nichts anderes will, als den Herrn verherrlichen; alles andere iſt ja doch nur vergeblich." Aehnlicher Zeugniſſe wären noch mehrere anzuführen, ſämmtlich zum Beweiſe, wie bedeutend bei den unſerer Malerin im Geiſte Verbundenen, und ebenſo in der künſtleriſchen Weſenheit der letzteren ſelbſt, die Schärfe des Verſtandes von der Inbrunſt des Gefühls übertroffen wurde.

Bei aller tiefen Frömmigkeit, welche Louiſe Seidler innewohnte, war ſie jedoch nichts weniger, als eine Betſchweſter. Scherz, Luſtbarkeit, Tanz, Muſik, gelegentlich Comödienſpiel — kurz, alles was den Menſchen harmlos erheitern mag, ſuchte ſie mit Freuden auf; ihren munteren Sinn thut außerdem mancher gute Witz dar, den ſie in ihre Tagebücher einſtreut; daneben kennzeichnet ſich das praktiſche, auf ſich

Digitized by Google

ſelbſt geſtellte Frauenzimmer durch das ſorgfältige Aufnotiren von Recepten zu „Kartoffelpaſteten", „Griesklößchen in die Suppe" oder „Firniß zu conſerviren", welche ſich in naivem Wechſel neben den zuvor erwähnten Skizzen von Heiligenbildchen, neben den Bibelſtellen und eigenen wie fremden Bemerkungen über Künſte oder Alterthümer finden.

Im Uebrigen gilt von der Schriftſtellerin Louiſe Seidler ähnliches, wie von der Malerin; auch jene beſitzt ihre Stärke nicht auf Seite der Kritik oder nur der Objektivität. In Einfalt übte ihr kindlich Gemüth, was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht; allein grade dadurch, daß ſchlichte Treue voll unbefangener Harmloſigkeit ſchildert, was ſie empfänglichen Sinnes beobachtet hat, erhält die Erzählung Reiz und Werth, wenn dieſer zunächſt auch weniger im Darſtellen pſychiſcher Merkmale oder im Entwickeln von Seelengemälden, als vielmehr im Auffaſſen und glücklichen Wiedergeben von Aeußerlichkeiten zu ſuchen ſein dürfte. Nicht zum mindeſten bewährt ſich Louiſe Seidlers im Eingange dieſes Buches hervorgehobene Eigenſchaft als „Spiegel" auch darin, daß ſie hauptſächlich für die äußeren Eigenthümlichkeiten eines Geſichtes, eines ganzen Menſchen das ſchärfſte Auge hat, und alles, wodurch ein Bild ähnlich wird, bis auf die letzte Kleinigkeit in der Tracht mit faſt greifbarer Deutlichkeit wiedergiebt. Sie iſt Portraitmalerin auch mit der Feder.

Ueber unſere Künſtlerin als Briefſchreiberin fällen am beſten einige ihrer Correſpondenten ſelbſt das Urtheil. „Wie viel Intereſſantes enthält wieder Ihr Brief!" beginnt ein Schreiben der Majorin Serre auf Maxen aus dem Jahre 1863, „Niemand weiß ſo alle ausſtehenden Fragen im voraus zu beantworten, wie Sie! Jedes Ihrer lieben Worte iſt immer anregend, erhebend und voll Liebe und Theilnahme. Ja, Sie verwöhnen; man wird unbeſcheiden in ſeinen Anſprüchen an die Freunde." Die treuherzige Maria Ellenrieder aber ſagt in ihrer ſchlichten Weiſe: „Ich danke Dir herzlich für Deinen lieben Brief! All Deine Sprache klingt mir wie Kunſtſprache, und Deine Erzählungen erbauen mich immer, denn ſie kündigen die Lebhaftigkeit Deines Geiſtes und Dein Vorwärtsſtreben mir ſo mahnend an, daß mir immer dabei jene Zeit wiederkehrt, wo Du Dich meiner ſo getreu annahmſt!"

Digitized by Google

Louise Seidler correspondirte gern und viel; nicht minder pflegte sie auch ihre geselligen Beziehungen. Wie einst ihr großes Zimmer in Rom, so war auch ihre Wohnung im Jägerhause zu Weimar oft der Sammelplatz trauter Freunde und lieber Gäste; die Künstlerin verstand es aus dem Grunde, die angenehmste Behaglichkeit um sich zu verbreiten, so daß sich jedermann „wohlig" bei ihr fühlte. Bescheiden, aber freundlich war die Wohnung eingerichtet; auf den Fensterbrettern fehlten nicht die schmückenden Blumen; die Wände wurden geziert durch selbstgefertigte Copien nach alten Meistern, darunter die Madonna di Foligno, die Madonna Tempi und Sassoferratos Madonnenkopf. Daneben erblickte man den Schinzschen Ecce homo nach Philipp Veit, und von diesem eine Originalskizze, über deren Entstehung das römische Tagebuch folgende Auskunft giebt: „Philipp Veit probirte scherzhaft meine Pastellfarben, es entstand ein schöner Frauenkopf." Außerdem war der Jupiter von Phidias, ein betender Engel und einige Portraitbüsten in Gyps aufgestellt; das Ganze erschien sinnig und hübsch; stille Zufriedenheit der Bewohnerin sprach aus allem. Besondere Sorge war der reichhaltigen Kupferstichsammlung gewidmet, welche Louise Seidler in Italien angelegt hatte und noch fortwährend vermehrte; auch diese ist nach dem Tode der Besitzerin bedauerlicher Weise zerstreut worden.

Im Einklang mit dem freundlichen Inneren stand das Aeußere Louise Seidlers. Regelmäßig schöne Züge hat sie allen vorhandenen Bildern zufolge nie besessen, aber sie war gewinnend und lieblich; als um ihr dreißigstes Lebensjahr Blatternarben ihr Gesicht entstellt hatten, kündeten sprechende blaue Augen die Güte ihrer wohlwollenden Seele noch immerfort. So schildert sie auch Dr. Schmieder: „schlank von Gestalt, gut gewachsen, das Gesicht durch die Pockennarben nicht entstellt, der Ausdruck der Augen, des Blicks und der Geberden freundlich und gewinnend;" und ein Dresdener Bericht erzählt aus dem Jahre 1830: „Im Geiste sehe ich Louisen mit ihrer Freundin Solger über den Markt gehen, im eindringlichen, aber immer ruhigen Gespräch oft stille stehend, die Schultern in einen schönen, bunten Shawl gehüllt, den

Digitized by Google

ſie anders, als alle Damen, etwas nachläſſig maleriſch, aber auf eine ihr völlig natürliche Art trug, wie ſie denn immer ſie ſelbſt war und nie etwas ſein wollte. Das blieb ihr auch im Verkehr mit den verſchiedenartigſten Menſchen eigen, unter denen ſie nur das Gemeine mied."

Ihre Erſcheinung blieb bis in ihr Alter anmuthig, harmoniſch, gerundet; der mittelgroße, ſchlanke Körperbau gehoben durch eine kleidſame, doch immer ſchlichte Tracht. In einem ihrer römiſchen Briefe dankt ſie dem Vater für ein Geſchenk von Spitzen, welches ihr ſehr willkommen geweſen ſei. „Ich habe es mir zum Geſetz gemacht," ſchreibt ſie, „weil ich ſo gern etwas für meine Schweſter thun möchte, mich im Anzuge immer der größten Einfachheit zu befleißigen. Ich trage mich deßwegen auch nur ſchwarz, im Winter einen Caſtorhut, im Sommer einen Strohhut ohne viel Garnirung." Die Beſcheidene iſt ſich in dieſer Hinſicht treu geblieben, ſo lange ſie lebte.

Beſeelt und durchgeiſtigt war ihr Geſicht, wenn ſie redete; ſie hatte eine zwar leiſe, aber wohlklingende Stimme. In vorgerückten Jahren war ihr ein halblautes Sprechen und häufige Anwendung von Diminutiven der Ausdrücke zur Gewohnheit geworden; eine Aeußerlichkeit, welche leider dazu beitragen ſollte, daß Louiſe Seidler oftmals minder günſtig und warm beurtheilt wurde, als es ihr aufopferungsvoller, treuer Sinn im höchſten Maße verdiente.

Immer freilich fanden ſich edle Menſchen, welche, auf den Grund ihres vortrefflichen Herzens ſchauend, ihr die innigſte Freundſchaft bewahrten. Männlicher Trennung achtete Louiſe Seidler nicht; geiſtigem Stillſtande entſchieden abhold, unterhielt ſie regen Briefverkehr ſelbſt dann noch, als ſie, bereits erblindet, ſich fremder Hände dazu bedienen mußte. Sie wollte nicht vergeſſen ſein; Abgeſchiedenheit war ihrem Weſen nicht natürlich. Ebenſo knüpfte ſie noch gern neue Bekanntſchaften an, auch als ſie bereits ſiech an ihr Zimmer gefeſſelt war; bewährte Freunde empfing ſie bis zu ihrem Tode. Nie aber hörte der Beſucher von ihr ein Wort der Klage über ihre Leiden; der gewöhnliche Egoismus Kranker war und blieb ihr fremd. Immer nur

Digitized by Google

von Anderen, nie von ſich war bei ihr die Rede — ſo hatte ſie gelebt, ſo iſt ſie geſtorben.

Unweit von der Fürſtengruft, wo die Gebeine ihrer edlen Wohlthäter, Carl Auguſts und Goethes, ruhen, ſchlummert auf Weimars Friedhofe auch Louiſe Seidler. Ein ſchlichter Stein mit dem ſelbſtgewählten Spruch, mit Namen, Geburts- und Todestage deckt ihre Reſte. Zu Häupten deſſelben erblickt man den von Angelica Facius modellirten Heiland.

Aber noch über das Grab hinaus ſtiftete Louiſe Seidler Gutes. Der Ertrag ihrer Aufzeichnungen wurde von ihr letztwillig der in Weimar beſtehenden „Falkſchen Anſtalt für verwahrloſte Kinder" zugeſichert. Das Vermächtniß iſt jetzt längſt in Kraft getreten; als Unterabtheilung der genannten Anſtalt iſt laut Bekanntmachung des Großherzogl. Sächſ. Staatsminiſteriums, Depart. des Großherzogl. Hauſes und des Cultus vom 8. October 1873, am 24. Juni 1873 „unter dem Namen „Louiſe Seidler-Stiftung" eine Stiftung in's Leben gerufen worden, aus deren Mitteln alljährlich ein in dem Falkſchen Inſtitute erzogenes Mädchen, welches bei einer und derſelben Dienſtherrſchaft ihr erſtes Dienſtjahr zur vollen Zufriedenheit der Herrſchaft vollendet hat, prämiirt werden ſoll. Die Prämie wird in einem Betrage bis zu neun Thalern alljährlich am 28. October, dem Geburtstage Johannes Falks, verliehen."

So iſt denn dafür geſorgt worden, daß der Name und das Andenken der edelherzigen Malerin unvergeſſen ſei; nach dem Bibelworte: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet in Segen."

Verzeichniß der Eigennamen.

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten, auf denen die Namen vorkommen.)

Adam 164.
Albert, Prinz-Gem. v. England 71. 236.
Alexander, Kaiser v. Rußland 40.
d'Alton 109.
Amsler 185. 202.
Anna Amalie, Herzogin v. Weimar 3. 4. 6. 24. 25. 113.
Arndt, Ernst Moritz 93.
Asverus 136.
Atterbom 140—45. 151. 151. 181.
August, Herzog v. Gotha 28. 70. 71. 73. 76. 77. 132. 133. 147. 154. 203. 229. 298.
Augusta, Prinzessin von Weimar (Deutsche Kaiserin) 321. 326. 327. 329. 361. 371. 372. 379.

Bäse 292. 293.
Baldi 269—71.
Bankrost 300.
Bardeleben, Frau v. 226. 354. 355.
Barbua, Caroline 64. 84.
Barth 202. 263.
Bartholdy 158. 178. 266. 281.
Basch 4.
Baudissin, Familie von 297.
Becher, Frau 89.
Beethoven 43.
Begas 185. 201.
Benda 25.
Benvenuti 295. 296.
Bernadotte 36. 37. 145.
Bernhard, Prinz. v. Weimar 94. 95.
Bertrand 119.
Bettina 59.
Bischoff 126. 152.
Blücher, Marschall 145.
Blücher 100. 107—9. 116.
Böhmer, Auguste 11. 12.
Böhmer, Caroline, s. Schlegel, Caroline.
Böttiger 366.
Boisserée, Sulpiz 131.
Borghese, Prinzessin 240.
Brandis 179. 226.
Braun 215.
Bridel 298.
Brizzi 62. 128.
Bröndsted 224. 225.
Buff, Charlotte 233.
Bunsen 178. 179. 214. 215. 306. 356.
Buonarotti (Michel Angelo) 54. 171. 246. 247. 258. 259.
Buti, Frau 182.
Buti, der Sohn 184.
Byström 252.

Campe 300.
Camuccini 237. 238. 288.
Canova 54. 193. 240. 241. 267.
Cardoni, Vittoria 205.
Carl August, Großherzog v. Weimar 3. 5. 40. 42. 59. 85. 94. 96—

Digitized by Google

98. 101. 109. 131. 132. 146. 147. 162. 183. 292. 296. 320—22. 333—36. 353. 368.
Carl Friedrich, Großherzog v. Weimar 321. 336. 368.
Carl Alexander, Großherzog von Weimar 4. 321. 367. 368. 379.
Carl, Prinz v. Preußen 306.
Caroline, Erbgroßherzogin v. Mecklenburg 41. 123. 368.
Caroline Amalie, Herzogin v. Gotha 70.
Carus 365.
Caspers, Fanny 12—15. 185—89. 222—26. 265. 360.
Caspers, Manon 12.
Catalani 152.
Catel 201. 306. 307. 312.
Caulaincourt 34.
Cesaris, de 230.
Charlotte, Prinzessin v. England 135. 235.
Christine, Königin v. Spanien 263.
Consalvi 211.
Constantin, Prinz v. Weimar 3.
Cornelius 54. 149. 157—59. 178. 190. 201. 263.
Corsini, Prinz 292.
Cotta 64.

Dalberg, Fürst Primas 27.
Daukelmann, Frau v. 48.
Dankelmann 100.
David 324.
Dietrichstein, Fürstin 230. 237. 238.
Dittenberger 379.
Döll 15.
Donner 332. 333.
Doré 225.
Doré, Marie 226. 360.

Eberhardt 161. 192. 193.
Ecking 95. 105. 107. 123.
Eggers 196. 197. 225. 256. 307.
Eggers, Elise 194—96. 256.
Egloffstein, Caroline v. 79.
Egloffstein, Julie v. 79. 324.
Elgin 152.
Ellenrieder, Conrad 319.
Ellenrieder, Maria 147. 197—200. 327.
Engelhardt 100.
Ernst I., Herzog von Coburg 71. 76.
Ernst II., Hz. v. Coburg-Gotha 71.
Ernst II., Herzog v. Gotha-Altenburg 76. 229.
Esterhazy, Fürst 280.
Ettinger, C. W. 4. 27.
Ettinger, Frau 6. 28. 70.
Ettinger, Caroline 74.
Ettinger, Eduard 4. 172. 173. 222. 230. 299.

Facius, Angelica 333. 379.
Falk, Johannes 101.
Ferdinand I., König v. Neapel 277. 291.
Ferdinand III., Großherzog v. Toscana 291.
Ferretti 232.
Fesch 289.
Fichte 105.
Flor 200. 201.
Förster, Ernst 263. 324.
Förster, Friedrich 134.
Fouqué 87. 88. 102. 103. 109.
Franz I., Kaiser v. Oesterreich 116. 265. 267.
Freiberg 165.
Friedrich, Casp. Dav. 46. 47. 81. 121. 123.
Friedrich IV., Herzog v. Gotha 28. 76. 77. 172. 173. 229—33. 237—39. 259. 261. 298.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 3.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 93. 179. 211. 306—8.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 83. 179.
Friesen, Freiin v. 135.
Fritsch 106.
Fritsch, Frau v. 107.
Frommann, C. F. E. 4. 18. 19. 21—27. 49. 50. 66. 103. 120. 148.
Frommann, Frau 19. 20. 26. 87.
Frommann, Alwina 19.
Frommann, F. J. 22. 32.

Digitized by Google

Galinsky 119.
Genelli, Bonaventura 370.
Genelli, Camillo 370.
Gensler 5. 71.
Geoffroy 36—38. 59.
Georg, Großherz. v. Mecklenburg-Strelitz 61.
Gersdorff 106.
Giuliano 231.
Görtz, Graf 4.
Goethe 4. 5. 9. 10. 18—27. 40—43. 47—67. 73. 79—94. 98—113. 117. 118. 125—32. 135. 137—39. 146—48. 152—55. 158. 159. 169. 172. 222. 232. 292. 296. 305. 320. 322. 334. 337—56. 363—67. 371. 373.
Goethe, Christiane v. 53. 55. 83. 129.
Goethe, August v. 10. 54. 100. 101. 214.
Goethe, Ottilie v. 355. 364. 367. 371. 378.
Goethe, Alma v. 357.
Goethe, Walther v. 371. 380.
Gotter 12.
Gotter, Pauline (Fr. v. Schelling) 12. 15. 21. 25. 27. 51. 58. 66. 78. 79. 82—84. 87. 93. 96. 98. 108. 129. 136. 141. 142. 144. 145. 151. 155.
Graff 63.
Graffalkovics 186.
Grafft 70. 75. 203. 204.
Gries 18. 19.
Grillparzer 151. 152. 232. 233.
Grimm, Frau 62.
Gröben, Henriette v. d., s. Selger, Frau.
Günther 22. 113.

Hartmann 65.
Helene, Herzogin v. Orleans 42. 368.
Helldorf 117.
Helldorf, Frau v. 111.
Henckel 112.
Henckel, Frau v. 57.
Hendrich 18. 35. 95.
Henry 31. 32.
Hermann 201.
Herz, Henriette 49. 52. 154. 155. 162. 172. 173. 177—81. 194. 223. 226. 227.
Herzlieb, Minna 19—23. 66. 90.
Hestermann 273. 281.
Heß 149. 150.
Heygendorf, Fr. v., s. Jagemann.
Heygendorf, August v. 108.
St. Hilaire 307.
Hirzel 137. 337.
Hjort 141. 144. 145. 151. 204.
Hohenlohe 368.
Hope 185.
Hoppfeld, Helene 334. 369. 380.
Hufeland 18.
Humboldt, Alex. v. 335.
Humboldt, Wilh. v. 181. 227. 228. 322.
Humboldt, Frau v. 157. 161. 181—83. 187. 226—29. 234.
Humboldt, Caroline v. 181. 227. 228.
Humboldt, Gabriele v. 181. 227.

Iffland 55. 83.

Jacobi, F. H. 139—41. 155. 156. 162.
Jacobi, Helene 140.
Jacobs, C. F. W. 5. 27. 72. 74. 75.
Jacobs, P. E. 5. 342.
Jagemann 75. 95. 97. 114.
Jagemann-Heygendorf, Fr. v. 38. 39. 42. 48. 57. 85. 97. 99—101. 108. 125. 128. 132. 162. 322.
Josè 208.

Kaatz 63.
Kaulbach 161.
Kersting 46. 47. 88—90. 121.
Kestner 190. 205. 233. 355.
Kieser 80. 87. 96. 98. 102. 103. 106. 110. 113. 114.
Klein, Auguste 182. 187. 195. 196 205. 222. 256. 313. 317.

Kleist, General v. 104. 106. 107. 176.
Kleist, Major v. 103. 104.
Kloß 210.
Knebel 3. 23—27. 49. 62. 85. 86. 89.
Knebel, Frau v. 24. 25.
Knispel 13. 14.
Knobelsdorf, Frau v. 53.
Koch 137. 178. 190—92.
Köthe 80. 87. 93. 106.
Körner, Appellat.-Rath 48.
Körner, Theodor 48. 93.
Kotzebue 170. 218. 282.
Kügelgen, Gerh. v. 47. 51. 63—65. 80. 81. 84. 85. 104. 120—24. 218.
Kügelgen, Frau Gerhard v. 63. 65. 122. 123.
Kügelgen, Wilh. v. 120.
Kummer 45. 122.
Kummer, Auguste 122.
Kurland, Herzogin v. 75.
Langer, J. P. v. 136—38. 145—49. 153. 170.
Langer, Frau v. 146.
Langer, Robert v. 136. 146. 149.
Lannes 33.
Lengerich 182.
Lenz 86.
Leopold, König von Belgien 135. 235. 236.
Lindenau 77.
Lips 150.
Loder 18. 26.
Löffler 140.
Loewenich, Frau v. 163. 166. 169. 173. 174. 267. 273. 281.
Louis XVIII., Kg. v. Frankreich 119.
Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen 29.
Louise, Herzogin von Weimar 40—42. 66.
Louise, Prinzessin von Gotha 70.
Louise Charlotte, Herzogin von Gotha 70.
Ludwig I., König v. Bayern 160. 161. 193. 200. 234. 293. 297. 298.
Lützow 190.
Lund 238.
Luther 150. 151.

Mackenzie, Miß 187. 188. 225. 355.
Magnani, Anna 188. 189.
Marezoll, Superintendent 17. 18. 120.
Marezoll, Julie 17.
Marezoll, Louise 17. 18. 94.
Maria Paulowna, Großherzogin v. Weimar 41. 63. 79. 103. 124. 368.
Maria, Prinzessin v. Weimar (Prinzessin Carl v. Preußen) 321.
Marie Louise, Großherzogin v. Parma 119.
Marschall, Frau v. 335.
Massimi 158. 194. 197.
Matthäi 65.
Matthisson 323.
Metzger 297. 298.
Meyer, Heinrich 54. 60. 66. 81. 127—31. 153. 320.
Müffling 110. 119.
Müller, J. C. E. 322. 323.
Müllner 151.
Murat 110. 276. 284.

Näke 205.
Napoleon I. 29—42. 73. 83. 84. 94. 116—21. 125. 185. 240.
Nicolovius, Alfred 360.
Niebuhr 172. 178—80. 211—15. 251. 265. 301—7. 349. 350.
Niebuhr, Frau 303. 304. 349. 350.
Niebuhr, Amalie 303.
Niebuhr, Marcus 303.
Niesemeuschel 35.
Niethammer, Reichsrath v. 140.
Niethammer, Frau Prof. 136. 156. 162.
Nolte, Ferdinand 209.
Nolte, Hermann Octavio 207—9.
Nolte, Vincent Otto 209.

Olivier, Ferdinand 174.
Olivier, Friedrich 174.
Overbeck 157—59. 178. 181. 194—97. 205. 294. 317.

Digitized by Google

Overbeck, Nina 194—97.
Ozanne 16.

Paganini 231.
Palmaroli 203.
Passavant 177.
Passow 45.
Pecht 199.
Pius VII., Papst 75. 184. 211. 212. 230. 248. 263. 311.
Platner 216. 217.
Pölzig 71.
Pogwisch, Frl. v. 371.
Pomme 36.
Preller 292. 357. 358.
Preller, der Sohn 358. 374.
Pulini 173. 176.
Pulini, Adelheid 173. 314.
Pulini, Caroline (Frau Ph. Veit) 173. 176. 177. 201.

Quandt 54. 69. 205. 206. 245. 246. 252. 288. 293. 336—52. 362—64.
Quandt, Frau v. 205.

Rafael 45. 51. 60. 123. 146. 147. 164. 170. 171. 177. 251. 291—93. 299. 306—8.
Rambour 201. 271.
Ramdohr 274.
Ramdohr, Frau v. 274. 280.
Ramdohr, Lilli 280.
Raupach 323.
Recke, Elise v. d. 124.
Reden, Baron v. 234. 235.
Reden, Elise v. 234.
Reden, Henriette v. 234. 326.
Reichard 4. 27.
Reichardt 20.
Reichel 163. 164.
Reinhart 201.
Remy 312.
Renazzi 260. 288. 289.
Reputin 121.
Rhoden 216. 217.
Rhonberg 149.
Riemer 19. 27. 49—54. 153. 365.
Riepenhausen, Franz 202.
Riepenhausen, Johann 202.
Rieß 213.
Ringseis 145. 155. 161.
Rodde, Frau 123. 124.
Rösel 219. 221.
Roth 140. 162.
Roux 28. 29.
Rückert, Heinrich 105.
Rumohr 269—71. 294—98.
Ruscheweyh 216.

Sacken 112.
Salathé 267—72.
Salzmann 14.
Salzmann, Frau 14.
Schadow, Rudolf v. 157. 300.
Schadow, Wilh. v. 157. 158. 178. 182. 183. 187. 201. 202.
Schätzler 136.
Schelling 11. 18. 82. 83. 87. 141—45. 151—56. 162. 181.
Schiller 6. 8. 48. 106. 124. 125. 187. 309.
Schiller, Sohn 117.
Schiller, Frl. v. 101.
Schinz, Hans Rudolf 318. 319.
Schinz, Caspar 149. 150. 162—66. 174. 177. 182. 185. 189. 194. 198. 199. 233. 238. 267. 272. 274. 284. 287—93. 299—303. 307. 310. 314. 317—24. 327. 368.
Schinz, Daniel 318.
Schinz, Johannes 327. 368. 369. 374. 375. 378.
Schinz, Julie 368.
Schlegel, Aug. Wilh. 11. 18. 82.
Schlegel, Friedrich 11. 18. 206. 207.
Schlegel, Caroline 11. 82.
Schlegel, Dorothea 23. 157. 176. 177. 180. 181. 195. 196. 206—8. 239. 240. 256. 288. 327.
Schleiermacher 49. 52. 53.
Schmieder 195. 212. 213.
Schnorr v. Carolsfeld 174. 196. 197. 288.
Schopenhauer, Frau 49. 51. 57. 102. 111. 124.
Schorn 356.
Schröder 16. 17. 43. 58.
Schröder, Sophie 151.
Schuchardt 56. 66. 153. 305.

Digitized by Google

Schütz 26.
Schütze 102.
Schwalow, Gräfin 230.
Schwarzenberg 5. 117.
Seebeck 26. 52. 59. 135.
Seidel 40. 42.
Seidelmann, Frau 204.
Seidler, Joh. Wilh. 3—5.
Seidler, Heinrich 5.
Seidler, Amalie 4. 6.
Seidler, Dorette 5. 6. 10. 11. 15. 27. 378.
Seidler, Wilhelmine 6. 7. 16. 29. 120.
Senff 183. 205.
Serre, Frau v. 365.
Solger 53. 82.
Solger, Frau (Henr. v. d. Gröben) 53. 57. 82. 374.
Solger, Caroline 374.
Sonnariva, Graf 185.
Spiegel, Frau v. 79.
Staal 112.
Steffens 140. 145.
Stein, Frau v. 4. 360.
Steinhäuser 367.
Steinhäuser, Frau 357. 367.
Stephanie, Großhrzgin. v. Baden 40.
Stieler, Frau 11—16. 38. 186.
Stieler, Charlotte 12. 29. 33. 80.
Stock, Doris 48.
Stockmar, Chr. Fr. 17. 92. 135. 235—37. 300.
Stockmar, Carl 92.
Strad 120.
Strohmeier 42.
Stuntz, Vater 164. 165.
Stuntz, Electrine 164. 165.
Sturmfeder, Frl. v. 235.
Suſemihl 114. 117.
Suter 178.

Talma 41.
Tenerani 184.
Thäter 352.
Thierſch 140. 207.
Thorwaldſen 161. 182—93. 223—26. 235. 267. 311. 312.
Thümmel, M. A. v. 133—35.
Thümmel, Miniſter v. 133. 134.
Thümmel, v. (Sohn) 134.
Thürmer 155.
Tieck 18. 23.
Tieck, Dorothea 23.
Uberto 283. 284.
Uhland 141.
Ulrich, Caroline 53.
Unzelmann 54.
Veit, Johann 159. 176. 180. 299.
Veit, Philipp 23. 65. 158. 159. 175—80. 187. 205. 256. 294. 312. 327. 331. 359.
Vera, Frau 231.
Victoria, Königin v. England 71. 236.
Vogel 44. 45. 63. 345.
v. Voigt 86. 100. 101.
Voigt 26. 126.
Voigt, Suſette 26. 55. 162.
Wach 183.
Waddington 178.
Wagner, F. 199.
Wagner, J. M. 193.
Walch 22.
Weiland 101. 102. 106. 113.
Wermelskirch 376.
Werner, Zacharias 26. 27.
Weſſelhöft 87.
Weſſelhöft, Betty 49. 51.
Wieland 3. 41. 124.
Wilhelm, Prinz v. Preußen (Deutſcher Kaiſer) 306. 326.
Wilhelm, Prinzeſſin v. Preußen 158. 329.
Winkel, Thereſe aus dem 67—69.
Witte 233.
Wittgenſtein, Fürſtin 367. 368.
Wittgenſtein, Prinzeſſin 367.
Wolff, P. A. 125.
Wolzogen, Frau v. 182. 183.
Württemberg, Herzogin v. 209.
Wyatt 355.
Ziegeſar, Geh. Rath v., u. Kanzler 77—80.
Ziegeſar, v., Reg.-Rath 98. 99.
Ziegeſar, v., Oberforſtmeiſterin 63.
Ziegeſar, Silvie v. 26. 43. 63. 77—80. 93.
Zelter 49. 322.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

This book is a preservation photocopy.
It was produced on Hammermill Laser Print natural white,
a 60 # book weight acid-free archival paper
which meets the requirements of
ANSI/NISO Z39.48-1992 (permanence of paper)

Preservation photocopying and binding
by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts

1995

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Digitized by Google

FA 4038.2

AUTHOR

TITLE
Erinnerungen und leben der...

DATE DUE | BORROWER'S NAME

NOTIFY
AT THE BINDERY NOV 2 1 1995

FA 4038.2

Digitized by Google

Digitized by Google